Lebensbeschreibungen beruehmter und ...

Carl Nicolai, Johann Christian Ludwig Niemeyer, Johann Friedrich Krueger

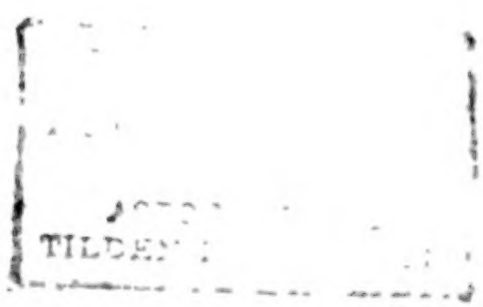
Digitized by Google

Digitized by Google

Lebensbeschre

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

THEODOR KÖRNER.

Digitized by Google

Magazin
der
Biographien
denkwürdiger Personen
der
neuern und neuesten Zeit.

Ein
historisches Journal in zwanglosen Heften.

In Verbindung
mit
mehreren Gelehrten
herausgegeben
von
Carl Nicolai.

Erster Band.

Quedlinburg und Leipzig, 1817
bei Gottfried Basse.

Digitized by Google

Nachricht für den Buchbinder.

Der umstehende Haupttitel wird den ersten drei Heften, als den ersten Band ausmachend, vorgebunden.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
312797
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

Digitized by Google

Magazin

der

Biographien

denkwürdiger Personen

der

neuern und neuesten Zeit.

Ein

historisches Journal in zwanglosen Heften.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Ersten Bandes erstes Heft.

Mit Theodor Körners Bildniß.

Quedlinburg 1816,

bei Gottfried Basse.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Der Mensch sehnt sich nach einem Ideal. Warum? Weil unter vielen Tausenden nicht einer ist, der in sich selbst Kraft, Stärke und Gehalt genug fühlt, eine eigenthümliche Vollendung, welche der Beachtung werth sei, sich geben zu können, indem die Gemeinheit der Leidenschaften, die am Boden klebt, mit dem Urstoff der Hoheit in stetem Kampf liegt, und gewöhnlich die Rohheit der Leidenschaften den Sieg davon trägt, wenn auch mitunter Lichter des Urstoffes durchblitzen. — Um so mehr werden daher in Zwischenräumen der Ruhe die anerkannten Ideale bewundert und angestaunt, um so mehr sucht man den Weg auf, welchen sie gingen, da der Mensch immer höher strebt, und da in der bekannten Schöpfung kein Wesen ist, welches der Nachahmung des Ergreifenden, des Guten sich mehr anneigte, als der Mensch. Vielleicht ist dieser Instinct — wenn wir wollen — der Nachahmung des Guten eben das, was ihm

die Menschenwürde, den höchsten Grad irdischer Vollendung, nach und nach gegeben hat.

Ausgegangen von dem Gesichtspunct, daß Nachahmung des Guten das Menschengeschlecht weiter fördere, so kann auch nicht leicht den, der die Regsamkeit des Urstoffes in sich fühlt, etwas mehr ergreifen, als die Geschichten der Zeit und der Vorzeit, die Erzählung von denen, welche um Volk und Vaterland in Zeiten der Gefahr, welche um Wissenschaft, um Kunst sich verdient machten, oder derer, welche, ohne in den Annalen der Geschichte zu glänzen, durch stilles Verdienst und jene großen Tugenden, welche um so herrlicher sind, je weniger Schein sie haben, von segenreichem Einfluß für ihr Zeitalter waren.

Solche Wesen — welche man Wesen höherer Art nennen könnte — der Vergessenheit zu entziehn, da die Geschlechter der Menschen vorüber wandeln, wie die Mondnacht am Gebirge, das ist die Pflicht dessen, den die Muse der Geschichte nicht ungünstig anblickt, und von hohen Vorbildern zu reden, das ist die beste Weisheit, die beste Moral. Wo die Kraft und Größe in der That sich bekundete, wo das edle, hohe Gefühl in der sanften Mäßigung sich aussprach, dahin tretet, und betet an!

Mit historischer Treue werden in dieser Gallerie die Lebensbeschreibungen denkwürdiger Personen

der neueren und neuesten Zeit dem Publikum vorgelegt. Die Auswahl der Gegenstände wird von dem Zweck dieser germanischen Schrift überzeugen. Das schwere Räthsel: „Mensch" ist erst gelöset, wenn der Staub dem Staube wieder gegeben ist, und daher wird hier nur von Personen die Rede sein, welche nur noch in der Erinnerung leben, und deren irdisches Dasein also vollendet vor uns liegt.

Fluch dem Jahrhundert, welches nicht seine Helden rühmt, welches nicht der Nachwelt es verkündet: diese waren die Sterne, die an meinem Himmelsbogen, glänzende Lichter, prangten, von ihnen kam, oft unbemerkt, der milde Schein, welcher Licht in die Nacht des alten Chaos brachte! — Ohne Partheigeist, denn wir alle sind Kinder eines allgemeinen, großen Weltgeistes, wird hier geredet, und Wahrheit, das unverbrüchliche Erforderniß der Geschichte, soll gegeben werden. — An Beispielen sich erlaben zu können, ist besser, als alle Tugendlehren.

Was der Mensch durch sich selbst vermag, wenn er nur will, das sehen die mehresten nur dann erst ein, wenn sie am Ziel stehn; diese Kraft zu üben, das versuchen Wenige, und unter diesen Wenigen ist selten einer, der bis zum Ziel eine Ausdauer bewährt: dann aber dürfen wir ihn auch einen großen Menschen, der sein Schicksal zwang, während Tausende ein Spiel dieses Schicksals wur-

den, nennen. Ermuthigt werden wir auf der schwer bedrängten Lebensreise durch das Bewundern solcher großen Geister, und eben darum hat die Geschichte für jeden, der den Zweck des Lebens kennt, für jeden, der seinen Beruf zu erfüllen strebt, so viel Anziehendes.

Unser Jahrhundert ist reich an Begebenheiten, an großen Personen, und es wird genannt werden, so lange die Geschichte einen Griffel hat. Ehret die Heroen eures Jahrhunderts, und suchet nicht in der fabelhaften Vorwelt eure Vorbilder, um in einer mißverstandenen Abentheuerlichkeit den wahren Sinn des Lebens zu verlieren. Die großen Seelen der Mitwelt sind euch die nächsten Verwandten; ihren Sitten, Gebräuchen, Meinungen und Lebensverhältnissen könnt ihr am leichtesten euch anfügen, darum — ahmt ihnen nach! —

Alle Hülfsquellen, welche aufgefunden werden konnten, sind bei den Lebensbeschreibungen der hier aufgestellten Personen benutzt, sobald die Ueberzeugung von der Aechtheit der Quelle sich ergab; besonders aber ist man, bei den Männern und Frauen unsers letzten Zeitalters, bemüht gewesen, durch Privatnachrichten das zu sammeln und zu ordnen, was zu der Characteristik des Gegenstandes der Behandlung gehört. Daher wird überall sehr vieles Neue, was nur wenigen bis dahin bekannt war, hier mitgetheilt. — Ein besonderes Augenmerk ist

darauf gerichtet, daß der Thatenheld rein historisch, der Künstler nach seinem freien Sinn, und edle Frauen in ihrer Glorie weiblicher Veredlung, — jedes nach seinem eigenthümlichen Character — dargestellt worden. So ist jedes Gemälde in dieser Gallerie ein geschlossenes Ganze, und jede Biographie ein Trümmer, dem gewaltigen Zeitenstrom, welcher mit donnernder Gewalt alles verschlingen will, entnommen.

Ein Gemälde ohne Schatten würde in der Monotonie ermüden und langweilig werden. Der Wechsel erhält die Welt und belebt den Menschen. Ohne Tugend gäb es kein Laster, und ohne Feigheit und Verrath gäb es keine Helden. Darum sind in dieser Gallerie mitunter auch Schlagschatten angebracht, dem Gemälde reinen, dauernden Gehalt zu geben, und damit, wenn diese Nachrichten auf die Nachwelt kommen, dieselbe unsere Mittheilungen nicht als Ruhmredigkeit, als ein Gaukelspiel, dem lebenden Volk gegeben, betrachten und würdigen möge.

Große Geister gehn ihren eignen Gang; einen Gang, der häufig Reibungen mit dem Volk der Prosa veranlaßt, Reibungen, bei welchen der Janhagel nicht begreifen kann, daß der große Geist mehr als ein gewöhnlicher Mensch sei, der in fein hergebrachter Zucht und Ordnung es sich nicht unterfangen würde, eine neue Bahn, welche der Ur-

großvater nicht schon aufgesucht gehabt hätte, zu wählen. Diese großen Geister in ihrem Wirken und Thun zu begleiten, diesen Auserwählten, welche nicht an dem Blatt kleben, auf welchem sie in ein sturmbewegtes Leben gebracht wurden, zu huldigen, diese Genialität, welche zuletzt nur angegafft wird, und zwar nach den äußern Zeichen, zu rühmen, das ist eine, dem Historiographen sehr werthe Pflicht. — Mögen die Germanen an diesen Vorbildern sich erlaben, möge Partheigeist, diese giftige Hyder, welche früherhin dem großen Deutschland seine furchtbare Selbstständigkeit entriß, nach diesen Ansichten immer mehr und mehr sich verlieren, möge Allgemeinheit des Zwecks endlich jenes Einverständniß herbeiführen, welches alle Germanen zu Brüdern macht, welches allen Stämmen deutscher Union ein Feldzeichen giebt, und dadurch allein der ganzen, bekannten Welt Achtung vor dem furchtbaren Deutschland abzwingen muß!!

I.

Friedrich Wilhelm

Herzog von Braunschweig-Lüneburg und Oels.

— — — Die Manen hassen
Alles Gepränge, das sie belüget.

Herder.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm

Herzog von Braunschweig-Lüneburg und Oels.

Der Stamm der Guelfen ist bekannt in den Büchern der Geschichte. Als Säulen deutschen Sinnes und deutscher Tapferkeit stehen die erlauchten Ahnen des Herzogs Friedrich Wilhelm da; unvertilgbar ist ihres Namens Gedächtniß. Im Kampf mit dem Schicksal erlagen die letzten Geschlechtsfolgen dieses edlen Fürstenhauses. Ein böses Fatum schien zuletzt über den Sprößlingen der geliebten Schwester Friedrichs des Zweiten zu walten. Fast keiner starb an der langsamen Ermüdung des Lebens; der Sturm zerschmetterte die jungen Eichen im blühenden Aufwuchs, oder die Natur hatte die Vollendung verweigert, oder im Streit mit dem Gemeinen erlag das Große.

Friedrich Wilhelm war der Sohn Carl Wilhelm Ferdinands, regierenden Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, eines Fürsten, den ganz Europa ehrte, den sein Land vergötterte, weil er der Vater seiner Unterthanen war. Friedrich Wilhelm ist geboren am 9ten October 1771, gerade an dem Tage, wo sein

Vater, sechs und dreißig Jahr früher das Licht der Welt erblickt hatte. Er war der vierte und jüngste Sohn.

Seine älteste Schwester, Auguste Caroline Luise Friederike, Gemahlin des jetzigen Königes von Wirtemberg, starb am 27sten September 1788 in dem blühenden Alter von vier und zwanzig Jahren fern in einem unfreundlichen Lande. Sein ältester Bruder, Carl Ludwig Georg August, der rechtmäßige Erbprinz, starb am 20sten September 1806. Sein Gemüthszustand würde ihm nie erlaubt haben, die Regierung zu übernehmen; Friede sei mit seiner Asche! — Caroline Amalie Elisabeth, vermählte Prinzessin von Wallis, geboren am 17ten Mai 1762, vermählt am 8ten April 1795, ist nicht unter günstigen Sternen durch das Leben geleitet. Sie lebt jetzt getrennt von ihrem Gemahl im Süden Europa's. — Ein älterer Bruder, Georg Wilhelm Christian, der auch nicht mit allen Geisteskräften ausgerüstet war, welche eine allgemeine Einheit geben, starb im Jahr 1811 in Glücksburg. — Ein älterer Bruder, August, geboren den 18ten August 1770, lebt noch jetzt. Prinz August — oder, wie er in neuester Zeit genannt wurde, Herzog August, ist Comthur der Johanniter-Commende Süplingenburg, so zur Balley Brandenburg gehört; eine Augenschwäche, welche bis dahin noch keinen glücklichen Arzt gefunden hat, setzte diesen Prinzen, der übrigens die herrlichsten Talente und den besten Willen hat, außer wirksame Thätigkeit.

Friedrich Wilhelm, der jüngste von seinen Brüdern, wurde mit den Prinzen Georg und August gemeinschaftlich erzogen. Was künftighin zu Heldengeist und Mannessinn sich gestalten sollte, war in der früheren Jugend eine Art von Ungebundenheit, die der Vater selbst zu-

weilen verkannte, und worauf dann eine Strenge in der Erziehung folgte, welche eine üble Wirkung hätte haben müssen, wenn Friedrich Wilhelm nicht einen offnen, freien Sinn und ein, allem Guten empfängliches Herz gehabt hätte. Wenn auch die Wildheit des Knaben den Vater oft unzufrieden machte, so zog ihn doch das Emporblicken der Genialität, des Kraftgefühls wieder an.

Der erste Lehrer der braunschweigischen Prinzen, ein Herr von Dittfurth, wurde bald entfernt, und der Hofrath Pokels, ein Mann, der in aller Hinsicht die Wahl rechtfertigte, war hiernächst in dessen Stelle getreten. Der Hofrath Pokels gab besonders in den Grundsätzen der Religion, in der Geschichte, in der deutschen und lateinischen Sprache und in der Mathematik Unterricht. In letzterer Wissenschaft, der abstractesten von allen, überraschten die Fortschritte des Schülers bald den Lehrer. — Für andere Studien waren andere Lehrer gewählt; ein Einziger kann nicht alle Felder des Wissens umfassen!

Ein Mann, der als Freund Friedrichs des Großen bekannt ist, Friedrich von Braunschweig-Lüneburg verlor im Jahr 1789 seine Gemahlin, Friederike Sophie Charlotte Auguste, einzige Tochter des Herzog Carl Christian Erdmann von Wirtemberg-Oels, in kinderloser Ehe, und nachdem er schon vorher durch eine Urkunde vom 7ten October 1785 den Prinz Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg in das Lehn von Oels und Bernstadt, wovon Preußens König als souverainer Herzog von Ober- und Niederschlesien der Lehnsherr ist, hatte aufnehmen lassen, so wurde diese Expectanz auch von Friedrich des Großen Nachfolger, von König Friedrich Wilhelm II. im Jahr 1787 sogleich

bestätigt. Daß der Herzog Friedrich Oels gerade den Prinz Friedrich Wilhelm in die Mitbelehnschaft aufnahm, ist der überzeugendste Beweis von den glücklichen Anlagen des jungen Prinzen, denn der Herzog Friedrich Oels, der in Witz, Scharfsinn und feiner Menschenkunde mit dem großen Friedrich oft nicht vergeblich um den Rang stritt, wußte überall richtig zu wählen.

Nachdem die ersten Studien beendet waren, nachdem der Prinz von dem Domprediger Feddersen confirmirt war, trat er auf Veranlassung seines Vaters eine Reise an, wobei ihn der Bibliothekar Langer und Major Moll begleiteten. Der Plan der Reise schien Italien gewesen zu sein, allein die politischen Verhältnisse veranlaßten eine Zurückberufung, als Friedrich Wilhelm mit seiner Begleitung nur erst einen Theil der Schweitz besehen hatte.

Der junge Prinz sollte jetzt seine militairische Laufbahn beginnen. Der regierende Herzog, des Prinzen Vater, hatte eine Vorliebe für den preußischen Kriegsdienst, welche in dem braunschweigischen Lande oft mißgedeutet wurde, und der Herzog wünschte, seinen Sohn in der preußischen Kriegsschule erzogen zu sehen. Der Herzog selbst war als preußischer Feldmarschall auch Inspecteur der Garnison von Magdeburg, und König Friedrich Wilhelm II. stellte den jungen Prinz Friedrich Wilhelm von Braunschweig als Stabscapitain bei dem in Magdeburg garnisonirenden Regiment von Kalkstein, früherhin Lengefeld und Saldern, an. Der König ernannte den Prinz, als er kaum das neunzehnte Jahr zurückgelegt hatte, zum Major bei gedachtem Regiment, und überschickte ihm den großen schwarzen Adlerorden; — ein sicherer Beweis davon, daß man die Verdienste des Vaters in dem Sohn neu sich erzeugen sah. Um

diese Zeit galt der Prinz besonders für einen sehr kühnen, verwegnen Reiter. Von den Leidenschaften, welche um diese Zeit die Jugend ergreifen und verwüsten, war er fern. Seine Anneigung an das weibliche Geschlecht war mehr spielend und tändelnd als begehrend, und er war ein Feind aller Zechgelage. Seine Soldaten liebten ihn, die ihm untergebenen Officiere hatten Achtung vor den hohen Gaben des empor gehobenen Fürstensohnes.

Die Theilnahme Preußens an dem Kriege gegen Frankreichs junge Republik war durch den Pilnitzer Tractat entschieden, und der Herzog von Braunschweig, Friedrich Wilhelms Vater, trat als Oberbefehlshaber über die preußischen Truppen den Franzosen entgegen. Der junge Prinz zeigte hier in zwei Feldzügen überall die persönliche Tapferkeit, durch welche deutsche Prinzen sich so häufig ausgezeichnet haben, und er würde vielleicht noch schneller den Namen in der Geschichte sich gewonnen haben, hätte er nicht am 27sten November 1792 in Etsch eine schwere Verwundung erhalten, die ihn lange Zeit von dem Kriegeswesen entfernte.

Nachdem der Baseler Separat-Frieden zwischen Preußen und Frankreich am 5ten April 1795 abgeschlossen war, kehrte auch Prinz Friedrich Wilhelm wieder zurück, und wurde von dem König von Preußen zum Obrist des Regiments von Thadden, welches in Halle an der Saale garnisonirte, ernannt. Für den jungen, feurigen Prinzen war Halle nicht gut gewählt, und dieses bestätigte sich im Winter 1796.

Die Universität Halle hatte damals sehr viele Studierende, und stand in dem Ruf, daß der Ton der Studenten nicht der feinste sei. Die Neckereien zwischen Studenten und Soldaten hatten schon früherhin

zur Tagesordnung gehört, und es war zu befürchten, daß der Prinz bald in eine unangenehme Reibung mit dieser wilden Jugend, welche den angebornen Rang und Stand nicht berücksichtigt, kommen werde. — Die Studenten gaben eines Tages eine maskirte Schlittenfahrt, und dem Prinzen wurde hinterbracht, daß einer der Schlitten maskirte Karrikaturen enthielt, welche ihn in den feinsten Verhältnissen beleidigten. Er setzte sich zu Pferde, sprengte auf dem Marktplatz, wo die Schlitten bereits vorüber waren, den aber eine große Anzahl von Studenten füllte. In der jugendlichen Hitze ritt er unter die Studenten, befahl der Hauptwache, unter Gewehr zu treten und vorzudringen, und schoß mit dem Pistol nach einem Studenten, der sein „Trio!" in höhnendem Ton ihm entgegen rief. Der Schuß fehlte glücklicherweise. Dieses war das Signal zu allgemeinem wilden Entschluß, und wie weit darin zwölf hundert junge Menschen, die eben in der kräftigsten Jugendblüthe sind, gehen können, davon haben wir traurige Beispiele genug! — Der Prinz war bereits umdrängt, dem Pferde war in den Zügel gefallen, und die Soldaten, welche mit gefälltem Bajonet herbei eilten, wurden über die Barriere geworfen — das Aeußerste nahte!

Da erschien der Retter des Prinzen, der General von Thadden. Dieser Veteran, welcher den tumultuarischen Geist der Studenten wohl kannte, erfuhr sogleich, daß der Prinz sich zu Pferde gesetzt hatte, und eilte ihm nach. Er kommt auf den Marktplatz, sieht den Prinzen umringt von einer Menge junger Stürmer, drängt sich mit dem Pferde durch, an ihn heran, und ruft ganz laut: „Herr Obrist! Sie sind mein Arrestant! Ich bitte mir Ihren Degen aus!" — In der That, das

klügste, was der General in diesem Augenblick thun konnte! Dann wandte sich der General zu der wilden Menge, und sagte ihnen: „es sind hier Unannehmlichkeiten vorgefallen. Sie sollen die vollständigste Genugthuung bekommen; jetzt erwarte ich aber, daß Sie sogleich den Platz verlassen, und ruhig nach Hause gehn!“

Dem General, der geachtet war, folgte man gern, und Thadden, um den Prinz vor den Ungezogenheiten zu schützen, welche auf Universitäten damals leider so oft vorfielen, ließ zwei Wachtposten vor die Thür des Prinzen stellen.

Dieser ganze Vorfall wurde sogleich dem Vater des Prinz Friedrich Wilhelm berichtet, und der Herzog war so aufgebracht über das heftige, den großen Rang verletzende Benehmen seines Sohnes, daß er die strengsten Maaßregeln gegen denselben zu ergreifen Lust hatte. Allein der Herzog entschuldigte selbst späterhin die Uebereilung, und der König von Preußen schützte den Prinz als Obrist in der preußischen Armee.

Daß der Prinz nach jenem Vorfall nicht mehr in Halle bleiben möge, das war allen deutlich. In demselben militairischen Range, den er in Halle bekleidete, wurde er nach Frankfurth an der Oder versetzt. Der Mißgriff liegt zu Tage! Von einem Universitätsort zum andern den indignirten Obrist zu versetzen, das hieß: Oel in das Feuer gegossen! — In Frankfurth ging es dem Prinz von Seiten der Studenten bald nicht besser. Er hatte nämlich darauf bestanden, daß das Tabackrauchen auf den Straßen nicht mehr verstattet werde, und kurz darauf mußte er es sehen, daß die Studenten einen kleinen Wagen, von Pudelhunden gezogen, und mit irdenen, schwarz umwickelten Pfeifen beladen,

dem der Uebermuth mit Trauerblick folgte, durch die Stadt, wie zu einer Grabstelle führten.

Bald darauf wurde der Prinz als Obrist nach Prenzlau versetzt. Der General-Lieutenant von Kleist war Cheff dieses Regiments. Als im Jahr 1800 der General von Kleist, nach dem Ableben des Gouverneur von Kalkstein, das Gouvernement in Magdeburg, und das v. Kalksteinsche Regiment daselbst erhielt, wurde Prinz Friedrich Wilhelm zum General-Major in der preußischen Armee ernannt, und erhielt das jetzt vakante Kleistsche Regiment in Prinzlau. Dieses Regiment hatte lange bewährten Ruhm, und Prinz Friedrich Wilhelm gewann sich bald die Liebe, das Vertraun des ganzen Regiments; es wurde eines der musterhaftesten in der ganzen preußischen Armee. Strenge vor der Front war Friedrich Wilhelm, der General, der erste Soldatenfreund außer dem Dienst.

Der regierende Herzog, Carl Wilhelm Ferdinand, wünschte, daß nunmehr der Prinz Friedrich Wilhelm sich vermählen möge, um so mehr, da die Thronfolge des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses keine ferneren Sprossen hatte. Der regierende Herzog wünschte ein Verwandtschaftsverhältniß mit dem Hause Baden noch fester zu knüpfen, und der Prinz Friedrich Wilhelm verlobte sich mit der Prinzessin Marie Elisabeth Wilhelmine von Baden im Jahr 1801. — Am 1sten November 1802 wurde die Vermählung gefeiert, und diese fürstliche Ehe war eine von den wenigen, wo das häusliche Glück, die Liebe der Ehegatten unter einander, der Familienkreis und die zärtliche Sorge für einander auch bei erlauchten Geschlechtern sich wieder findet, und dem Volk ein ruhmwürdiges Vorbild wird.

Der erste Sohn aus dieser glücklichen Ehe wurde

dem Prinzen am 30sten October 1804 geboren, und bekam die Namen Carl Friedrich August Wilhelm. Der zweite Sohn wurde ihm geboren am 25sten April 1806, und August Ludwig Wilhelm Marmilian Friedrich genannt. Während dieser Zeit der Ehe hatte der Prinz Friedrich Wilhelm theils in Prinzlau, dem Garnisonsort seines Regiments, theils in Braunschweig mit seiner Gemahlin sich aufgehalten, und der regierende Herzog, welcher jetzt mit großer Freude bemerkte, daß das jugendliche Feuer seines Sohnes zu gemäßigtem Ernst sich umgestalte, und welcher eine große Beruhigung dadurch hatte, den Stamm seines Fürstenhauses nunmehr fortgepflanzt zu sehen, beschloß, dem Prinz Friedrich Wilhelm, ob er gleich der jüngere sei, die Regierung zu überlassen.

Der regierende Herzog von Braunschweig, der Vater des Prinz Friedrich Wilhelm war bekanntlich ein so treuer Anhänger des preußischen Hauses, als nicht leicht ein König einen souverainen Herzog finden wird. Das preußische Kabinet hatte es jetzt seiner Politik angemessen gefunden, mit dem französischen Kaiserstaat in eine engere Verbindung zu treten, und der Prinz äußerte sich öfters laut hierüber, nicht allein, weil er überhaupt das französische System haßte, sondern noch aus der besondern Hinsicht, weil ihm das bekannte preußische Manifest gegen Paris aus dem Kriege von 1793, welches seinem Vater zugeschrieben wurde, noch in frischem Angedenken war, und weil er das Bespötteln dieses Manifestes zu rächen wünschte. — Der Kaiser von Frankreich hatte bereits Hanover besetzt, ohne daß Preußen es verhindert gehabt hätte, und so sich in Norddeutschland eingedrängt. Bernadotte, nachmaliger Kronprinz von Schweden, hatte in Hannover den Marschall

Mortier im Oberbefehl abgelöset, und bei einer Heerschau, welche der preußische Monarch jetzt ohnfern Magdeburg hielt, lud sich die französische Generalität von Hannover zu Gästen ein. Der Besuch wurde angenommen; Bernadotte selbst erschien aber nicht, wahrscheinlich, weil er besorgt war, daß man ihm die Ehrenbezeugungen, auf welche er glaubte, Anspruch machen zu dürfen, nicht gewähren würde. Die Generale Berthier, Rivaud und andere fanden sich indessen ein, und der Prinz Friedrich Wilhelm, welcher auch bei diesem Kriegesspiele zugegen war, lief Gefahr, mit diesen Generalen in unangenehme Berührung zu kommen; so wenig vermogte er, seinen gerechten Unwillen gegen die französischen Abentheurer zu unterdrücken.

Im October 1805 starb zu Eisenach der Herzog Friedrich August von Braunschweig-Lüneburg-Oels, und in Gemäßheit der Expectanz vom 7ten October 1785 gelangte Prinz Friedrich Wilhelm zu dem Besitz des Herzogthums Oels und Bernstadt im preußisch-schlesischen Gebiet. Die Unterthanen gewannen den jungen Herzog bald lieb, denn er that alles, was in seinen Kräften stand, um den Wohlstand, die Sicherheit und Freiheit des Besitzes zu mehren.

Im Jahr 1805 war Preußen nur Zuschauer der Schlacht von Austerlitz gewesen; im Jahr 1806 sah es die Nothwendigkeit ein, die Offensive gegen Frankreich zu nehmen, wenn es nicht umgarnt und erdrückt werden wolle. Es verband sich daher mit Rußland und den nordischen Mächten zweiten Ranges, es war der Neutralität Oestreichs gewiß, und im Spätsommer 1806 setzte sich die preußische Armee in Bewegung. Der regierende Herzog von Braunschweig-Lüneburg befehligte

diese Armee; sein Sohn, der nunmehrige Herzog von Oels rückte mit seinem Regiment auch in das Feld.

Im Hauptquartier Naumburg erhielt der Vater des Herzogs von Oels die Nachricht, daß der Erbprinz von Braunschweig, Carl Georg August am 20sten September gestorben sei, und um so sehnlicher wünschte nun der Herzog, seinen jüngsten Prinz, Friedrich Wilhelm, zu dem Regierungsgeschäft vorbereiten zu können. Mündlich nahm er mit ihm Verabredungen darüber; die Ausführung wurde den Zeiten des Friedens vorbehalten.

Der 14te October erschien, der Tag, welcher bekannt ist durch das Schlachtgemenge bei Jena und Auerstedt, und welcher das Schicksal des nördlichen Deutschlandes dahin entschied, daß auch hier die französischen Waffen das Uebergewicht behielten. Die preußische Armee, welche sich vor dem Thüringer Walde aufgestellt gehabt, und die Eröffnung der Feindseligkeiten nur dann erst erwartet hatte, wenn die russischen Truppen angekommen sein würden, diese Armee, welche gemächlich den Thüringer Wald in den Rücken nehmen, und in Franken Winterquartier suchen wollte, wurde schnell durch die überraschenden Bewegungen des französischen Kaisers, dessen Armee mit Wetterschnelle herbei geeilt war, an der Saale festgedrängt; die Avantgarde, von Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, einem Prinzen, der ein besseres Schicksal in aller Hinsicht verdiente, geführt, wurde am 11ten October bei Saalfeld geworfen, der preußische Führer blieb auf dem Schlachtfelde, und die französische Armee umging nun mit dem Soultschen und einem Theil des Bernadotteschen Corps den preußischen rechten Flügel, so, daß die Schlacht vom 14ten October ganz unvermeidbar geliefert werden mußte. Deren Erfolg ist bekannt genug.

Der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, General en Chef der preußischen Armee, bekam an diesem Tage, ehe noch die Schlacht selbst sich ganz entwickelt hatte, eine Schußwunde durch die Augen, und es ist zu bedauern, daß nunmehr wegen des Mangels an Disposition die Unordnung erfolgte, welche die Geschichte bekundet. Der Herzog von Braunschweig-Oels gehörte mit seinem Regiment zu den Kolonnen, welche General-Lieutenant Blücher nachher sammelte, und da die Niederlage, der Verlust offenkundig war, so zog Blücher alles, was noch zusammen gerafft werden konnte, an sich, und wandte sich in entgegengesetzter Richtung von dem Herzen der preußischen Staaten ab, aus der sehr richtigen Ansicht, daß nunmehr die zerstreute preußische Armee es werde möglich machen können, sich an der Elbe zu sammeln, indem der Feind es nicht wagen dürfe, die Elbe zu passiren.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Oels kam am 21sten October nach Braunschweig, wo er seinen Vater, den regierenden Herzog, der jetzt des Lichtes der Augen beraubt war, noch antraf. Der regierende Herzog, die Annäherung des Todes fühlend, und das Wohl seines Landes in dem Herzen tragend, wollte jetzt dem jüngsten Sohn, Friedrich Wilhelm die Nachfolge in der Regierung sichern, und wir liefern hier die desfalsige Urkunde auszugsweise:

„Von Gottes Gnaden, Wir Carl Wilhelm Ferdinand ꝛc. Demnach Unser ältester Sohn, der Erbprinz Carl Georg August, vor Uns in die Ewigkeit gegangen, der Prinz Georg Wilhelm Christian aber sowohl aus eigner Bewegung, als aus Gründen, die Wir Snr. Liebden, als Regent

und als Vater, jedoch mit gänzlicher Begebung Unserer väterlichen Gewalt, lediglich aus Sorge für das Wohl des Landes, haben an das Herz legen lassen, Sich entschlossen, der Regierung, welche nach unserm Ableben Snr. Liebden, als nunmehrigem Erstgebornen anheim fallen würde, zu entsagen, und solche Ihrem jüngsten Bruder, Unsers Sohnes, des Herzogs von Braunschweig-Oels Durchlaucht, und Deren männlichen Descendenz zu überlassen; so bezeugen Wir nicht nur Snr. Liebden für diesen Beweis Ihrer Liebe zu Ihrem Vaterlande Unser herzliches und aufrichtiges Wohlgefallen, sondern bestimmen Denenselben dagegen auch u. s. w. — Nach Unserm Ableben steht es Snr. Liebden frei, den Titel eines Herzogs von Braunschweig-Lüneburg anzunehmen, und verbleibet Denenselben Alles u. s. w. Urkundlich unter eigenhändiger Unterschrift und beigedrucktem geheimen Kanzlei-Siegel. Braunschweig, den 21sten October 1806. Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Lüneburg. — von Wolffrath."

Eine in der Hauptsache ganz gleichlautende Urkunde hatte der regierende Herzog, Carl Wilhelm Ferdinand, Hinsichts des zweiten Prinzen, August, unter demselben Dato ausfertigen lassen und vollzogen. Die Acceptation des Prinz Friedrich Wilhelm lautet nach der Urschrift also:

„Wir ꝛc. Friedrich Wilhelm, Prinz zu Braunschweig-Lüneburg, regierender Herzog zu Oels und Bernstadt ꝛc. Nachdem Unser Herr Bruder, des Prinzen Georg Wilhelm Christian (August) Liebden

sich der auf Sie, nach dem dereinstigen Ableben Unsers hochgeliebten Herrn Vaters Gnaden, fallenden Regierung der Braunschweig-Lüneburgischen Lande, Wolfenbüttelschen Antheils, begeben, und solche Uns und Unserer männlichen Descendenz nach Uns zu überlassen, Sich erklärt haben; als genehmigen Wir auch alles, u. s. w. — widrigenfals Wir Uns gefallen lassen, daß Desselben Renunciation als nicht geschehen angesehen werde, und Snr. Liebden in alle diejenigen Rechte, welche Ihnen die Erstgeburt giebt, und deren Sie Sich verziehen, ipso facto wieder zurück treten sollen. Alles bei Fürstlichen Worten, Treu und Glauben. Braunschweig, am 21sten October 1806. Wilhelm, Herzog zu Braunschweig-Oels."

Die hierin angeführten älteren Prinzen, Georg Wilhelm Christian und Prinz August befanden sich damals in Rostock, wohin sie mit der herzoglichen Familie gegangen waren. Diese gedachten Urkunden wurden ihnen zur Vollziehung zugesandt, und diese erfolgte mittelst, fast gleichlautender Urkunde, deren wesentlicher Inhalt folgender ist:

„Wir August, (Georg) Prinz von Braunschweig-Lüneburg u. s. w. Demnach Wir schon längst bei Uns in Ueberlegung gezogen, daß, wenn es schon ohnehin für kein Glück zu achten gewesen, mit den Sorgen der Regierung belastet zu sein, dieses Loos in den Tagen, die Wir erleben müssen, ungleich schwerer und drückender geworden, dabei Uns denn nicht entgehen können, daß Unser jüngster Bruder, des regierenden Herzogs von Braun-

schweig-Oels Liebden, der Regierungslast mehr gewachsen, und durch Ihre Verwandtschaft mit mehreren Souverains, besser im Stande sein dürften, zum Besten des Landes zu wirken; und Wir Uns um so mehr entschlossen, die Regierung Unsers obgedachten jüngsten Bruders Liebden zu überlassen, als auch Unsers Herrn Vaters Gnaden, Uns, wiewohl mit völliger Befreiung von Höchstdesselben väterlicher Gewalt, in Ansehung dieser Handlung zu erkennen zu geben geruhet, wie Wir dadurch Höchstdessen einzigen, auf das Wohl des Landes gerichteten Wunsch erfüllen würden u. s. w.; — so renunciiren Wir hierdurch wissentlich und wohlbedächtig der Regierung der Braunschweig-Lüneburgischen Lande, Wolfenbüttelschen Antheils gänzlich, und wollen selbige Unsers Herrn Bruders, des regierenden Herzogs zu Braunschweig-Oels Liebden, und falls Dieselben noch vor Uns versterben sollten, deren männliche Descendenz nach Ihnen mit gleichmäßigem Verzicht auf eine, möglicher Weise alsdann eintretende Vormundschaft, ohne alle Einmischung und Vorbehalt hiermit und kraft dieser Urkunde, gänzlich überlassen haben, ꝛc. So geschehen Rostock, den 27sten October 1806."

Wir haben diese Urkunden nach ihrem wesentlichen Inhalt um deswillen hier ausgehoben, damit man sich vollständig davon überzeugen könne, Friedrich Wilhelm habe die Regierungsfolge in die Braunschweig-Lüneburgischen Lande auf die rechtmäßigste Art zugesichert erhalten.

Nachdem jenes Familiengeschäft in Braunschweig abgemacht war, nach dem schmerzhaftesten der Abschiede

von dem Vater, der, des Lichtes der Augen beraubt, auch sein Land jetzt verlassen mußte, eilte Friedrich Wilhelm als preußischer General wieder zu dem Blücherschen Corps, fast dem einzigen, welches in jenem unglücklichen Feldzuge eine Ausdauer zeigte, welcher ein besserer Erfolg zu wünschen gewesen wär.

General Blücher mußte endlich am 8ten November 1806 in Ratkau ohnfern Lübeck kapituliren, weil drei feindliche Armeecorps ihn eingeengt hatten, und in seinem Bericht an den König von Preußen sagt er unter andern:

„Der Marsch wurde den 5ten November glücklich ausgeführt. Die Thore von Lübeck und die Trave von Travemünde bis da, wo sie die dänische Gränze berührt, wurden besetzt. Die Armee war in dieser Position auf ein paar Tage im Stande, der größten Uebermacht zu widerstehn, wenn ein jeder seine Schuldigkeit that; dies war aber leider nicht der Fall. Der Feind drang den 6ten durch das Burgthor von Lübeck, auf welches sechzehn Kanonen gerichtet waren, und das von drei Bataillons vertheidigt wurde, und es gelang ihm dieses Eindringen nur deshalb, weil jene Kanonen wider den Befehl zum Theil zurückgezogen wurden, und daher gerade im entscheidenden Augenblick dem Feinde keinen Schaden mehr zufügten. Ich führte, als ich dieses, mir ganz unerwartete Ereigniß gewahr wurde, die Truppen, deren ich habhaft werden konnte, dem Feinde in den Straßen entgegen. Der Kampf dauerte eine Zeit lang und war blutig; die Stadt wurde am Ende mit Feinden angefüllt, und es war nun nicht mehr mög-

lich, der Uebermacht zu widerstehn. Die Regimenter Tschammer, Owstien, der größte Theil des Regiments Braunschweig-Oels, u. s. w. wurden meistentheils aufgerieben oder gefangen. — Die Truppen haben eine Beharrlichkeit, Treue und Bravour gezeigt, die meine Erwartung übertroffen, und die sie unter andern Umständen unsterblich gemacht haben würden. Obgleich mein Corps über drei Wochen in ununterbrochenem Rückzuge war, täglich forcirte Märsche von 5 — 7 Meilen machte, und, von allen Bedürfnissen entblößt, keine angemessene Kleidung, zum Theil keine Schuhe mehr hatte, und seit drei Wochen überall kein Brod, und seit vierzehn Tagen keine Besoldung erhielt, so hatte dennoch ein jedes Regiment immer willig dasjenige gethan, was von ihm gefordert wurde. Der gute Wille und die ausdauernde Beharrlichkeit, die Bereitwilligkeit zu jeder Aufopferung zeigte sich auch noch in dem letzten Augenblicke, selbst nach dem Verlust von Lübeck."

Eines mehrern bedarf es wohl nicht, um darzuthun, daß auch Herzog Friedrich Wilhelm bei diesem mühseligen Zuge sein edles Schwerdt nicht mit Schande befleckte. Besondere Liebe gewann er sich in der letzten Zeit dieser unglücklichen Katastrophe dadurch, daß er mit unermüdetem Eifer für den Unterhalt der Soldaten, für die Verpflegung der Kranken und Verwundeten zu sorgen strebte.

Der schwer verwundete regierende Herzog, Carl Wilhelm Ferdinand hatte sich nach dem neutralen Dännemark in das Dorf Ottensen bei Altona bringen lassen, und nach der Kapitulation von Lübeck eilte Frie-

drich Wilhelm dorthin. Der Vater war nicht mehr! Er war hinüber gegangen zu den entschlummerten Helden seines Hauses! — Der junge Herzog eilte nun, von dem preußischen Monarchen seine Entlassung von dem Militairdienst zu begehren; ein Schritt, den die Nothwendigkeit, der Drang der Umstände befahl, und den nur voreilige, unbefugte Sprecher mißdeuten konnten. Er erhielt diesen Abschied in den gnädigsten Ausdrücken.

Des jungen Herzogs Gemahlin war mit den beiden Prinzen über Stralsund nach Schweden zu ihrer Schwester, der Königin Friederike Dorothee Wilhelmine von Schweden gegang n, und von Ottensen aus unternahm der Herzog zweimal eine Reise dorthin. Er, der Schwergebeugte, bedurfte selbst des Trostes, und dennoch verbarg er seinen Gram, und suchte die Seinigen aufzuheitern, ihnen Hoffnung zu geben. — Die Braunschweigischen Lande waren von den Franzosen zwar besetzt, allein andere Fürstenthümer, z. B. Weimar war bereits dem angestammten Fürsten wieder gewährt, und Friedrich Wilhelm hoffte auf das Wort und die Fürsprache der Monarchen bei dem abzuschließenden Frieden. Vielleicht würde er ein anderes Schicksal damals gehabt haben, wenn er es über sich vermogt hätte, sich Napoleon, den die Schmeichelei alter Fürstenhäuser leicht bestechen konnte, zu nähern; dazu war aber Friedrich Wilhelm zu bieder, zu deutsch gesinnt.

Der Friede von Tilsit wurde geschlossen, und in diesem Frieden wurden die Braunschweig-Lüneburgischen Lande zu der Disposition des Kaisers Napoleon gestellt, und nachher zu dem Königreich Westphalen geschlagen. Einer Entschädigung für den rechtmäßigen, angestammten Herrn war nicht gedacht. So war denn also Fri-

drich Wilhelm aus seinem Erbe verwiesen durch die Willkühr und den Uebermuth des französischeu Usurpators.

Er hielt sich noch einige Zeit mit seiner Gemahlin und mit seinen beiden Prinzen auf einem Landgute, ohnweit Ottensen auf, und ging dann mit seiner Familie nach Bruchsal im Großherzogthum Baden, ausharrend im Unglück, wie es den deutschen Mann ziert. Daß die Verhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland zu gespannt wären, und daß endlich einmal Herrmanns Geist in die Zweige der Eiche stürmen werde, das erwartete er, und diesem Zeitpunkt sah er sehnsuchtsvoll entgegen, und diese Aussicht gab ihm Trost für die Seinigen.

Das Härteste stand ihm in Bruchsal bevor. Inniger hängt sich der gute Mensch an die Herzen seiner Lieben, wenn ein feindliches Schicksal draußen ihn verfolgt, und Friedrich Wilhelm war ganz zärtlicher Gatte; er liebte seine Gemahlin unaussprechlich, und wurde eben so wieder geliebt. Der Tod entriß ihm diese edle Fürstin am 20sten April 1808. Sie hatte das 26ste Jahr noch nicht erreicht, und war ihm eben so die treue Gefährtin im Unglück, als sie in Zeiten des Glücks seine immer gemäßigte Freundin gewesen war. Allgemein trauerte man um die edle, hochgesinnte deutsche Frau!

Das Hinscheiden seiner Gemahlin hatte auf den Herzog einen dauernden, tiefen Eindruck gemacht, der um so feindlicher im Innern wirkte, je mehr er seinen wahren Kummer der Welt zu verbergen suchte. Er verbarg es sich nicht, daß die Betrachtung der Lage, in welcher er sich befand, feindlich auf die Gesundheit der edlen Fürstentochter gewirkt hatte, und tief im Herzen kochte er Rache und sehnte sich nach That. Als Mann

verschwieg er das, was seinem innern Leben ein gefährliches Feuer gab, und beschäftigte sich unterdeß angelegentlich mit der Sorge für die Erziehung seiner Söhne. Auch seine schlesischen Besitzungen besuchte er in dieser Zeit einer lästigen Ruhe mehreremale, ohne jedoch dort seinen Wohnsitz nehmen zu wollen. Als Grund hiervon darf man annehmen, daß er eine schnelle Kraftentwicklung in Preußen nicht für wahrscheinlich hielt, und daher lieber an das östreichische Interesse sich anneigen wollte. Zu dem Ende hatte er auch in dem Herzogthum Oels Anordnungen getroffen, daß, wenn auch dieses bei weiterem Ausschweifen der französischen Macht ihm genommen werden sollte, der Uebernehmer in ein, mit Schulden schwer belastetes Land kam. Diese Sicherheitsmaaßregel gebot die Klugheit.

Wie rein, edel und groß sein Schmerz über den Verlust seiner Gemahlin war, beweise eine Stelle seines Briefes an den Etatsrath v. Zimmermann, Bruchsal, den 29sten Mai 1808:

„Sie kannten das unaussprechliche Glück, welches mir meine Verhältnisse mit meiner seligen Frau in dieser Welt gestatteten; — sie war es, die so manches Unangenehme mit mir theilte; durch sie wurde mir das Herbe weniger empfindlich; sie gab mir Freude; beruhigte meine Empfindungen, und war in allen Lagen meine Zuflucht. Dies, meinem Herzen so unendlich theure Wesen habe ich verloren, und mit ihm alles, was mich früher an diese Welt fesselte. Meine gute Marie ist todt, und damit ist mir alles Uebrige gleichgültig. Nach diesem schmerzhaften Ereignisse kann mir nichts mehr begegnen, das mein innerstes Gefühl so unglücklich

macht. Unglück und harte Prüfungen sind gewiß oft in der Welt nöthig, um uns zu einer bessern Zukunft vorzubereiten, so wie hier auf der Erde kälter und überlegter zu machen. Ob dies letztere mir so nöthig war, wage ich nicht zu beurtheilen."

Der Krieg zwischen Oestreich und Frankreich brach im Frühjahr 1809 aus. Frankreich setzte sich in große Bewegung und nahm die Rheinbundfürsten zu Hülfe. Oestreich sah sich nun auch nach fremden Werbungen um. Dem Herzog Friedrich Wilhelm wurde ein Befehl in der östreichischen Armee angeboten. Er schlug dies aus, und erbot sich, ein eignes Corps zu errichten. Nach einer zwischen dem Kaiser von Oestreich und König von Ungarn und dem Herzog Friedrich Wilhelm abgeschlossenen Konvention, verpflichtet sich letzterer, zu diesem Kriege ein Corps von 1000 Reiter, und 150 Mann reitende Artilleristen in freier Werbung zu gestellen, und der Kaiser von Oestreich verpflichtete sich subsidiarisch, die Armaturstücke zu geben. Dieses Corps ist in den nachherigen Kriegsgeschichten unter dem Namen der Schwarzen bekannt; die Uniform nämlich bestand in einer Litewka von schwarzem Tuch mit hellblauem Aufschlag, schwarzen Beinkleidern, schwarzer, leichter Mütze, und nach seiner ganzen Anordnung sollte dieses Corps ein leichtes Flügelcorps bilden. Friedrich Wilhelm hoffte Zugänger genug zu finden, weil unter den Deutschen die Unzufriedenheit mit dem französischen Despotismus schon immer lauter wurde; besonders rechnete er auf preußische Zugänger, da Preußens Armee auf ein geringes reducirt war, und da dort der still verhaltene Groll der Patrioten nach einer Gelegenheit sich sehnte,

die preußische Faust den übermüthigen Franzosen fühlen zu lassen.

Trotz dem allen hatte der Herzog mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ohnerachtet er in Böhmen, an der Gränze von Schlesien sein Corps bildete, so hatte doch Polen, von welchem junge Krieger zu erwarten waren, durch französische Versprechungen bethört, zu sehr die französische Parthie ergriffen, Schlesien hatte sich noch kaum erholt von den Ermüdungen des letzten Krieges, und vor den übrigen preußischen Besitzungen lag Sachsen, ein Land, dessen König laut als der treuste Anhänger Napoleons genannt wurde, und dessen Volk in dem Gehorsam gegen seinen Landesherrn musterhaft ist.

Durch unermüdlichen Eifer brachte es der Herzog indeß doch dahin, daß er am 12ten Mai von Braunau aufbrechen, und nach Turnau marschiren konnte. Hier vereinigte sich das ganze Corps, und um seine Werbung wo möglich vollzählig zu machen, zog er sich an die Oberlausnitz, zwischen dem Riesengebirge und der Elbe. Sogleich brach ein bedeutendes Corps Sachsen von Dresden über Peterswalde in Böhmen ein. Die dort sich befindenden Oestreicher wurden zurückgedrängt, und ein Piquet von zehn Braunschweigern gerieth in Peterswalde in sächsische Gefangenschaft. Nach diesem Streifzug zogen sich die Sachsen wieder zurück, nahmen die Gefangenen mit, und gingen bei Pirna über die Elbe.

Herzog Friedrich Wilhelm hatte bis dahin das Sachsenland mit der größten Schonung behandelt; da er aber erfuhr, wie die Sachsen in Peterswalde gehauset, wie sie die gefangenen zehn Braunschweiger behandelt hatten, so gebrauchte er nun Repressalien. Er

ließ ein Kavallerie-Kommando nach Zittau vorrücken, um zu fouragieren, und die Straße auf Dresden zu sperren. Am 30sten Mai griffen die Sachsen den Posten bei Zittau mit großer Uebermacht an, und drängten ihn bis gegen den Paß von Gravenstein zurück. Darauf bezogen dann die Sachsen in bester Sicherheit die bequemsten Quartiere. — Der Herzog Friedrich Wilhelm eilte auf erhaltene Nachricht sogleich von Gabel dorthin, und bemerkte die Unvorsichtigkeit des Feindes. Ein starkes Corps mußte sich schnell bei Gravenstein zusammen ziehn, und rückte nach Zittau vor. Der Erfolg war vorauszusehn gewesen; der Feind, aus seiner gemächlichen Cantonirung aufgejagt, wurde aus der Stadt geschlagen, und weithin verfolgt.

Seit die Sachsen jenen Einfall in Böhmen gemacht hatten, beschloß auch Oestreich, die Schonung aufzugeben, durch welche es Sachsen zu Deutschland zurückzuführen gesucht hatte, und der General-Major Am-Ende, welcher die nöthigen Befehle deshalb erhalten hatte, ersuchte den Herzog Friedrich Wilhelm, sich den östreichschen Truppen, die in Sachsen operiren sollten, anzuschließen. Die Vereinigung geschah am 10ten Junius bei Dippoldswalde. Der wahre Angriffspunct sollte dem Feinde im Dunkel bleiben, und darum wurde an demselben Tage ein Detaschement auf Pirna gesandt. Dort befehligte der sächsische Obrist Thielemann zwischen 2 — 3000 Sachsen, und zog sich gegen Dresden zurück. In der Nacht aber verließ Thielemann die Stellung von Dresden, zog sich nach Wilsdruf zurück, und Herzog Friedrich Wilhelm und der General Am-Ende rückten am 11ten in Dresden ein. Die Oestreicher wurden in der Stadt einquartiert, das braunschweigsche Corps aber bivouaquirte vor dem Wils-

druffer Thor, weil der Herzog die richtigste Bewegung von dem Thielemannschen Corps erwartete. Dieser Vorsorge des Herzogs war viel zu danken.

Thielemann wandte sich auf Dresden zurück, und griff die braunschweigischen Vorposten noch in der Nacht zum 12ten an. Morgens um 5 Uhr war das Gefecht allgemein. Der Feind wurde aus Bernhus vertrieben, versuchte es mehreremal umsonst, sich zu setzen, und bis zwei Stunden hinter Wilsdruf wurde er von den Braunschweigern, die eine Verstärkung von 300 östreichschen Ulahnen und 150 Tyroler Jägern erhalten hatten, verfolgt. — Das Gefecht dauerte bis zwei Uhr Nachmittages, und der Herzog bivouaquirte in dem Defilee bei Wilsdruf. General Am-Ende mit dem Kern seiner Macht folgte ihm. Der Herzog machte jetzt dem östreichschen General die lebhaftesten Vorstellungen, daß man dem Feind, der sich auf Leipzig ziehe, schnell folgen und ihn vernichten könne; dieser aber ging ruhig nach Dresden zurück, weil er von dem, in Böhmen kommandirenden General, Graf Reisch, keine andern Instructionen hatte. Unzufrieden mit dieser unglücklichen Schwerfälligkeit marschirte der Herzog allein mit seinem Korps nach Meißen.

Am 19ten Abends brach der Herzog mit seinen Schwarzen von Meißen nach Leipzig auf, und stieß bei Seistersheim auf die feindlichen Vorposten. Das Gefecht entwickelte sich; die Sachsen wurden geworfen, räumten Leipzig, und der Herzog folgte dem fliehenden Feinde auf dem Fuße nach. Der Feind zog sich auf Lützen zurück, wo er wieder geworfen, und bis weit hinter Lindenau verfolgt wurde. General Am-Ende war jetzt dem Herzog nachmarschirt, wahrscheinlich, ohne weitere Instruction, weil er an dem glücklichen Er-

folg der braunschweigschen Truppen Theil nehmen wollte. — Der Feind hatte sich zwischen Weißenfels und Leipzig gesetzt, und sollte am 23sten angegriffen werden. Indessen zog er sich eilig bis Weißenfels zurück, und besetzte nur die Saalbrücke. Der Herzog wartete hier die Ankunft der Oestreicher ab, um entweder dann sogleich den Feind, wenn er Stand hielt, anzugreifen, oder über Merseburg ihn zu umgehen. Der General Am-Ende war hierzu nicht zu bewegen, und Herzog Friedrich Wilhelm, zum zweitenmal getäuscht, mußte sich nach Lindenau zurückziehen.

Die combinirten Sachsen und Franzosen, jetzt durch das Corps des General d'Albignac (Graf von Ried) verstärkt, rückten wieder über Lützen vor, und der Herzog stellte sein Corps hinter der Elster bei Lindenau auf, und ging mit einem Theil seiner Reiterei dem Feinde entgegen, um ihn zu recognosciren. Um nicht umgangen zu werden, ließ er zugleich die Brücke oberhalb seiner Stellung abbrechen, und sandte Eilboten zu dem General Am-Ende, mit der Aufforderung, sogleich zum Succurs herbei zu eilen, weil man in dieser vortheilhaften Stellung den Feind erwarten müsse. Der östreichsche General sandte dem Herzog am 24sten Abends die Nachricht, daß er die Stellung für zu gewagt halte, und sich auf Dresden zurück ziehe. Mit verhaltnem Ingrimm sah sich der Herzog genöthigt, dem General Am-Ende zu folgen, da er allein mit einem viel stärkern Feind es nicht aufnehmen konnte. Am 25sten erreichte das Corps der Braunschweiger über Hubertsburg hinaus Stauhitz, wo der Herzog den östreichschen General-Lieutenant für Sachsen und Franken, Kienmeyer, vorfand. Durch diesen General kam die Sache zur Zufriedenheit des Herzogs gleich in bessere Be-

wegung. Von hier ab erließ der Herzog folgende Proclamation an die ihm entgegen rückenden Westphalen:

„Westphälische Krieger! Ihr Deutsche wollt gegen Deutsche fechten? Ihr, deren Eltern, Schwestern und Brüder von den Franzosen gemißhandelt wurden, und deren Hab' und Gut von diesen Fremdlingen verschwelgt wird? Und ihr wollt eben diese Franzosen mit eurem Blut schützen? Und gegen wen? Eure Brüder, Soldaten sind es, gegen die ihr ziehet, die gekommen sind, eure Fesseln zu brechen, und Deutschlands Freiheit erkämpfen wollen. Auf denn, Hessen, Braunschweiger, Preußen, Hanoveraner! und ihr alle, die ihr den hohen Namen, Deutsche führt, eilt herbei, um mit uns Deutschlands Schmach an seinen Unterdrückern zu rächen, und unser unglückliches Vaterland von dem schnöden Joch zu befrein, unter dem es schon so lange seufzt. Der Augenblick der Befreiung ist gekommen, kein günstigerer erscheint wieder. Buonapartes stolze Macht ist bei Aspern durch Deutschlands Retter, den Erzherzog Carl zertrümmert, Schwaben und Franken sind im Aufstand, Oestreicher dringen gegen Frankfurth vor, Engländer sind gelandet und Preußen rücken heran. Wollt ihr die letzten sein, die als ächte Deutsche handeln? Kommt zu uns; ihr findet eure Brüder, die euch mit offnen Armen empfangen, und in euer Vaterland zurückführen werden. Doch, wer von euch Sclav genug ist, für Franzosen fechten zu wollen, der mag denn auch mit seinem Tyrannen über den Rhein entfliehen, und dort zu spät beweinen, gegen Deutschland gefochten zu haben. Hauptquartier Hubertsburg,

den 25sten Junius 1809. Friedrich Wilhelm, Herzog ꝛc."

Am 27sten Juni brachen die Oestreicher und Braunschweiger in vier Kolonnen auf, dem Feinde entgegen. Die eine marschierte auf Meißen, die andere auf Dresden, die dritte und vierte, wobei Friedrich Wilhelm mit seinem Corps sich befand, auf Noßen.

Der Feind war nun auch von Leipzig aufgebrochen, über Waldheim vorgedrungen, und folgte schnell auf Noßen. Kaum hatte der Herzog mit seinem Corps sich bei Altzell gesetzt, so erschienen die feindlichen Patoullen bei Ober-Marbach, und während sie plänkerten, entwickelten sich hinter ihnen stärkere Haufen, so daß man die Absicht des Feindes, sich engagiren zu wollen, erkannte. Die Truppen wurden daher aufgestellt, das Dorf Ober-Marbach wurde mit seinem Defilee stark besetzt, und hinter demselben, auf einer Anhöhe ordnete sich die Reiterei, um sich frei nach allen Seiten hin bewegen zu können. General Am-Ende stellte sich auf den Höhen bei Noßen auf.

Um zwei Uhr Nachmittags eröffnete der Feind die Schlacht durch eine lebhafte Kanonade, leichtes Volk stellte sich in der Front auf, um die Bewegung der Hauptmacht auf den rechten Flügel zu verbergen. Dieser Versuch, in der schrägen Linie zu tourniren, verfehlte seinen Zweck. Ueberall wurden die Angriffe des Feindes zurück gewiesen. Um 10 Uhr Abends zog er sich mit starkem Verlust hinter Ober-Marbach zurück. — Alles ließ vermuthen, daß der Feind am folgenden Morgen einen neuen Angriff versuchen werde, der Herzog beschloß daher, noch in dieser Nacht den Feind anzugreifen, und ihn über Waldheim zurück zu werfen. Um

Mitternacht brach der Herzog in zwei Kolonnen auf, um den Feind in der Front zu beschäftigen, und unterdeß den linken Flügel zu umgehen.

Zwar brannten die feindlichen Wachtfeuer, aber als man näher kam, waren sie verlassen; schon um 11 Uhr Abends war das ganze Corps in aller Stille aufgebrochen. Mit welcher Eil dieses geschah, beweiset der Umstand; daß man an den Wachtfeuern noch einzelne, schlafende Soldaten fand, die zu Gefangenen gemacht wurden. — Den fliehenden Feind einzuholen, war nicht möglich; der Weg nach Franken war nun dem östreichsch-braunschweigschen Heer offen.

Am 28sten Juni brachen die Truppen aus der Gegend von Roßen auf, und der Herzog ging mit seiner Abtheilung nach Plauen, wo er bis zum 6ten Julius bivouaquirte. General Kienmeyer, der bis Hof vorgerückt war, erhielt jetzt von dem in Franken kommandirenden General Radiwojewicz diesseits Baireuth die Nachricht, daß er von dem Korps des französischen Marschall Jünot, (Herzog von Abrantes) welches 12,000 Mann stark sei, bedroht werde, und überdem lief der Bericht ein, daß die westphälische Armee, unter dem König Jerome Napoleon selbst, sich mit den Sachsen in Verbindung gesetzt habe. General Kienmeyer beschloß daher, sich zunächst auf das Corps des Marschall Jünot in aller Eil zu werfen, und der Herzog von Braunschweig war gern bereit, diesen Plan zu unterstützen.

Der Herzog brach am 7ten Julius auf, vereinigte sich am 8ten bei Münchberg mit den Oestreichern, und man beeilte sich, dem Feinde über Gefrees entgegen zu gehn. General Radiwojewicz hatte an diesem Tage

bereits von Berneck sich nach Gefrees zurückziehn müssen, und der Feind folgte ihm auf den Fuße. Der Herzog nahm ihn gegen Mittagszeit auf und recognoscirte sogleich mit General Kienmeyer des Feindes Stellung. Hinter dem Defilee von Böseneck hatte er sich postirt, und schien unangreifsbar zu sein. Die Gefahr war groß; nichts desto weniger aber wünschte der Herzog den Angriff, und Kienmeyer, ein Mann von Gehalt, stimmte zu. Der Herzog übernahm den Befehl des rechten Flügels, General Radiwojewicz führte den linken, und Kienmeyer rückte im Centrum auf der Heerstraße, welche von Gefrees nach Baireuth führt, vor. Um zwei Uhr Nachmittages war der Feind engagirt; der Herzog Friedrich Wilhelm war mit dem rechten Flügel vorgerückt, und es gelang ihm, das Defilee von Böseneck, welches mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigt wurde, zu nehmen. Die Folge davon war, daß der linke Flügel des Feindes tournirt, und der Schlüssel der Position mit stürmender Faust genommen wurde. Gleich darauf zeigten sich die Merkmale der Unentschlossenheit und Unordnung in der feindlichen Bewegung. Auf allen Punkten wurden die Franzosen geworfen, und in das Dorf Wasserknoten und Berneck zurückgedrängt. Ein großer Theil der Bagage wurde eine Beute der Sieger, und einige Bataillone, welche sich jenseits Berneck setzten, um den Rückzug zu decken, wurden von dem Herzog Friedrich Wilhelm schnell angegriffen, und auf das linke Ufer des weißen Mains geworfen.

Die Niederlage des Feindes würde vollständig gewesen sein; allein die Truppen waren drei Tage und Nächte ununterbrochen auf dem Marsch gewesen, und die Hitze war an diesem Schlachttage so groß, daß mehrere Jager todt liegen blieben. Gegen Abend kam ein

Gewitter, so furchtbar, daß es die Fliehenden von den Verfolgern schied. Die Franzosen benutzten das Wüthen des Himmels, den Main zu passiren.

Kienmeyer hatte unterdeß eine Kolonne auf Baireuth detachirt, um die Straße dem Feinde abzuschneiden. Dieses Unternehmen gelang nur halb, bewirkte aber doch so viel, daß die Franzosen sich umgangen glaubten, und in regelloser Flucht durch Baireuth zogen. Erst mehrere Meilen hinter Baireuth erblickte des Herzogs Reiterei die feindliche Arriergarde, welche den Weg auf Bamberg nahm, wieder, ohne sie zum Stehn bringen zu können.

Die Folgen dieses kühnen Unternehmens waren von Bedeutung. Der größte Theil von Franken war dadurch von den Franzosen befreit, und dieses östreich-braunschweigsche Corps konnte sich nun mit voller Kraft wieder nach Sachsen wenden, gegen die Macht des Königs Jerome Napoleon von Westphalen. Schon am 9ten wurde dahin aufgebrochen, und zwischen Hof und Plauen stieß der Herzog auf die westphälischen Vorposten. Dieses ganze Armeecorps, mit Einschluß der Sachsen zählte über 12,000 Streiter, und führte 50 Stück Geschütz bei sich. Kaum die Halbschied konnte ihnen entgegen gestellt werden.

Das schnelle Anrücken des Feindes und seine Verwegenheit im Anknüpfen der kleinen Gefechte ließ vermuthen, daß er die Schlacht suche, und der Herzog Friedrich Wilhelm war hiermit sehr zufrieden, eilte daher dem Feinde schnell entgegen. Plötzlich aber räumte der Feind Plauen, zog sich nach Schleitz zurück, und nahm eine feste Stellung ein. Diese Stellung war gut gewählt, und General Kienmayer, der bei Plauen stehn blieb, deckte den Rückzug des Herzogs, der am 12ten

Nachmittages über Mühlbruf auf Schleitz vorrückte, um den Versuch zu machen, den Feind aus seiner festen Stellung zu vertreiben. Nachts, um ein Uhr, sollte der Angriff geschehen; die schlechten Wege hatten die Gleichmäßigkeit des Anrückens der Kolonnen verhindert. Der Feind, von dem Unternehmen benachrichtigt, hatte sich sogleich auf Erfurt zurückgezogen.

Der Herzog, welcher nach der ganzen Anlage zu dieser Operation allen Regeln der Strategie zu Folge hoffen durfte, hier die ganze westphälisch-sächsische Armee zu entwaffnen, war sehr entrüstet, den großen Plan durch Verrath vereitelt zu sehen, und konnte und durfte auch nicht einmal den Feind nach Erfurt verfolgen; denn Kienmayer blieb ruhig bei Plauen stehn, um abzuwarten, wie die großen Armeen an der Donau gegen einander kämpfen würden. Friedrich Wilhelm entließ daher die Oestreicher, so er unter seinem Befehl hatte, wieder nach Plauen hin, und besetzte mit seinem selbst geworbenen Corps Schleitz mit dessen Umgebungen.

Viel hatte er für die östreichschen Waffen gethan. Zwei feindliche Armeecorps waren verdrängt, das eine bis an die Donau, das andere bis an den Thüringer Wald, und die Provinzen des Obermains und der Mittelelbe waren wieder offen. Er würde mit seinem kühnen Unternehmungsgeist ungeheure Fortschritte in dem Herzen von Deutschland gemacht gehabt haben, wenn die Prosa des gewöhnlichen Lebens anderer ihm nicht einen unübersteigbaren Damm entgegen geworfen hätte. Die heißesten Thränen fielen auf sein Heldenschwerdt.

Immer noch belebten ihn Hoffnungen; allein der Waffenstillstand zwischen Oestreich und Frankreich wurde in der Nacht vom 11ten und 12ten Julius abgeschlossen,

und dieser Waffenstillstand zeigte dem Herzog, welche Rolle er spiele, und daß er jetzt nichts für die Freiheit Deutschlands zu thun vermöge. Diesem Waffenstillstand gemäß mußte Sachsen und Baireuth bis zum 27sten Julius den Franzosen geräumt sein, und es gewann den Anstrich, als wenn Herzog Friedrich Wilhelm mit seinem Corps nicht mit in den Tractat eingeschlossen sei. Man gab ihm indeß endlich zu erkennen, daß ihm die Gegend um Commetau in Böhmen zur Kantonirung frei stehen solle.

Da zürnte der Geist der Guelfen in ihm; die Unabhängigkeit, welche er sich zugesichert gehabt, schützte ihn, und rechtfertigte seine weitern Schritte. Er versammelte seine Officiere, und ließ, nachdem er sie mit dem Zweck seines Unternehmens bekannt gemacht hatte, das Signal zum schnellen Aufbruch geben. Nicht leicht mag ein General einen verwegenen Entschluß schneller gefaßt und ausgeführt haben. Er zählte noch nicht ganz 2000 Mann, mit welchen er sich durch eine große, von Feinden überall besetzte Länderstrecke auf einem Marsch von siebzig deutschen Meilen schlagen wollte, um die See zu gewinnen, dem freien Albion zuzueilen, so lange Deutschland in unwürdigen Fesseln läge. An den Mündungen der Weser Transportschiffe zu finden, darauf glaubte er rechnen zu dürfen, indem er von einer englischen Expedition auf Norddeutschland die sichersten Nachrichten hatte.

Alle seine Zugänger folgten anfangs dem geliebten Führer bei dem kühnen Beginnen. Er marschierte den 20sten Julius nach Greitz, und am 22sten nach Zwickau. Den 23sten ging er über Borna nach Altenburg, wo er die Sachsen zurück warf, um auf Leipzig zu rücken. Um diese Zeit begehrte der größte Theil seiner Cavallerie-

und Jägerofficiere den Abschied, weil ihnen die Gefahr zu groß schien. Der Herzog entließ sie mit blutendem Herzen; nur die jüngern Officiere, welche die deutsche Schmach nicht erdulden mochten, blieben.

Es verdient, bemerkt zu werden, daß der Herzog auf diesem ganzen Zuge durch Sachsen und das westphälische Gebiet nur das forderte, was zu den nothwendigen Bedürfnissen seiner Getreuen gehörte, und daß jede Willkühr des Gemeinen auf das strengste untersagt war. Am 25sten Julius erreichte er Halle, und von hier ab eilte er auf Halberstadt. Hier war nun schon das fünfte westphälische Linienregiment unter Anführung des Grafen von Wellingerode (Meyronne) von Magdeburg ab angekommen, um ihm den Weg abzuschneiden. Diese 3000 Mann durfte der Herzog nicht im Rücken lassen; die Stadt, in welcher das Regiment sich festzusetzen anfing, mußte also angegriffen werden. Am 29sten Julius, spät am Abend wurde die Stadt berennt, und am frühen Morgen war der Herzog Meister der Stadt. Es wurden nahe an 2000 Gefangene eingebracht, die man freilich entlassen mußte, nachdem sie entwaffnet waren; den Obrist des Regiments aber, Graf von Wellingerode, nahm der Herzog als Gefangenen mit, und eilte nun weiter über Hessen und Wolfenbüttel nach Braunschweig, wo er am 30sten Julius ankam.

Man denke sich das Gefühl des Herzogs, jetzt, in diesem Verhältniß, unter diesen Umständen der Stadt seiner Väter sich zu nahen! Das Volk strömte ihm und seinen Getreuen entgegen, und würde kein Opfer gescheut haben, ihn sogleich wieder zu erheben auf den Fürstenstuhl seiner Ahnen; allein er beschwichtigte die Gemüther, und begehrte, fast gebieterisch, daß die

Eifrigen ruhig die Zukunft abwarten sollten. Zu dieser kalten Entsagung und Selbstverleugnung, zu dieser Gewalt über sich selbst, zu diesem Verhalten des edlen Zorns, zu diesem Ueberhören des Zurufs eines angestammten, hochherzigen Volkes, zu dem allen gehört in der That ein sehr großes Gemüth. — Der Herzog bivouaquirte mit seinen Truppen vor den Thoren der Stadt seiner Väter; auf bloßer Erde war sein Lager; alle Ermüdungen des Krieges theilte er mit dem geringsten seiner Waffengefährten. Dieses ganze Benehmen vor Braunschweig war nicht etwa ein unscheinbarer Prunk, oder eine Scene welche rühren und erheben solle; der Herzog sah vielmehr ein, daß er sein Land jetzt nicht behaupten könne, und um die Braunschweiger der Gefahr zu entheben, daß sie für das Ausschweifen ihrer Freude bestraft würden, so ordnete er, wie gesagt, die Lagerstätte vor dem Thor. Er selbst aber ritt auf einige Stunden in die Stadt, ließ sich in dem Schlosse umherführen, und heiße Thränen rollten ihm die Wangen herab in den Bart. Wem in solchen Augenblick das Labsal der Thräne versagt ist, der war ein Tyger geboren.

Hier in Braunschweig nahm der Herzog Besitz von seinem Lande. Die desfalls von ihm erlassene und bekannt gemachte Urkunde lautet dahin:

„Von Gottes Gnaden Wir Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg ꝛc. fügen allen und jeden, insonderheit aber den guten Einwohnern der sämmtlichen braunschweigschen Lande zu wissen; da Uns die Regierung der braunschweig-lüneburgschen Lande, Wolfenbüttelschen Antheils, durch die von Unsern Herrn Brüdern zu Rostock den

27sten October 1806 geschehene Renunciation und durch das bald erfolgte Ableben Unsers Herrn Vaters anheim gefallen, und dann durch die göttliche Vorsehung Zeitumstände herbei geführt sind, welche es Uns unmöglich machten, der bisherigen widerrechtlichen Usurpation Unserer Lande ein Ziel zu setzen, und deren Regierung wirklich anzutreten; so ergreifen Wir hiermit als Herzog von Braunschweig-Lüneburg und als einziger, rechtmäßig regierender Fürst Besitz von den Fürstenthümern Wolfenbüttel und Blankenburg, dem Stiftsamte Walkenried, dem Amte Thedinghausen und allen übrigen ehemaligen Besitzungen des Herzoglichen Hauses, wie solche Unser in Gott ruhender Herr Vater besessen, und erklären Uns hiermit durch Unsern Fürstlichen Willen in Besitz dieser Unserer Länder, um sie mit Gottes Hülfe und durch Unsere und Unserer Bundesgenossen Waffen zu schützen und zu behaupten. Zugleich erinnern Wir Unsere Unterthanen an den Unserm Fürstlichen Hause und auch Uns geleisteten Erbhuldigungseid, und fordern sie hiermit feierlich auf, den von Uns oder in Unserm Namen zu erlassenden Befehlen den unbedingten Gehorsam zu leisten, wie Wir denn jede Nichtbefolgung derselben, welcher sich einige Uebelgesinnte schuldig machen möchten, mit Unserer höchsten Ungnade, und nach Befinden der Umstände mit Leibes- und Lebensstrafe ahnden werden. Gegeben Braunschweig den 1sten August 1809. Friedrich Wilhelm."

Diese Bekanntmachung war allerdings nothwendig, um die Unterthanen dafür zu warnen, daß sie mit der

westphäligen Regierung sich nicht in Verträge einließen, welche dem Lande verderblich waren, und sie konnte und sollte die nachherigen Erklärungen des Herzogs, wonach er die Dispositionen fremder Usurpation nicht anerkannte, rechtfertigen. Er, als rechtmäßiger Erbe der braunschweigschen Lande hatte bei oder nach dem Tilsiter Frieden keine Abtretungsurkunde vollzogen; ihm war also das Königreich Westphalen ganz rücksichtlos.

So sehr auch der Herzog anfangs schien, an Braunschweig schnell vorüber gehn und nach der Küste hin sich wenden zu wollen, so riß doch der Jubel, mit welchem er überall empfangen wurde, ihn hin, und kühne Hoffnungen, von Braunschweig aus das nördliche Deutschland zu insurgiren, und sich hier so lange zu halten, bis die brittische Landung sich ausgedehnt habe, wachten in ihm auf. Er machte daher folgende Proclamation bekannt:

„Braunschweiger! der Augenblick, eure Fesseln zu sprengen, ist erschienen. Ich komme als euer rechtmäßiger Fürst, euch der Tyrannei zu entreißen, die euch zu Boden drückt. Ich komme mit siegreichen Waffen, unterstützt von mächtigen Bundesgenossen, mit festem Vertraun auf die treue Anhänglichkeit eines Volkes, das unter der Regierung Meiner Vorfahren so lange glücklich war, eines Volkes, das durch Treue und Biederkeit so sehr verdient, wieder glücklich zu werden. Braunschweiger! Ihr hattet einen Fürsten, der Deutschlands und euer Stolz war! Ich schweige von seinem Ruhm, denn sein Andenken lebt in euren Herzen. Ich bin sein Sohn! Ich fühle, welche Verpflichtung Mir dieser Name auferlegt, und Ich thue

vor Gott und der Welt das feierliche Gelübde, seiner werth zu sein, euer Vater, euer Freund, euer Wohlthäter zu sein, wie er es war. Aber noch ist es Mir nicht vergönnt, in friedlicher Ruhe die Wunden zu heilen, die eine tyrannische Regierung euch schlug; noch müssen wir kämpfen um das Glück Unserer Wiedervereinigung, um die Dauer dieses Glücks. Braunschweiger! Indem ich in eure Mitte eile, rechne ich auf euren Muth und eure Vaterlandsliebe! Greift zu den Waffen! Jeder, der Kraft in sich fühlt, und den andere bürgerliche und häusliche Geschäfte nicht hindern, leihe seinen Arm der gerechten Sache, denn nur durch allgemeine Anstrengung kann der allgemeine Feind überwältigt werden. — Aber vergeßt auch nicht die Pflichten des ruhigen Bürgers! Jeder bestrebe sich, die öffentliche Ruhe und Ordnung, so viel er vermag, zu erhalten. Ehret die jetzt angestellten Beamten und seid ihnen folgsam, denn es ist nothwendig, daß sie vorläufig unter Meinen Augen ihre Geschäfte fortsetzen. Keiner fürchte sich einer Bestrafung, blos deshalb, weil er in die Dienste einer unrechtmäßigen Regierung trat. Ich kenne die Gesinnungen meiner Unterthanen, auch weiß ich, daß viele unter den jetzigen Beamten sind, die sich Ansprüche auf die Liebe und Dankbarkeit meines Landes erworben haben. Ich verzeihe selbst denen, welche jetzt gegen mich sind und die Waffen trugen, denn ich weiß, daß sie dazu gezwungen wurden. Braunschweiger! Eine schöne Zukunft erwartet uns! Vertrauet auf Mich, auf euch, und auf unsere gerechte Sache, und Gott wird mit uns sein!

Braunschweig, den 1sten August 1809. Friedrich Wilhelm."

Die französisch-westphälische Polizei war indeß dieser Proclamation zuvorgekommen, und deren Emissairs, mit welchen Braunschweig in diesem Augenblick angefüllt war, suchten sie zu unterdrücken. Die einzelnen Zuckungen der Volkskraft waren keine allgemeine, Erfolg versprechende Anstrengung; der Herzog verzichtete daher für jetzt auf Verfolgung des schönen Traumgebildes, und gab sich sogleich wieder der schweren Wahrheit hin. — Der westphälische General Reubell, welcher dem Herzog sich entgegen stellen sollte, rückte bereits über Zelle heran. General Gratien war überdem mit Holländern und Sachsen von Erfurt schnell aufgebrochen, den Herzog zu ereilen. Dieser Marsch des Gratienschen Corps ist einer der schnellsten, so die neuere Geschichte kennt; Gratien selbst aber handelte hier überall so unwürdig, daß wenig fehlte, und er wäre wider seinen Willen die Veranlassung gewesen, die Gegenden umher zu der Empörung aufzurütteln.

Herzog Friedrich Wilhelm verlor die Besonnenheit bei dieser mißlichen Lage nicht, und brach von Braunschweig auf. Er rückte schnell dem General Reubell entgegen, obgleich die Stärke desselben noch nicht hatte ausgekundschaftet werden können.

Bei dem Dorf Delper, eine starke halbe Meile von Braunschweig, stieß der Herzog auf den Feind, und es kam zur Action. General Reubell vertheidigte Delper mit großer Hartnäckigkeit, und dem Herzog, der gerade hier die Gefahr nicht achtete, wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen; so weit gab er selbst sich in das Gemenge! Nur die Nacht machte dem Kampf ein

Ende, und die Schlacht blieb unentschieden. General Reubell war 6000 Mann stark gewesen; allein der Herzog von Braunschweig hatte, ohnerachtet er nur 1800 Mann zählte, doch den Schein um sich zu verbreiten gewußt, daß er der Vortrab von einer großen, ihm folgenden Armee führe, und während des Gefechts selbst kommandirte er sowohl, als seine Getreuen, so daß der Feind es hören konnte, Bataillone, wo eigentlich nur sehr schwache Piquets auftraten.

Es war bei der Stärke des Feindes zu erwarten, daß derselbe am folgenden Morgen das Gefecht wieder anknüpfen werde, und um diesem Fall zuvor zu kommen, so detaschirte der Herzog dreihundert Jäger, welche in der Nacht das Dorf Delper überfallen sollten. Die vorgeschobenen Patroullen brachten aber die Nachricht, daß General Reubell mit seinem ganzen Haufen den Rückzug über Ohoff nach Zelle nehme, und man muß einräumen, daß sowohl bei Halberstadt als hier das Ueberraschende der Sache allein den Herzog den dringendsten Gefahren entzog; — ein Beweis dafür, daß das Neue, das Unerwartete den Menschen kleinmüthig macht!

Am 2ten August erschienen wieder sechzehn Officiere vor dem Herzog, und begehrten den Abschied, weil ihnen die Gefahr zu dringend schien; der hochherzige Mann entließ die Furchtsamen, nur im Stillen das Gehaltlose ausgestopfter Soldatenpuppen bedauernd, und er verwarf gleich darauf einen, von falschen, ungetreuen Menschen ihm gemachten Vorschlag, jetzt zu capituliren, jetzt, wo es noch Zeit sei. Wenn auch General Gratien, dieser unwürdige Kriegsmann, bereits in Wolfenbüttel angekommen war, und Reubell einen verstellten Rückzug gemacht haben konnte, so verfolgte doch

der Herzog unwandelbar seinen Plan. Er brach auf, erreichte am 2ten August Abends Burgdorf, und Tages darauf Hannover. Hier machte er noch Gefangene, und erbeutete vier Kanonen; letztere führte er mit sich fort. Tages darauf brach er von Hanover wieder auf, und setzte seinen Marsch über Nienburg nach Hoya fort, wo er in der Nacht zum 5ten August ankam.

Als jetzt bei Hoya die Brücke abgebrochen werden sollte, um den Feind in der Verfolgung aufzuhalten, erschien die Avantgarde des Reubellschen Corps; die Hauptmacht war über Verden im Anmarsch. Der Herzog beeilte daher seinen Marsch, erfuhr in Sieke, daß der General Reubell bereits in Hoya sei, und, ihn zu täuschen, schickte er den Obristlieutenant Korfes mit 40 Pferden, 150 Jägern und 2 Kanonen nach Bremen, mit der Anweisung, seinen Haufen für Avantgarde des großen braunschweigschen Corps auszugeben. Er selbst ließ Bremen rechts liegen, und ging auf Delmenhorst. Eil war nöthig, da der Feind auf dem Fuß folgte, und am 6ten August wurde das Corps des Herzogs über die Hude gesetzt. Dem General Reubell blieb nun der Weg der Verfolgung nur noch über Oldenburg offen.

Der Herzog bemächtigte sich mit seinen Truppen schnell aller zu Elsfleth liegenden disponiblen Schiffe, und die Noth zwang ihn hier, Gewalt gegen die Schiffer zu gebrauchen, denn bei Hachking schlugen sich schon die Vorposten des General Reubell mit den Jägern von Korfes, der einen günstigen Zeitpunct genutzt hatte, über die Orte zu gehen. — Am 7ten August wurden die Schwarzen zu Elsfleth, Bracke und andern Dörfern am Ufer eingeschifft, und am Abend desselben Tages waren die Gefäße auf der Richtung nach Fedderwah-

ren. Die Pferde und das schwere Gepäck hatten zurückgelassen werden müssen, da hier nur die Rettung der Mannschaft Noth that, denn der Feind folgte auf den Fersen. Der Herzog selbst war der letzte, der sich einschiffte, und begab sich erst spät am Abend an Bord der amerikanischen Brigg the Shepercefs. — Die Dänen von Bremerlöe aus warfen über vierzig Kugeln nach dem Schiff, auf welchem der Herzog sich befand; allein nicht eine einzige berührte das Gefäß, und er erreichte am 8ten August Helgoland, wo er das ganze Corps der Schwarzen, das unter Korfes auf Bremen abgesandte Detachement mit zugerechnet, vorfand.

Bei Helgoland lag Lord Georg Stuart mit seiner Flotille. Alle englischen Schiffe flaggten und salutirten, als the Shepercefs anzog, und auf dem freien Meer, welches den Befreiten nach Albions freien Küsten tragen sollte, bestieg der Herzog die königliche Brigg Mosquido, welche ihn am 14ten August in den Humberfluß führte. Der Herzog selbst stieg bei Grimsby an das Land und eilte nach London; seine Truppen aber, jetzt noch 1580 an der Zahl, blieben an Bord und wurden auf der Insel Wight ausgeschifft, nachdem sie vier Wochen auf See gewesen waren.

Man hat dem Herzog einen Vorwurf darüber gemacht, daß er seine Getreuen, die ihm allein anhängend, ihm folgend, von ihm nach London geführt zu werden erwarteten, verlassen habe, und allein nach London geeilt sei, während sie selbst auf den Schiffen der Kauffahrer mit allem zu kämpfen hatten, was der Erhaltung des Lebens feindlich ist, und man bemerkt, daß diese Truppen wohl verdient gehabt hätten, mit dem Herzog in der Themse zu landen, um so mehr, da

Londons Einwohner begierig waren, die kühnen Abentheurer zu sehen, welche jenen verwegenen Zug von der böhmischen Gränze bis zu der Mündung der See aus treuer Anhänglichkeit an die Person eines Einzelnen gemacht hatten. Treu soll die Geschichte der Nachwelt die Thaten der Gegenwart hinterbringen, und darum mag es auch hier nicht zurückgehalten werden: eine alte Gewöhnung, eine kleine Eitelkeit war daran schuld, daß der Herzog von seiner braven Mannschaft sich entfernte, und sie nicht unmittelbar nach London führte, denn — — die Uniformen waren abgetragen und zerrissen! — — Hinweg über diese Schwäche der Eitelkeit, welche die Geschichte erwähnen mußte.

Dieses Corps der Schwarzen hat zu viele Entschlossenheit gezeigt, als daß wir es aus den Augen lassen könnten. Nachdem der Herzog nach London in den Schooß seiner Familie geeilt war, wurden die Schwarzen auf der Insel Wight neu gekleidet, und für den englischen Dienst in Spanien geworben. Ihre Uniform blieb dieselbe, weil sie es ausdrücklich verlangt hatten, und eben so wurde es ihnen zugestanden, daß sie als ein besonderes Corps unter der Leitung des brittischen Oberfeldherrn auf der pirenäischen Halbinsel sich bewegen sollten. Endlich wurden sie von der Insel Wight nach Spanien hin eingeschifft, waren nur achtzehn Tage auf See, und kamen auf der Höhe von Lissabon zu jener schweren Zeit an, als die Engländer in Verbindung mit den Portugiesen und Spaniern kaum noch einen Landbezirk von fünf Meilen auf der großen Halbinsel in Besitz hatten. Wellingtons Genius gewann den englisch-spanischen Waffen wieder Raum, und diese Schwarzen waren in den fünf spanischen Feldzügen überall die Avantgarde der brittisch-spanischen Armee; sie nahmen das

Castell vor Madrid, und waren die ersten, welche über die Pyrenäen gingen. Die Franzosen hatten vor diesen Schwarzen eine solche Furcht, daß sie selten Stich hielten und man hörte die Flüchtigen oft rufen: sauve qui peut! Les diables noirs pousse le diable! — Nach Beendigung des spanischen Krieges wünschte England diese Tapfern noch ferner im Solde zu behalten, und es wurden ihnen Anerbietungen für Amerika gemacht; sie wählten aber die Heimkehr nach Deutschland, und was der Herzog vor der Ausschiffung auf der Insel Wight vielleicht versäumt hatte, holte er dadurch nach, daß er späterhin, als regierender Herr öffentlich diesen Getreuen ein Anerkenntniß ihres Werthes und Verdienstes gab.

In London wurde der Herzog mit der Achtung aufgenommen, der er sich werth gemacht hatte, und man hatte nicht unrecht, wenn man seinen Rückzug dem des jüngern Cyrus verglich. Das Parlament verwilligte ihm, als nahen Verwandten der königlichen Familie, einstweilen ein Jahrgeld von 6000 Pfund, und hier in England sah der Herzog mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo die große Katharstrophe zu der Befreiung Deutschlands sich entwickeln werde. Von England aus stand er in wichtiger Verbindung mit jenem deutschen Institut, welches für die Befreiung Deutschlands im Stillen wirkte, und nicht in müssiger Ruhe verlebte er seine Jahre in England.

Endlich war das große Werk, die Befreiung Deutschlandes, und überhaupt des festen Landes von Europa von dem unwürdigen französischen Joch, vollständig vorbereitet, und der übermüthige Napoleon wurde an die Ufer der Weichsel, durch das unwirthbare Polen gelockt, damit seine politische Kraft an den Na-

turgränzen erlahmen möge. Wenn auch der Herzog Friedrich Wilhelm an den fernern Begebenheiten nicht öffentlich Antheil nahm, so wirkte er doch, von England aus, um so mehr im Stillen, und manches, was in und für Deutschland geschah, war sein Werk.

Im Frühjahr 1813 bekundeten sich die Zeichen der Zeit. Die Flüchtigen der großen französischen Armee zogen auch durch das braunschweigsche Land. Kosacken streiften bis an die Hauptstadt heran, und nahmen westphälische Gensd'armen und bekannte Anhänger des französischen Systems gefangen. Die Hoffnungen der Einwohner, den ihnen von Gott gegebenen, rechtmäßigen Landesherrn bald wieder zu sehen, schweiften mitunter in voreiliger Unbesonnenheit aus, und der kurz darauf eintretende Waffenstillstand gab der westphälischen Regierung Raum, jene Uebereilung der Vaterlandsliebe zu strafen. — So sehr der König von Westphalen früherhin für Verschönerung des Schlosses zu Braunschweig gesorgt hatte, indem er hier einige Monate im Sommer sein Hoflager halten zu wollen, erklärte, so wurde doch jetzt schnell das Schloß geräumt, und die kostbarsten Sachen, an welchem noch die Thränen des Landes hingen, an Trödeljuden verschachert; — ein voller Beweis davon, daß die westphälische Regierung selbst sich davon überzeugte, jetzt werde die Wahrheit ihren Thron wieder einnehmen.

Am 24sten September kam die Nachricht nach Braunschweig, daß preußische Reiterei bereits in dem Städtchen Vorsfelde eingerückt sei. Die unwürdigen Gehülfen des westphälischen Satrapen begaben sich nun auf die Flucht, und am 25sten September rückte ein preußisches Regiment der Reiterei in Braunschweig ein, die Rettung des deutschen Vaterlandes den lange schon

harrenden Einwohnern verkündend. Der Jubel der Braunschweiger über diese Nachrichten artete bald aus, und es geschahen Ausschweifungen, Willkührlichkeiten, welche die Ohnmacht der Regierung, einen ungezogenen Pöbel in Schranken zu halten, darthun.

Die Leipziger Schlacht wurde geschlagen, und das nördliche Deutschland breitete den angestammten Fürsten die Armee wieder entgegen, während die französische Macht bis über den Rhein Rettung und Heil in der Flucht suchte. In Braunschweig erschien ein Bevollmächtigter des Herzogs, Major Olfermann, welcher die baldige Heimkehr des Fürsten verkündete, und die unterdeß eingetretene Willkühr zu beschränken suchte. Zugleich beeilte er eine starke Bewaffnung des Landes, welche wenigere Freiwillige um deswillen fand, weil der Werbende in englischer Uniform erschien, ein Umstand, der Ahndungen, Deutungen und Befürchtungen zuließ.

Herzog Friedrich Wilhelm hatte selbst sich auf die ersten Nachrichten von der Befreiung des nördlichen Deutschlandes zu Schiffe begeben, um von dem Fürstenstuhl seiner Väter wieder Besitz zu nehmen. Freilich wirft man sich wohl die Frage auf, warum er bis dahin in stiller Ruhe auf englischem Boden den Welthändeln zusah und nicht selbstthätig mitwirkte für die gerechte Sache, welche zuletzt alle Götter schützen. Allein abgesehen von dem, was hierüber schon vorhin bemerkt worden, so war sein edler Stolz in dem Kriege von 1809 beleidigt; er hatte hier eingesehn, daß seine Kraft mit seinem Willen nicht ausreichte, und darum hatte er die Deutungen des Schicksals erst erwartet, darum aber auch sammelte er in seinem kleinen Lande, ehe er selbst noch erschien, eine nicht verhältnißmäßige

Truppenmenge; denn weit aussehend, groß waren seine Pläne für die Zukunft.

Nachdem Friedrich Wilhelm einige Zeit in Hanover noch verweilt hatte, hielt er am 23sten December seinen Einzug in Braunschweig. Der Jubel des Volkes war groß, und der Herzog unterzog sich bald darauf mit Eifer den Geschäften der Regierung. Seine Lebhaftigkeit, sein Feuereifer, seine Ungeduld, das alles stand häufig in hartem Widerspruch mit dem kalten Ernst, den das traurige Geschäft der Regierung erfordert; allein nichts desto weniger wurde er allgemein geliebt, weil er bei dem besten Willen, bei unermüdlichem Eifer, bei einer Anspruchslosigkeit und Einfachheit der Sitten, welche Bewunderung erwecken mußte, täglich Beweise von dem herzlichsten Gefühl und von dem feinsten Sinn für das Gute gab.

Seine Soldateska zahlreich, geübt und kriegslustig zu machen, das war sein Hauptbestreben, und wenn auch die Entsagung Napoleons vom 11ten April 1814 und der darauf folgende Pariser Friede dem Waffengemenge ein Ende machte, so hielt doch der Herzog, theils aus eigner Ueberzeugung, theils aus Ansichten, welche er während seines Aufenthalts in London bekommen hatte, es für nöthig, schlagfertig da zu stehen. — Auf englische Unterstützung rechnend, und dem Beispiel von Hanover folgend, war er auch einer der ersten, der nicht provisorisch, sondern ohne alle Einschränkung und ohne alles Befragen das ihm gebührende Land wieder in Besitz nahm, und als Souverain frei und unabhängig darin waltete.

Der Kongreß zu Wien bildete sich, wo die Ausgleichungen der einzelnen kriegführenden Mächte geordnet, und zugleich die deutschen Reichsangelegenheiten

festgestellt werden sollten. Der Herzog hielt es für nothwendig, persönlich diesem Kongreß beizuwohnen, nachdem er seine Landesangelegenheiten in Ordnung gebracht hatte. Sein Aufenthalt in Wien war indeß nicht von langer Dauer. Die Langsamkeit der diplomatischen Verhandlungen war seinem lebhaften Kopf zuwider, außerdem aber verursachte sein Aufenthalt in Wien dem braunschweigischen Lande Kosten, die zu ersparen waren, und die er gern ersparte, und endlich war er mit einem der dort Anwesenden wegen seiner politischen Meinung und Ansicht in eine Spannung gekommen, welche störend hätte werden können.

Napoleon Buonaparte war unterdeß am 26sten Februar 1815 von seinem Verbannungsort, Elba, entkommen und am 1sten März bei Cannes an der Südküste Frankreichs gelandet. Mit reißender Schnelligkeit eilte er fort jen Paris, den Thron der Bourbonen wieder einzunehmen, und einer Lavine gleich vergrößerte sich sein Heer. Daß Ludwig XVIII. mit seiner Familie aus Paris habe flüchten müssen, daß Napoleon in den Pallast der Thuillerien wieder eingezogen sei, daß die ganze Armee ihm wieder zugefallen, und daß er laut erklärt habe, die Flandernschen Provinzen müßten zunächst sogleich wieder mit Frankreich verbunden werden, alle diese Nachrichten drängten eine die andere, und gaben dem Kongreß in Wien eine andere Richtung. Dazu kam, daß Joachim Murat, König von Neapel, Napoleons Schwager, ganz Italien aufzurütteln drohete, und mit seiner ganzen Macht bereits die Gränzen des Kirchenstaats überschritten hatte.

Dem Pariser Frieden zufolge eilte daher die Quadrupel-Alliance, nämlich Rußland, Oestreich, Preußen und Frankreich, die Mannschaften, welche dem

Thron der Bourbonen im Fall einer Gährung versprochen waren, zu gestellen. Diesem gemäß hatte jede der vier Mächte 150,000 Mann zu stellen. Preußen, Rußland und Oestreich ließen sogleich mehr Truppen, als die Verpflichtung erforderte, in das Feld rücken, und besonders Oestreich bewaffnete seine ganze Macht, weil es zugleich in Italien beschäftigt war, so wie denn auch Rußland seine Verbindlichkeit schnell erfüllte, obschon es eine sehr starke Reserve an der türkischen Gränze stehn lassen mußte, da es den Anschein hatte, als wolle die Pforte den Augenblick der Gährung benutzen, um sich für die frühern Verluste in der Moldau und Wallachei zu rächen. — England allein konnte den Tractat der Quadrupel-Alliance nicht erfüllen, denn es war leicht einzusehen, daß die Britten aus eigner Kraft ein Heer von 150,000 Mann zu stellen, blos um den Thron der Bourbonen zu schützen, nicht vermöchten, und daß sie es nicht thun würden, selbst wenn sie es vermöchten. England warb daher fremde Truppen in den Niederlanden, in Dännemark sogar, und auch unter den Hanseaten an; die hanöverschen Legionen kamen hinzu, und das Corps, welches der Herzog Friedrich Wilhelm geordnet hatte und noch ordnete, sollte gleichfalls zu der brittischen Armee unter Oberbefehl des englischen Feldherrn, Wellington, stoßen.

Es ist von mehreren Seiten dem Herzog sehr verdacht und übel ausgelegt worden, nicht allein, daß er überhaupt eine bewaffnete Macht auf die Beine stellen wollte, und die Zahl übertrieb, ohne für die Dauer der Hülfsquellen der Verpflegung und Unterhaltung versichert zu sein; sondern auch, daß er diese Truppen unter Wellington, den englischen Feldherrn, stellte, und daß er nicht vielmehr seinen Haufen mit der preußischen

Heeresmacht gehn ließ. Allein der Herzog hatte nun einmal ein Vorurtheil gegen Preußen, welches sich auch seinem Lande mitgetheilt hatte, und da ihm in preußischem Kriegsdienst ein Generalcommando nicht ertheilt werden möchte, — so warf er die Waffenmacht, welche in Braunschweig mit dem größten Eifer gebildet war, zu den Linien des englischen Feldherrn. Er selbst führte seine Truppen und begleitete sie in die Felder der Kriegsbewegung; ein sicherer Beweis dafür, daß er mit Wahrheit, mit Ueberzeugung, und gewiß mit Treue handelte! Die englischen Zeitungen führen unter dem brittischen Heer 10,000 Braunschweiger auf. Man wird bei statistischer Würdigung des Landes Braunschweig zugestehen müssen, daß diese Truppensammlung die Kräfte des Landes überstieg, und daß nur die von St. James ausgegangenen Hoffnungen und Unterstützungen diese Werbung möglich gemacht haben konnten.

Am 1sten Junius hatte Napoleon in Paris mit großem Pomp auf dem Maifelde eine neue Huldigung des französischen Volks angenommen, und dadurch seine Person gesichert. Wie sehr er die gegen Frankreich gewaffneten Mächte diesesmal fürchtete, das beweiset der Umstand, daß er nicht mit der gewöhnlichen Indignation von ihnen sprach. Eine Anrede an die Pairs des Reichs (den 11ten Junius) eröffnete er mit den Worten: „der Kampf, worin wir begriffen sind, ist ernsthaft. Die Gefahr, die uns bedroht, ist nicht die Folge übermüthiger Siege. Der Feind will uns durch das Caudinische Joch schicken." — Am 12ten Junius reisete Napoleon zur Armee ab, kam am 13ten in Avesnes an, und erließ am 14ten eine Proclamation an die Armee.

Die großen Mächte, Rußland, Oestreich, Preu-

ßen und England, hatten unterdeß Zeit genug gehabt, sich mit bewaffneter Macht dem französischen Gebiet zu nähern. Preußen und England erschienen zuerst im Felde; jenes mit einer Ueberzahl der vertragsmäßigen Waffenmenge, dieses mit einer geringern Anzahl von Streitern, die deutschen Hülfstruppen mit zugerechnet. Die Preußen wurden befehligt von Blücher, dem Nestor der Kriegshelden, dem Liebling der Armee, dem Beschützer deutscher Sache; die Engländer hingegen von Wellington, dem unermüdlichen, besonnenen General, dem bescheidnen Liebling des Gottes der Schlachten. Unter Wellington befehligte Herzog Friedrich Wilhelm seine eignen Truppen nebst denen, welche ihm zu Hülfe gegeben waren. Als Avantgarde kann man eigentlich dieses Truppencorps nicht bezeichnen, denn in weit gedehnter Linie standen die Preußen und Engländer in Belgien die französische Gränze entlang, in höchst mißlicher Stellung, das Durchbrechen einer französischen Heeresmacht zu verhindern. Weit hinter ihnen waren die Reserven, und ungewiß darüber, wo das Gewitter sich entladen möchte, war die größte Aufmerksamkeit, die größte Behutsamkeit bei ihnen nöthig.

Die Nachrichten aus Frankreich bis zum 15ten Junius stimmten dahin überein, daß Napoleon seine Macht im Innern des Landes concentrire, und den Angriff erwarte. Herzog Friedrich Wilhelm war einer der Wenigen, welcher die Handlungsweise des Gegners richtiger berechnet hatte, und sich nicht täuschen ließ. — Unerwartet schnell, wie gewöhnlich, stand jetzt am Abend des 15ten Junius Napoleon den Preußen und Engländern mit einer Macht von 150,000 Mann der ausgesuchtesten Truppen gegen über. Die Preußen und Engländer hatten sich schon Tages zuvor enger zusammen

gezogen, so daß jene Fleurus, Cinay, Namur und Hanut und diese Ath und Nivelles zu ihren Puncten nahmen. Brüssel war der allgemeine Vereinigungspunct, die Reserve und das Depot.

Am 15ten Junius war Herzog Friedrich Wilhelm mit Wellington und einem großen Theil der Officiere des Stabes in Brüssel bei einer Festlichkeit. Der Herzog erfuhr durch seine Posten, daß fern hin eine Bewegung zu sein scheine, und eilte selbst fort, sich von der Wahrheit zu überzeugen. Er kam bald zurück, und zeigte dem brittischen Heerführer an, daß der Kanonendonner nach der Richtung hin, wo die Preußen ständen, ganz deutlich zu hören sei, und daß die Armee sogleich aufgestellt werden müsse. Wellington hielt es für unmöglich, daß Napoleon auf diesem Punct angreifen werde, und beschwichtigte den Herzog damit, „der König von Preußen werde bei seiner Armee angekommen sein, und die Schüsse, die er gehört habe, wären Freudenschüsse." Friedrich Wilhelm ließ sich aber dadurch nicht beschwichtigen, und eilte wieder hinaus in das Freie. Alle Umstände und Nachrichten überzeugten ihn hier davon, daß die Preußen bereits mit den Franzosen engagirt wären, und er verlangte nun von Wellington sogleich mit Nachdruck eine Truppenbewegung.

Vielleicht ungern gab Wellington dem Begehr des Herzogs nach, und dieser brach mit seinen Braunschweigern und einem Detachement Hanoveraner und Engländer, so daß er zusammen 16,000 Mann führte, sogleich auf. Diese Bewegung mag vielleicht die preußisch-brittische Linie gerettet haben; wenigstens trug sie alles dazu bei, daß die am 15ten geschlagenen Preußen nicht schnell verfolgt werden, sich wieder sammeln konnten, und daß die Engländer am 16ten in ihrer zurück-

gezogenen, auch weithin gedehnten Stellung nicht überfallen werden konnten.

Die Kanonade, welche der Herzog deutlich gehört, war bei Ligny gewesen, wo am 15ten die Schlacht fünf Stunden zwischen den Preußen und Franzosen wüthete, und hätte schon an diesem Tage der Herzog seinem Willen folgen können, so würde er schnell mit seinem Succurs die Preußen von dem Rückzug, weil die ganze französische Masse sich dorthin geworfen hatte, degagirt haben. Jetzt, nachdem der Feind die Preußen in die zweite Stellung zurück geworfen, war zu erwarten, daß er sogleich seine Hauptmacht gegen die brittische Armee, welche in zurückgezognem Winkel stand, senden werde. Am 16ten früh sandte auch Napoleon seinen linken Flügel, aus drei Armeecorps, unter Befehl des Prinzen von der Moskwa (Marschall Ney) bestehend, gegen die Engländer, und Herzog Friedrich Wilhelm hielt mit seiner Truppenmasse durch die geschicktesten Bewegungen den weit überlegenen Feind so lange auf, daß Wellington sich aufzustellen vermochte. An diesem schweren Tage hielt der Herzog mit seinen Truppen, wovon die mehresten ohne Kriegesübung waren, den Kern der französischen Armee sieben Stunden lang von der Stellung der brittischen Hauptmacht entfernt, ohne von Wellington unterstützt zu werden. Die Nothwendigkeit mußte dem brittischen General diese Maaßregel dictirt haben, denn sonst wäre sie nicht zu entschuldigen, nicht zu rechtfertigen. Mit der größten Emsigkeit, und mit einer Tapferkeit, welche an Verwegenheit gränzt, hatte der Herzog den französischen Andrang aufzuhalten gesucht, und im Gemenge des Fußvolkes fiel er, ein Opfer des deutschen hohen Sinnes. Eine Kugel traf ihn durch die Seite; edle Theile waren verletzt, und in wenigen

Stunden gab er ein Leben auf, welches eine weise Vorsehung vielleicht um deswillen von der Erde nahm, weil es zu kraftvoll war, um nicht zu erschüttern.

Es giebt viele Menschen, welche das Unglück überall verfolgt. Friedrich Wilhelm gehörte auch zu diesen Unglücklichen. Der größte Triumph, ein Opfer des Sieges zu sein, wurde ihm versagt; er fiel, als die Nachrichten von dem Rückzug der Preußen bereits eingelaufen waren, und als der Kern der französischen Heeresmacht sein Häuflein bereits überwältigte. — Das Schlachtfeld wurde indessen behauptet, und in den letzten Augenblicken seines Lebens hatte der Herzog keine von jenen Störungen, welche schwer daran erinnern, daß man das Leben umsonst geopfert habe. Sein Leichnam wurde nach Braunschweig gebracht, und die Braunschweiger, welche ihren Herzog mit einer kindlichen Anhänglichkeit liebten, die es verdient, laut gerühmt und verkündigt zu werden, zogen den Trauerwagen in stiller Feier zur Stadt, hin zu der Burgkirche, wo die Reste des Ermüdeten neben den Aschenkrügen Heinrich des Löwen und anderer großer Ahnen beigesetzt sind. — Nicht leicht ist in irgend einem Lande eine innigere, treuere Anhänglichkeit an den angestammten Landesherrn, eine tiefere Trauer über den Verlust desselben zu finden gewesen, als jetzt in Braunschweig. — Friede sei mit der Asche des Hochherzigen, der ein Opfer der Anstrengungen des Zeitgeistes wurde, der die angestammte, fürstliche Kraft in sich hatte, und dem es an Lust nicht mangelte, über das alte Gleis der menschlichen Feststellungen eigenmächtig, neuverkündend, hinüber zu schreiten.

Friedrich Wilhelm war mittlerer Statur; nicht auffallend schön, aber er hatte jene große Gewalt, seine

Umgebungen an sich zu fesseln. Jedem Menschen konnte er sich aneignen, und wenn er es sich vornahm, liebenswürdig sein zu wollen, so wurde jeder von ihm hingerissen. Schnell, rasch, sogar leidenschaftlich in allen seinen Bestimmungen und Erklärungen, stieß er während der kurzen Zeit seiner Regentschaft gar sehr gegen den alten Reichsstyl an, welcher in seinem Lande noch zur Tagesordnung gehörte. Es ging ihm, wie jedem großen Kopf es zu gehn pflegt, wenn er ein großer Kopf gelten will: er beachtete das Alltägliche nicht, und war also ein Menschenalter zu früh geboren.

Zum Schluß noch einige Züge aus seinem frühern Leben.

Während Braunschweig von den Franzosen und Westphalen besetzt war, ist der Herzog dreimal in Verkleidung in Braunschweig gewesen, und immer in demselben Gasthofe abgetreten, dessen Wirth er auch nachher reichlich beschenkte. Das erstemal wanderte er als Handwerksbursche ein, das zweitemal als Bauer, der Eier zur Stadt brachte. Hier ließ er sich mit einem alten Ofenheitzer des Schlosses, den er noch aus seiner Jugendzeit kannte, in ein Gespräch ein, und da dieser über die neue Zeit sich beklagte, drückte er ihm ein Goldstück in die Hand, mit den Worten: „das giebt dir dein alter Herzog!" Zum drittenmal erschien er als reisender Kaufmannsdiener. Die westphälischen Gensd'armen waren ihm aber schon auf die Spur gekommen, und er hatte Mühe, sich noch glücklicherweise zu entfernen.

Als er seinen Einzug wieder in Braunschweig gehalten hatte, fehlte es nicht an Ohrenbläsern, die ihn gegen Einzelne, welche mit Eifer an der französischen Regierung gehangen hätten, einnehmen wollten. Einst-

mals sagte er darüber laut: „man darf nicht alles glauben, was die Leute sagen; der Mensch ist von Natur gut: er macht wohl einen Fehler; nachher aber sieht er es ein, bereuet es, und wird um so besser!"

Sich selbst zu vervollkommnen, die Gluth, welche in ihm kochte, zu dämpfen, war sein eifrichstes Bestreben. „Wenn man jeden Abend aufschriebe, — sagte er, — was man den Tag über gedacht, gethan, gewünscht und gewollt hat, und man läse es nach einem Jahre wieder, man würde oft vor sich selbst erschrecken!"

Er war ein großes Opfer, welches der Gott der Schlachten an den Bluttagen vom 16ten bis zum 18ten Juni 1815 gefordert hatte, und Preußens Monarch schrieb an den Herzog August, Bruder des Verewigten, aus Paris unter den 28sten September 1815:

„Ew. Durchlaucht haben durch Ihr Schreiben vom 22sten Juni meine Rührung aufs neue rege gemacht. Der Tod Ihres geliebten Herrn Bruders, des regierenden Herzogs Friedrich Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg Durchlaucht, war ein trauriges Ereigniß, das bei Mir, bei denen mit Mir verbündeten Monarchen, und bei einem Jeden, der Verdienste zu schätzen weiß, die Freuden der an jenen thatvollen Tagen erfochtenen Siege verbittern mußte. Sein Verlust wird stets zu den schmerzlichsten Rückerinnerungen des Krieges gehören. Aber der edle Fürst, der Sein ganzes Leben der heiligen Sache der deutschen Freiheit gewidmet hatte, konnte nicht rühmlicher enden, nicht glorreicher Seinen Namen den Helden Seines edlen Hauses anreihen, die schon oft im Kampf für das Vaterland bluteten! Dies muß Ew. Durchlaucht und Ihre Fürstliche Fa-

milie trösten. Meinerseits werde Ich Mir stets angelegen sein lassen, den nachgelassenen Herren Söhnen des verewigten Herzogs und Seinen sämmtlichen hohen Angehörigen bei jeder Gelegenheit Meine freundschaftliche Zuneigung und meine wohlwollendste Bereitwilligkeit zu bezeugen, auch insbesondere Ew. Durchlaucht die vollkommenste Hochachtung zu bethätigen ꝛc."

Der preußische Hof legte Trauer an, und ganz Europa wird noch lange trauern über den Fall eines großen Verfechters deutscher Freiheit, über den Fall eines Mannes, dem der Genuß eines stillen, friedlichen Abends nach den vielen Stürmen des Lebens, die im Drang der Zeit seinen Mittag ihm raubte, zu wünschen gewesen wäre!

II.

Luise

Königin von Preußen.

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam cari capitis?

Hor. Od. XXIV.

Digitized by Google

Luise

Königin von Preußen.

Luise Königin von Preußen, blieb auch da noch der Aufruf zu Ermuthigung und Heroismus, als sie selbst bereits von den himmlischen Mächten abgefordert war zu den Räumen des Lichts, in einer Zeit, wo der Horizont des Landes ihrer idealischen Liebe noch mit düstern Wolken umhangen war, und wo erst einige leuchtende Sterne an dem Herbstnebel vorüber gegangen und verschwunden waren, ohne den Kampf mit der gemeinen Alltäglichkeit der Dinge bestehen zu können. In den schweren Zeiten, wo Preußen, ein neuer, großer, Nationen und ganze Zeitalter mit Bewunderung erregender Phönix, aus der Asche erstand, war „Luise" das Signal für jeden Brennen, dem Tode die Brust entgegen zu stellen, und so rechtfertigte es der Erfolg, daß reine Liebe auch Liebe da erschafft, wo sonst nur Roheit in ödem Hause wohnte.

Ein Ideal hoher Weiblichkeit, ein Muster für Millionen ihres Geschlechts war Luise, und Generationen

werden eine so hochbewährte, edle, deutsche Frau nicht wieder aufzuzeigen haben. Wer sie sah, die Herrliche, die hienieden Verklärte, die Königin unter den Königinnen, den leuchtenden Genius einer bessern Zukunft, das unbemerkt glühende und erwärmende Palladium der Deutschheit, das Muster der Gattin, das Muster der Mütter, das Muster der Königinnen, das Muster deutscher Frauen, — wer sie sah, der darf sagen, ich habe geträumt, und im Traum einen Seraph an mir vorüber schweben gesehn. — Doch der Biograph darf nicht den Enthusiasm des Sängers, des Bewunderers haben; von der Huldigung, welche noch in jedem deutschen Herzen warm und lebendig ist, sei also hier die Rede nicht.

Von Luise von Preußen eine rein historisch-chronologische Geschichte zu schreiben, das würde den Zweck der Würdigung, der Erhebung verfehlen, denn Luise war ein Ideal der Weiblichkeit, und eine große Frau ist zu unterscheiden von einer Frau im zarten Sinne des Wortes. Luise war das letztere. Jene feinen Schattirungen, welche dem scharfen Griffel der Geschichte entgehen, der nur bemerkbare Thaten sucht, Schattirungen, die aber um so ruhmwürdiger sind, je bescheidener sie in das Dunkel zurücktreten, hier hervorzuheben, das sei der Gegenstand unserer Behandlung.

Luise, nachmals Königin von Preußen, war eine geborne Herzogin von Meklenburg-Strelitz und am 10ten März 1776 geboren. Sie erfreute sich eines Glückes, dessen selten Fürstentöchter sich erfreuen dürfen; ihre Er-

ziehung war nämlich nicht in jene ängstlich schwere Formen des abgemessenen Zeremoniels gezwängt, wodurch dem Volk ein Schaubild der Ostentation gegeben werden soll, welches sich selbst langweilt, und in dem reichen Leben darben muß; die Freiheit der Bewegung und Handlung war ihr überall gelassen, und das feine angestammte Gefühl, diese höchste Zierde, dieser höchste, gebietende Adel des weiblichen Geschlechts, würde sie überall zur Königin der Frauen erhoben haben, auch wenn sie nicht mit einem Diadem geschmückt worden wär. Außerdem, daß Luisens Vater zu den wackersten, ganz patriarchalischen Fürsten Deutschlands gehörte, so hatte sie auch das Glück, in ihrer Großmutter, mütterlicher Seits, der verwittweten Landgräfin von Hessen-Darmstadt, eine Erzieherin zu finden, wie man sie auf dem Fürstenstuhl selten antreffen wird. Hierdurch hatte die Prinzessin auch die Gelegenheit, in den schönen Rheingegenden sich ergehen zu dürfen, und die Rückerinnerung an jene Zeiten der unbefangenen Jugend blieb ihr immer sehr werth.

Fürstensöhne sind oft in der traurigen Nothwendigkeit, die zartesten Gefühle, welche ein magisches Licht in das schwere Dunkel des Lebens bringen, nämlich die der Liebe, einer nothwendigen Politik opfern zu müssen, und als Märtyrer im Stillen trauern sie, wenn das Volk das glückliche Fürstenpaar überlaut preißt; trauriges Erbtheil der Fürstengröße! Luisens nachheriger Gemahl aber hatte aus freier Neigung zu ihr sich gewendet, und aus freier Gunst hatte sie ihm die Hand gereicht. Zufällig traf Friedrich Wilhelm, damaliger Kronprinz von Preußen die von seinem guten Gestirn ihm Angewiesene, welche der Geleitsstern seines Lebens sein sollte, eines Lebens, dem große Mühen bevorstan-

den, und wo auch das größte Gemüth ermüdet sein würde, wenn es nicht im häuslichen Glück neue Kräfte, neue Ermunterung und Ermuthigung aufgefunden hätte.

Der Vater des Kronprinzen, Friedrich Wilhelm der Zweite, ein Fürst, dessen freier Geist seinem Zeitalter vorangeeilt war, dessen Tugenden als guter Mensch anerkannt und über allen Tadel erhaben sind, war hoch erfreut über die glückliche Wahl seines Nachfolgers, und die Fürstin der Fürstinnen seine Schwiegertochter nennen zu dürfen, war ihm ein sehr angenehmes Gefühl, welches er oft und laut in Worten aussprach, welches er durch Handlungen und Huldbezeugungen aller Art bethätigte.

Nicht leicht hat eine fürstliche Vermählung im Inn- und Auslande mehr Bewunderung erregt, als die, welche Luise mit ihrem Gemahl führte. Der Hof Friedrich Wilhelm des Zweiten war einer der glänzendsten in Europa, und an diesem glänzenden Hofe lebte der Kronprinz mit seiner Gemahlin, der schönsten Frau ihrer Zeit, ein Stillleben, bei dessen ununterbrochener, aus freier Wahl fortgesetzter Dauer man sich davon überzeugen mußte, daß zwei edle, große Seelen, die sich einander aufgefunden hatten, des äußern Glanzes nicht bedurften, nach den Betäubungen eines prunkvollen Rausches sich nicht sehnten, um glücklich zu sein, daß in ihrer eignen Brust der unversiegbare Born dessen war, was durch gegenseitige Mittheilung kleine Freuden, kleine Genüsse zu Götterfreuden, zu Göttergenüssen macht. Es gehört in der That ein hoher Adel der Seele dazu, wenn eine junge Fürstin, von dem einladenden Schimmer eines so glanzvollen Hofes umgeben, überall aufgefordert, die Königin der größten Feste zu sein, diesen

Glanz, diese Feste verschmähet, und im stillen Hause allein ihr wahres, ihr dauerndes Glück findet.

Ein hohes Beispiel leuchtete diese Ehe dem Lande vor, und dieses Beispiel trug viel dazu bei, dem preußischen Volk den Sinn für Bürgertugend und Familienleben zu geben, ein Sinn, durch welchen es sich späterhin, in Zeiten der Gefahr, bewährt hat. Der Kronprinz brachte die Zeit, welche er seinen Vorbereitungen zu dem schweren Regierungsgeschäft abbrechen konnte, auf einem Landgute, Parez, ohnfern Potsdam, mit seiner Gemahlin zu. Dieses Gut hatte er aus seiner Ersparniß an sich gekauft, und wer hier das Paar sah, dem hielt es schwer, sich davon zu überzeugen, daß er der Thronfolger auf einem der ersten Throne Europa's, daß sie die zukünftige Königin von Preußen sei. Ganz wie ein Landedelmann mit seiner Familie ein still-glückliches Leben führen mag, war hier die Tagesordnung eingeführt. Luise unterrichtete sich von den innern Verhältnissen der Wirthschaft, sie sprach mit jedem, fern von dem Stolz, der manche Edeldame nicht schmückt; das edle Paar nannte sich mit dem vertraulichen „Du," und das alles war nicht etwa eine Spielerei, wie man wohl glauben möchte; Jahre gingen vorüber, und Parez war immer in derselben Art der liebste Aufenthalt der Königin, und in Zeiten des höchsten Glanzes, und in Zeiten der schwersten Prüfung sehnte sie sich immer nach Parez.

Als der Kronprinz seine Luise auffand, knüpfte zu gleicher Zeit sein jüngerer Bruder, Prinz Ludwig, ein sehr schöner junger Mann, dessen einnehmendes Wesen bezaubern mußte, das Band mit Luisens Schwester, und auch diese Ehe war glücklich. Prinz Ludwig starb sehr plötzlich, und dieser Hinfall erregte eine große,

dauernde Mißstimmung, sowohl bei der Prinzessin Luise, als bei ihrem Gemahl, dem Kronprinz.

Friedrich Wilhelm der Zweite wurde zu seinen erlauchten Ahnen versammelt, und Friedrich Wilhelm der Dritte begrüßte seine Luise jetzt als seine Königliche Gemahlin. Das Diadem, welches sich nun um ihre Stirn wand, machte sie nicht stolzer, nicht glücklicher; sie mochte es sich nicht vorenthalten, daß die ernstern Geschäfte der Regierung dem häuslich-ruhigen Glück nur wenig Raum ließen. Der preußische Hof nahm sogleich eine andere Gestalt an. Es war eine große Ersparniß nöthig, um das wieder einzubringen, was der hochselige König mit großer Freigebigkeit für den Glanz verwendet hatte. Daß der junge König diesem, das Land neu erhebenden System sich aneignen werde, das war um so mehr zu erwarten, da er aus freier Neigung, woraus nachher Grundsatz wurde, schon früher ein Feind alles Gepränges gewesen war. Daß aber auch die junge Königin, eine Fürstin von kaum ein und zwanzig Jahren, in voller Blüthe der Jugend prangend bei großer Lebenslust dennoch das einfache Leben der Bürgersfrau führte, das riß einen jeden zu bewunderndem Erstaunen hin.

Die politischen Verhältnisse, welche der junge König vorfand, schienen für den Augenblick sehr günstig zu sein. Preußen hatte durch den Baseler Frieden sich von dem Kampf Oestreichs und seiner Verbündeten gegen Frankreich zurückgezogen, und während dort die Spaltungen noch fortdauerten, schien die Integrität von Norddeutschland auf lange nicht einer Gefahr ausgesetzt zu sein. Das jetzige englische Ministerium war bereits erkaltet für die Sache Europa's, das Gleichgewichtssystem, bei welchem Preußen eine wichtige Rolle spielte,

schien immer noch an der Tagesordnung zu sein. So war der bei weitem größte Theil des Volkes in Ruhe eingewiegt; so sah auch die junge Monarchin die Gefahr nicht, welche langsam, aber mehr und mehr sich aufwälzend näherte, und ihr lachte eine heitere, fröhliche Zukunft entgegen. Der König, dessen tiefer Blick schon damals das schwarzgefaltete Ferne sah, verbarg seine Ahnungen, seine Erwägung der Zukunft der jungen Gemahlin, und nur wenigen sagte er mit prophetischem Geist, was nachher wirklich eintrat. Er nahm nicht Theil an dem absprechenden, kecken, die Folgen nicht berechnenden damaligen Uebermuth des Landes; seiner eignen Ansicht kaum trauend, weil alle Stimmen ihm entgegen waren, verschwieg er seine Bemerkung, daß er ein drohendes Gewitter aufblühen sehe. Mit Frankreich in Einverständniß zu bleiben, hielt er nach damaligen Ansichten für nothwendig, und auch in jenem gefährlichen Jahr, gleich nach seiner Thronbesteigung, wo die Lage von Frankreich so äußerst mißlich war, blieb er dem System Friedrichs des Großen, daß Preußen und Frankreich natürliche Verbündete wären, getreu.

Gleich nachdem Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron bestiegen hatte, begleitete ihn die Königin Luise auf seinen Reisen in die einzelnen Provinzen des Reichs, wo er die Huldigung annahm. Der bei weitem größte Theil der Bewohner der preußischen Lande hatte bis jetzt seine Königin noch nicht gesehn gehabt; überall, wo sie auf diesen Reisen erschien, ließ ihre königliche Gestalt und Schönheit, ihre gottgegebne Güte, ihr an irdische Verklärung gränzendes Wohlwollen, Erinnerungen zurück, welche von Geschlecht zu Geschlecht weiter verkündet werden. Doch nicht blos auf diesen Huldi-

gungsreisen begleitete die Königin ihren Gemahl; auch bei mehrern andern Veranlassungen, die ihn der Residenz und deren Nähe entzogen, war die Königin neben ihm. So bereisete denn auch die Monarchin mit ihrem Gemahl die Harzgegenden, deren düstre Schönheit ein zum Ernst geneigtes Gemüth anziehen muß, und dann die herrlichen Gegenden des Riesengebürges, dessen großer Character sich am besten dadurch ausspricht, daß es seit vielen Menschenaltern eine wohlthuende Kraft auf seine Bewohner gehabt hat, denen jeder Fremde sich zuzugesellen wünscht. Dieser Theil von Schlesien kann der Park des Norden genannt werden und die Königin wurde hier überall bei ihrem Erscheinen mit einem Enthusiasmus aufgenommen, und wußte sich, ohne es zu wollen, eine Liebe zu gewinnen, wovon späterhin die Folgen in der Kraftanstrengung, in dem treuen Eifer der Schlesier sich herrlich, werth der Vergessenheit entzogen zu werden, bekundet haben.

Auf diesen Reisen begleitete sie auch ihren Gemahl in das Markgrafthum von Anspach und Baireuth, das Stammhaus der Hohenzollern, in ein Land, welches erst neuerdings mit der Krone Preußens, welche als dessen Tochter genannt werden kann, in unmittelbare Verbindung gekommen war, und welches ein neues Leben in sich fühlte, als das Mutterland zu dem hoch emporgewachsenen Stamm wieder geschlagen wurde. In diesen Gegenden hatte die Monarchin ihren Gemahl kennen gelernt, und mit einer Liebe, welche an prophetische Begeisterung gränzte, äußerte sie mehrmals: „ihre große Freude sei, daß sie schon vormals am Ufer des Main in dem Lande sich glücklich gefühlt habe, welches jetzt ihr Vaterland sei."

Die Königin hatte einen großen Sinn für Fröm-

migkeit und Religion; nicht jener Afterschwester des Glaubens, welche man so häufig auf den Thronen antrifft, jener Mißgestalteten, die Prunk oder Gewalt verleihen soll, hing sie an; — ihr Glaube, ihr frommer Glaube war rein, still, anspruchslos, beglückend, wie sie selbst, und aus diesem allein seligmachenden Glauben sprach, handelte und wirkte sie um sich her, und verbreitete, ein guter Engel, des Segens Fülle auch unbemerkt, durch das Land. Ohne es selbst vielleicht genau zu bemerken, legte sie, das Muster der Königinnen, das Muster deutscher Frauenwürde, ein Saatkorn in den Boden, der verwildert schien, und die fernern Geschlechter werden noch stolz sich rühmen dürfen: Luise war unser Vorbild! — „Früh schon" sagt ein Biograph, „hatte sie alles Sichtbare, Irdische an etwas Unsichtbares, Höheres, das Endliche an das Unendliche anzuknüpfen sich gewöhnt. Wenig geblendet durch äußere Vorzüge, wurde sie auch nicht durch den äußern Glanz in ihrer innern, stillen Welt gestört, und schon zu der Zeit begann in ihr eine aus dem höchsten religiösen Standpunct gebildete Ansicht der Welt." —

Die erste Jugendzeit der nachherigen Königin Luise fiel in jene Periode, wo die schöne Literatur der Deutschen bereits ein großer Stolz des deutschen Volkes genannt werden konnte, wo man sie klassisch nennen durfte, und wo sie vielleicht eben ihre höchste Höhe, ihre reinste Vollendung so eben erreichen sollte. Es hatte früherhin an deutschen Schriftstellern, welche überall den Wunsch des gebildeten Lesers erfüllten, gefehlt gehabt, und die französische Literatur war im verjährten Besitz, der Lückenbüßer, um die Langeweile zu vertreiben, den Großen zu sein. Jetzt aber gab es schon deutsche Mei-

sterſänger, welche mit hoher Vollendung Werke der Unſterblichkeit dem deutſchen Volke geweiht hatten, und die Königin machte auch hier eine Ausnahme von vielen Frauen ihrer Geburt; — ſie liebte, ſchätzte und ehrte die deutſche Literatur, und haßte jene Gallomanie, welche an Höfen und bei dem Adel eingeniſtet, bis dahin das deutſche Streben für nachahmungswerthe Originalität immer noch hatte unterdrücken müſſen. Als eine hohe, große Beſchützerinn der deutſchen Muſe, als eine Beſchützerin, welcher die Deutſchheit eine Entwicklung und Bildung manchen Talentes, welcher Einzelne Vertraun zu der Sache, zu ihrem Genius zu verdanken haben, darf man die Monarchin nennen, und ſchon dieſe Beachtung muß die Hohe, die Edle mit dem Eichenkranz ſchmücken, und ſie würdig des Geſanges der Barden der Mitwelt und der Nachwelt, darſtellen. — Unter den deutſchen Schriftſtellern war es zunächſt Herder, welcher die Aufmerkſamkeit der Königin rege machte. Sein attiſcher Geiſt, ſein orientaliſcher Bilderreichthum und ſein frommer, chriſtlicher Sinn, Herder, in deſſen Geiſt Plato, Chriſtus und die Weisheit des Morgenlandes ſich ſpiegelten und verklärten, dieſer für die Fortſchritte der deutſchen Literatur nicht genug zu rühmende Dichter, hatte auf das Gemüth der Königin einen beſondern Eindruck gemacht. Göthe's Schriften gewann die Königin auch lieb, jedoch unterſchied ſie ſehr fein, und vielleicht auch ſehr richtig, was zu Meiſterwerken gehöre, und was ſie als eine poetiſche Willkühr oder Laune, welche nicht zu durchſchauen ſei, und welche keine Anſprache finde, betrachte. Schiller, der Heros unter den deutſchen tragiſchen Dichtern, riß durch das Große, das Erhabene, das Ernſte, welches in allen ſeinen Darſtellungen menſchlicher Größe und menſch-

licher Verirrung herrschend vorschreitet, die Königin zu Bewunderung hin, und außerdem las sie seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" und späterhin auch die von ihm gesammelten „Memoiren" mit vielem Antheil. Das Große im Stil, Haltung und Darstellung wußte sie richtig und genau zu unterscheiden; sie las wenig, die Zeit aber, welche sie der Lectüre widmete, sollte auch gut angewendet sein.

Die Königin schrieb gern, leicht und schön. Die Briefe, welche von ihr unter andern bekannt geworden, welche in die Fremde gegangen, sind der Abdruck eines sehr zarten Gefühls, eines ganz unschuldigen Herzens, eines Gemüths, welches die idealisirte weibliche Grazie ist. So schrieb sie auch, wenn sie irgend Raum dafür gewinnen konnte, an einem Tagebuch, — in der That ein seltnes Beispiel von einer zärtlichen Gattin, einer im Familienleben beglückten Mutter, ein noch seltneres von einer jungen, angebeteten Monarchin.

Daß in einem so zartgestimmten Herzen auch die Musik eine große Ansprache finden mußte, das bedarf wohl weiter keiner Erwähnung. Die Königin spielte gern und viel; sie war große Dilettantin, ohne Meisterin sein zu wollen, und in ihrem Gesang lag jene Melodie, welche so wohl gefällt, und welche durch ihr ganzes Leben schritt, jene Melodie, die dem Herzen entstiegen, zum Herzen spricht. Auch den Tanz liebte die junge Fürstin in diesen Zeiten noch, und zwar jenen Tanz, welcher, ein Sohn der Freude, des Wohlseins, eine begeisternde Darstellung giebt. — So flossen einige Jahre der Monarchin in angenehmen Genüssen hin, welche kein Unfriede störte.

Jetzt aber trat das Jahr 1805 in die Weltgeschichte ein, ein Jahr, welches für die Ruhe des nördli-

chen Deutschlandes, für die Sicherung der Thronen das entscheidende werden sollte.

Die französische Revolution hatte unter Napoleons Alleinherrschaft nunmehr eine Gestalt angenommen, welche nicht dazu geeignet war, daß Preußens Monarch sein Haupt ruhig und sorgenfrei niederlegen konnte, denn große Stürme schienen dem Norden bevorzustehen, Stürme, welche im Kabinet richtiger und bedeutender beachtet wurden, als des Volkes leichter Blick sie würdigte. Napoleon hatte bis dahin noch seine Versprechungen, seine Zusicherungen erfüllt gehabt, und die Ausdehnungen Frankreichs in Italien und am Rhein hin schienen Preußen, welches unmittelbar von Frankreich nichts zu befürchten hatte, und außer dessen Interesse es lag, an dem Seestreit thätigen Antheil zu nehmen, nicht zu beunruhigen. Jetzt aber deutete die neue, militärische Organisation Frankreichs durch einen Einzigen, welche wie aus einem Zauberschlag hervorging, darauf hin, Paris zu einem zweiten Rom, und das feste Land von Europa nach und nach zu Kolonien desselben umgestalten zu wollen, denn der französische Herrscher schloß und brach Tractaten, wie er es für gut fand, die fremden Gesandten mißhandelte und behohnlächelte er, wenn es ihm einfiel, seine Spione waren von allen Kabinetsunterhandlungen durch ganz Europa unterrichtet, und seine Gesandten führten an den fremden Höfen eine Sprache, welche auch den Kaltblütigsten empören mußte. Dazu kam, daß der Hof von St. Cloud, aus Emporkömmlingen aller Art zusammengesetzt, einen sehr kleinlichen Triumph darin fand, sich über Formen hinweg zu setzen, welche durch viele Jahrhunderte geheiligt waren.

England hatte im Jahr 1803 einen Frieden mit Frankreich geschlossen gehabt, der aber nur von kurzer

Dauer war, weil er auf keinen festen Säulen beruhete, und es warf zuerst den Kriegszunder wieder hin. Im Jahr 1805 glückte den Britten, es zu bewirken, daß Oestreich und Rußland zu einem Kriege gegen Frankreich sich verbanden, und man erwartete viel von dem Erfolg. Preußen, zu dem Beitritt aufgefordert, lehnte für jetzt denselben ab, um so mehr, da es bisher in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem französischen Hofe gestanden hatte, da es der Zusicherungen, ungefährdet zu bleiben, gewiß war, und da der französische Kaiser durch einen der gefährlichsten Unterhändler seiner Zeit, den General Düroc, das Berliner Kabinet beschwichtigt hatte. Erst im Spätsommer 1805 schien man daran glauben zu dürfen, daß Preußen von seinem System, wonach es an Frankreich sich anlehnte, abgehe, denn es besetzte Hanover, und gab diesem Lande die frühere, englische Verfassung wieder. Außerdem kam jetzt Kaiser Alexander von Rußland, der erklärte Feind Frankreichs nach Berlin, und die freundschaftliche Verbindung, welche zwischen ihm und dem preußischen Regentenhause erwuchs, ist bekannt genug. Aufmerksamer wurden alle Politiker dadurch gemacht, als der König von Preußen, kurz nach der Ankunft des russischen Kaisers, den größten Theil seiner Armee in Bewegung setzte. Die Königin selbst nahm an diesen politischen Verhandlungen bis jetzt keinen Antheil, und lebte in glücklicher Ruhe hin, weil sie eine Gefahr nicht kannte, welche, ihr zu verbergen, man eifrig bemüht war. Der König indeß rüstete seine Armee, und ließ sie Bewegungen machen, welche ein schnelles Zusammenziehn auf einen Punct erleichterten. Die Neutralität Preußens war öffentlich und anerkannt.

Urplötzlich eröffnete der französische Kaiser die

Feindseligkeiten gegen Oestreich und Rußland damit, daß seine Truppen auf seinen ausdrücklichen Befehl durch das neutrale, preußische Anspach und Baireuth brachen, wovon die unvermeidbare Folge, die Niederlage des östreichschen General Mack bei Ulm, war. — Diese Willkühr des französischen Machthaber legte es dem preußischen Hofe auf einmal offenkundig, was man von Frankreich zu erwarten habe, und jener beleidigende Schritt der Franzosen machte auf das Gemüth der Königin den tiefsten Eindruck. Von diesem Moment an sah sie mit ihrem hellen Blick die Zukunft schwer und ernst vor sich liegen, — jene glückliche Unbefangenheit war für immer entflohn. Um so peinlicher war ihre Lage, da auf der Stelle, auf welcher sie stand, sie niemanden ihre Besorgniß mittheilen mochte.

Der König von Preußen selbst betrachtete jenen Durchmarsch durch seine fränkischen Besitzungen als Kriegserklärung, und beeilte sich, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Ehe er aber noch schlagfertig dastehn konnte, war am 2ten December 1805 im Gefolge der Niederlage von Ulm die Schlacht von Austerlitz schon geschlagen, Oestreich schloß den drückenden Preßburger Frieden, und Rußland zog sich an seine Gränzen zurück. In diesem Augenblick würde Preußen schnell von der französischen Macht überschwemmt gewesen sein, wenn es sich nicht auf Unterhandlungen eingelassen hätte. Die Politik erforderte jetzt eine Nachgiebigkeit, welche man in spätern Zeiten vielleicht rächen konnte, und König Friedrich Wilhelm kehrte jetzt zu dem System, Frankreich nicht zuwider zu sein, zurück.

Jetzt stand der französische Kaiser auf dem Kulminationspunct seiner Macht, und — er überschritt ihn. Die Folge von dem Uebernehmen im Glück ist jedesmal

nach dem treuen Buch der Geschichte zuletzt ein Sturz, der um so tiefer ist, je größer die Höhe war. Durch ein Senatusconsult ließ sich der Kaiser Napoleon den Namen des Großen beilegen, und bald darauf folgten die Thaten der Willkühr, der Hinterlist, der unbegränztesten Anmaßung, immer eine nach der andern.

Preußen sah sich, wenn es nicht nothgedrungen zu früh in einen Krieg verwickelt werden wollte, genöthigt, sein Anspach und Cleve mit Wesel, Neufchatel und Valenjin abzutreten; in Neapel rückten französische Truppen ein, und der ältere Bruder des Kaisers von Frankreich, Joseph, wurde auf den neapolitanischen Thron gesetzt; Mürat, des Kaisers Schwager wurde erblicher Herzog von Cleve und Berg, und der jüngere Bruder, Louis, wurde Holland zum Könige gegeben. Guastalla verlieh er seiner Schwester, der Prinzeß Borgheſe, die venetianischen Staaten verband er mit seiner Monarchie, und seinen Oheim, Fesch, dem er schon früherhin den Kardinalshut gegeben, bestimmte er zum Nachfolger des Kurerzkanzler in Deutschland. Dieses, und mehreres andere bewies sehr deutlich, daß er zur Absicht habe, die alten Fürstenhäuser Europens nach und nach zu stürzen, und die uralten Throne mit Emporkömmlingen zu besetzen. — Der König von Preußen fühlte die dringende Nothwendigkeit, zuerst, diesem Beginnen sich entgegen zu lehnen, und die Unterhandlungen zu desfalsigen Verbindungen wurden gepflogen mit den Fürsten, welche nur einen Anlehnungspunct suchten, um sich der französischen Willkühr zu entheben. Durch die französische Falschheit war der König von Preußen dazu verleitet gewesen, sein Anspach, Neufchatel und Cleve gegen die Garantie von Hanover abzutreten, und jetzt erfuhr der König von Preußen, daß

Frankreich mit England wegen Hanover in stillen Unterhandlungen stehe; der Verrath von Seiten der Franzosen war daher offenkundig, und dieser Verrath war die Veranlassung zu dem Kriege von 1806.

Alles, was in dieser Hinsicht im Kabinet vorging, wurde der theilnehmenden Königin sorgfältig verschwiegen, um sie nicht zu früh zu beunruhigen. Ihre Gesundheit hatte im Winter von 1805 bis 1806 sehr gelitten, und vielleicht um so mehr, je weniger sie den Grund ihrer trüben Gemüthsstimmung kund thun wollte. — Im Frühjahr entriß ihr der Tod ein Kind, welches sie mit derselben zärtlichen, rührenden Mutterliebe liebte, wie alle ihre Kinder; doch, das liebste Kind ist immer das in Gefahr, und der Hingeschiedene, Prinz Ferdinand, war ein zu werthes Kind gewesen, als daß sein Verlust den Schmerz der Mutter nicht hätte rechtfertigen sollen. Zu Anfang Sommers 1806 verordneten die Aerzte der Königin die Bäder von Pyrmont, und sie ging im Monat Juny in einem sehr gestörten Gesundheitszustande dorthin. Nicht um Prunkes und eitler Ehre willen, war sie nach Pyrmont gereiset; einfach, anspruchslos kam sie dort an, und eben so anspruchslos war ihr Benehmen. Streng hatte sie sich vorgesetzt, den Zweck ihrer Reise, welcher mit großen Opfern verknüpft war, da sie in Berlin von all' ihren Lieben sich trennen mußte, zu erfüllen, und sie gebrauchte die Bäder mit einer fast ängstlichen Sorgfalt.

Während dieser ganzen Zeit ihres Aufenthalts in Pyrmont hatte sie die Freude, ihren geliebten Vater, und ihren ältesten Bruder dort zu sehen, und außerdem knüpfte sie hier mit der Erbprinzessin von Weimar, geborner Großfürstin Maria von Rußland, Bande der Freundschaft, welche, auf Harmonie des Gemüths sich

gründend, auch späterhin noch der Monarchin eine sehr angenehme Rückerinnerung gewährten. — Pyrmont hat schöne Umgebungen, und hier, in der freien Natur, sammelte auch das Gemüth der Königin wieder neues Vertraun für die Wahrheit, und die Zuversicht, welche ihr lauterer Sinn dadurch immer mehr und mehr empfing, gab ihr jene frohe Gemüthsstimmung wieder, welche früherhin die Belebung des preußischen Hofes bewirkt gehabt hatte.

In den letzten Zeiten dieses Aufenthalts in Pyrmont erfuhr die Königin jene schwere Tagesneuigkeit, daß ein deutscher Rheinbund sich gebildet habe, und daß der französische Kaiser als Beschützer desselben, die Rheinbund-Fürsten durch Schmeichelei, Versprechung und Verstellung aller Art zu vergattern suche. — Die Betrachtungen, welche aus diesen Beachtungen folgten, veranlaßten die Königin, ihre Rückreise zu beeilen. Sie kehrte über Hildesheim, Halberstadt und Magdeburg nach Charlottenburg, ohnfern Berlin zurück, wo sie vor dem Geburtstag ihres Gemahls (den 3ten August) einzutreffen wünschte.

Auf dieser ganzen Reise zeigte das Volk überall, welchen Antheil es an seiner Monarchin nehme, und wie sehr es sich beeifere, seine Huldigungen ihr darzubringen, ohnerachtet sie selbst, mit einem unbedeutenden Gefolge, durchaus keine Festlichkeit, überall keine äußeren Zeichen verlangt hatte. — Einige Meilen vor Potsdam war der König selbst seiner Gemahlin entgegen gekommen, und in Charlottenburg, dem Lieblingsaufenthalt der Königin, bemerkte die Monarchin, wie sehr ihr Königlicher Gemahl die leisesten Berührungen ihrer Lieblingswünsche, welche sie unterdeß kaum angedeutet hatte, zu erfüllen gewußt habe. Während der kurzen

Abwesenheit der Königin hatte nämlich der König die Umänderungen in dem Garten von Charlottenburg in's Werk richten lassen; deren Ausführung hatte schon früher zu den bescheidenen Wünschen der Königin gehört, und solche kleine Aufmerksamkeiten sind der sprechendste Beweis von einer herzlichen, prunklosen Liebe.

Jetzt erst, nach ihrer Rückkehr aus dem Bade erfuhr die Königin durch ihren Gemahl, daß der Krieg gegen Frankreich beschlossen sei, und sie erkannte bald die unvermeidbare Nothwendigkeit. Als sie diese Nothwendigkeit erkannt hatte, hielt sie es für Pflicht, von ihrer Seite alles zu thun, was einen guten Geist unter die Truppen bringen, und die gerechte Sache fördern könne. Wohl ahndete sie die mißliche Lage der Dinge, wohl schien es ihr klar zu sein, daß die preußischen Truppen nach einem so langen Frieden der französischen Waffenübung nur ein gefährliches Selbstvertraun entgegen zu setzen hatten, und um so bewunderungswürdiger erscheint sie daher, daß sie ihre Befürchtungen jedem Dritten, selbst ihrem Gemahl verbarg, und daß sie einen Sinn sich in der Oeffentlichkeit zu erhalten wußte, der jeden von der Wahrheit überzeugte, der jedem Vertraun gab. — Wir haben uns bei diesen Umständen verweilt, um einem Vorwurf zu begegnen, der nachher auf eine sehr unwürdige Art von französischer Seite der Königin von Preußen zugelegt wurde. Das einzig französisch-officielle Blatt, der Moniteur, ein Blatt, worüber der französische Kaiser selbst die oberste Aufsicht zu führen, sich das Vergnügen machte, erlaubte sich kurze Zeit darauf, in den ungeziemendsten, ungebührlichsten Ausdrücken darüber zu schreiben, daß der König von Preußen den Frieden mit Frankreich erhalten zu können gewünscht habe, daß aber die Köni-

gin, an der Spitze einer militärischen Parthei ihren Gemahl zu einer Kriegserklärung genöthigt habe, deren Folgen auf sie selbst schwer zurückfallen würden. Dieser Andeutung folgten dann, unter Begünstigung der französischen Regierung Schmähschriften auf die reinste, herrlichste der Frauen, welche ihren Zweck durchaus verfehlten. Denn die Edlern der Brennen ergrimmten ob diesem bubenhaften Frevel, und thaten sich zusammen, um zu seiner Zeit die übermüthigen Buben zu züchtigen, wie sie mit vollem Recht es verdienten.

Wie hätte auch die Königin Luise, sie, die oft Thränen geweint hatte, wenn sie von blutigen Schlachten hörte, wie hätte dieser Engel des Friedens Krieg begehren können? — Ganz ein Muster aller Frauentugend, hatte sie für sich selbst keinen eignen Willen, wenn er nicht der Wille ihres Gemahls war, den sie mit rührender Zärtlichkeit liebte, und nach der scharfen Prüfung der Frauen erkannte sie denn auch hier, was aus seiner Schonung ihr nicht klar ausgesprochen werden sollte; ihre Theilnahme an dem wichtigen Ereigniß, wo ihre Regierungsperiode, wie sie wohl fühlte, auf der Sonnenwende stand, legte sie dadurch offenkundig, daß sie keine Gelegenheit versäumte, den guten Geist, den kriegerischen Sinn in dem preußischen Heer zu beleben und anzufeuern. Die Königin hatte Ahndungen von dem, was den Volkssinn ermuthigen soll; die schweren Formen der alten Zeit standen aber der schönen Gestaltung noch entgegen, und ihre still wirkende Sanftmuth, ihre huldreiche Zusprache, ihr laut ausgesprochenes, frommes Vertraun, ihr untadlicher Wandel, ihr freies Beschirmen alles dessen, was wahre Tugend heißt, vermochte in jener schwer bedrängten Zeit nur das Saamenkorn zu legen, welches nach mehrern Sonnenwech-

seln zu einer herrlichen, überraschend schönen Blüthe aufwachsen sollte, und dessen Frucht jetzt im Reifen ist.

Der König wünschte, als die Armee in das Feld rückte, daß seine Gemahlin in Berlin ihren Aufenthalt nehmen möchte; allein die Monarchin war von einem so kräftigen Gemüth, und hatte eine so treue Anhänglichkeit, daß sie eine stille Begleiterin und Beachterin der Waffenthaten sein zu dürfen, sich sehnte. Ihr Wunsch wurde erfüllt. — Als die preußische Armee im Anfang October 1806 die Stellung an der Saale über Naumburg hinaus, genommen hatte, war die Königin in der ganzen Kriegesbewegung gegenwärtig, und, ohne eine Armida sein zu wollen, brachte sie dadurch, daß sie den Mühseligkeiten, den Gefahren des Krieges sich aussetzte, den bündigsten Beweis dafür, daß sie den Werth, eine Königin von Preußen zu sein, anerkenne. — Die Schlacht vom 14ten October 1806 ging verloren, und zwar nicht sowohl aus überwiegender Kunstgeschicklichkeit der Franzosen, als vielmehr aus überwiegender, vorherschender Falschheit und Verrath der französischen Macht. Vor dieser Schlacht fiel im Gefecht am 10ten October der preußische Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, welcher den Vortrab mit 17,000 Mann befehligte, bei Saalfeld, wo er mit einem ruhmwürdigen Feuereifer die Saale hatte gewinnen wollen, einer der liebenswürdigsten Männer seines Zeitalters, dessen große Anlagen die Monarchin sehr gut zu schätzen wußte, und dessen Gewandheit für die Gesellschaft jeden bezaubern mußte. Mit Recht durfte man in Preußen diesen Prinz den deutschen Alcibiades nennen, und er sowohl, als der verstorbene Prinz Ludwig, Bruder des Königs, waren der Monarchin immer in sehr werthem Angedenken; beide aber verdienten es auch, daß ihr Andenken

von der edelsten der Frauen gehuldigt werde. Prinz Ludwig Ferdinand, der Liebling der Armee, war gefallen, und eine böse Ahndung, eine trübe Deutung, ging den Schlachtweg voran. — Wenn nicht das Volk mit frischem Muth sich in die Drohungen des feindlichen Todes stürzt, wenn eine ungünstige Vorbedeutung den Glauben des Einzelnen wanken gemacht hat, so ist in einem so gefahrvollen Moment, als der jetzige war, die Niederlage der Preußen zu erwarten gewesen. Das preußische Heer war überrascht und umgangen von der feindlichen Macht, während die russischen Hülfstruppen mit mathematischer Berechnung erwartet wurden, und man nur nach ihnen hin, den Gegner vernachlässigend, den Blick richtete, und während das alte Uebel, die Rivalie der einzelnen Führer nämlich, den unglückseligsten aller Hader veranlaßte. Alles dieses erwägend und benutzend, zwang Napoleon am unglückseligsten der Tage für die preußische Monarchie, nämlich am 14ten October 1806 bei Jena und bei Auerstedt die Preußen mit deren Verbündeten, den Sachsen, den sehr wohl gerüsteten Weimarschen Hülfsvölkern u. s. w. zu einer Schlacht, deren Erfolg zu bekannt ist, als daß hier eine weitere Berührung davon geschehn sollte.

Die Niederlage der Preußen war nicht so groß als die Zersprengung, die gänzliche Auflösung der Armee. Der König selbst ging durch den Harz über Magdeburg, nicht auf dem nächsten Wege, sondern über Tangermünde nach Berlin, weil der französische Kaiser selbst bei Dessau schon in der nähern Richtung die Elbe passirt hatte. Auf dieser Tour war die Besorgniß des Königs, daß seine Gemahlin, welche bei den Ermüdungen der Kriegsbewegung seine treue Begleiterin gewesen war, in große Verlegenheit gekommen sein möchte, sehr wohl

berechnet; allein ein guter Genius schützte die gute Fürstin, und die Herrliche traf mit ihrem Gemahl, der im Unglück erst seine Größe bekunden sollte, wieder zusammen, als er den Dislocationsplan bis an die Weichsel hatte entwerfen müssen, als überall die Nachrichten von Auflösung und Zersprengung der einzelnen Corps der Armee, von dem Verrath aller Art, einliefen. — Verleugnen kann man es hier den Notizen für die Geschichte nicht, daß die Königin, welche dem Waffengemenge zu nahe gewesen war, mehreremale der Gefahr ausgesetzt wurde, von der feindlichen Reiterei auf ihrem Rückzug gefangen zu werden; ihr Genius war mit ihr. In einer solchen Krisis die Besonnenheit sich erhalten zu können, das vermag nur die Tugend, weil sie allein ein sicheres Asyl im Hintergrunde hat, und das Königliche Paar bewährte eine Ausdauer, welche hoch gerühmt zu werden verdient von allen Altern der germanischen Geschichte, und welche endlich ihre Vergeltung finden mußte.

Berlin, das schöne Berlin, wo die angebetete Monarchin sich so glücklich gefühlt hatte, mußte einem Feinde, von dessen Willkühr alles zu erwarten war, geräumt werden, und eine Flüchtige folgte die Monarchin ihrem Gemahl nach Graudenz, Ortelsburg und Wehlau. Der König hatte diesen Weg gewählt, um, so viel als möglich, die Trümmer seiner Armee wieder zu sammeln, und sie mit dem Anmarsch der russischen Kolonnen, die er sehnlichst erwartete, in Verbindung zu setzen. Mit ruhmwürdiger Beharrlichkeit schlug der König einen Separatfrieden, welchen ihm Napoleon von Berlin aus anbieten ließ, und der für die damaligen Verhältnisse manchen gereizt haben würde, ohne Weiteres ab. In Charlottenburg unterhandelten über diesen

Waffenstillstand und respectiven Separatfrieden der ehemalige preußische Gesandte am französischen Hofe, Marquis von Luccheſini, und der vorgenannte Düroc französischer Seits. Der Abschluß, welcher dem König von Preußen zur Genehmigung vorgelegt wurde, war im Ganzen vortheilhaft, weil dem Monarchen dadurch seine Besitzungen bis an die Weser gewährt werden sollten, allein er wurde verworfen, da die Ablösung von der russischen Verbindung eine der wesentlichsten Bedingungen war.

Es gab jetzt Augenblicke, wo die Monarchin an Menschen und Menschenwerth verzweifelte, Augenblicke, wo sie ängstlich prüfte, ob das auch die gerechte Sache sei, welche sie führe. Denn Provinzen, welche ergraut waren mit der preußischen Monarchie, krümmten sich vor dem fremden Ueberwältiger; Männer, die vorhin den Ruf als die ersten Kriegeshelden ihrer Zeit gehabt hatten, schienen von den Zöglingen der neu französischen Schule gar nicht einmal einer Beachtung gewürdigt zu werden; die preußischen Festungen dienten dem Feinde nur zum Gespött, weil an der Elbe und Oder mit voreiliger Schnelligkeit die Schlüssel entgegen gebracht wurden; — o! wer mag in solcher undankbaren Zeit das Loos einer fein fühlenden Monarchin glücklich preisen mögen! Dazu kam, daß Berlin selbst, ein Ort, auf den Luise immer stolz war, in einer dumpfen Ruhe hinbrütete, und die Erwartungen nicht erfüllte, welche sie, vielleicht zu schwärmerisch, und die augenblickliche Lage der Hauptstadt berechnen zu können, nicht vermögend, sich träumte. Tief mußte es die Königin schmerzen, das zu lesen, was über Preußen, über den preußischen Hof, über sie selbst, die Schuldlose, die Reine, die Gottgesandte, jetzt in Berlin in einer

fluchwürdigen Schrift, „der Telegraph" dessen Redacteur die französische Administration bezahlte, gedruckt wurde. Bald erfuhr die Königin, daß dieser Redacteur derselbe sei, der früherhin von ihr Wohlthaten genossen hatte, weil sie seinem Talent hatte Aufmunterung geben wollen, und gerade diese Undankbarkeit war es, welche die feinfühlende Frau damals schmerzlich beleidigte. Mehrmals äußerte sie sich über diese Vergünstigung des Unschicklichen, sie war aber zu feinfühlend, als daß sie etwas Weiteres, denn flüchtige Aeußerungen, über unwürdige Gegenstände hätte hinwerfen mögen. In dieser schweren Zeit schrieb sie in ihr Tagebuch:

Wer nie sein Brodt mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Und laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ortelsburg, den 5ten Dec. 1806. Göthe W. M.

Man kann in der That nichts Zarteres finden, als von einer Fürstin wie Luise, in der Lage, in welcher sie jetzt sich befand, diese Stelle in ihr Tagebuch geschrieben!

Im Anfang des Monats December war die Familie des Hauses Preußen bis nach Königsberg in Preußen gekommen. Schwere Tage der Prüfung standen noch bevor. Alle Nachrichten, welche aus den verschiedenen Theilen der Monarchie unterdeß eingegangen, waren beugend, niederschlagend, vernichtend. Magdeburg,

die Hauptfestung im Herzen der preußischen Staaten, war unwürdig gefallen, eben so die Oderfestungen; auch in Schlesien hauſete der Feind, Blücher hatte bei Lübeck sich ergeben müssen, bei Prenzlow war Hohenlohe aufgelöset, die ganze preußische Monarchie war dem übermüthigen Sieger preis gegeben, und der größte Theil von Deutschland sah in unbesonnenem Frohlocken und in lässiger Ruhe diesem Wechselspiele zu. Rußland erwartete den Feind an seinen Gränzen, eingedenk des italienischen Feldzuges und der Schlacht von Austerlitz; nirgends schien eine Hoffnung, der man sich hätte ganz vertrauen mögen, für Preußen jetzt zu erglänzen.

So schwer eindringenden Leiden erlag die schon zerrüttete Gesundheit der Königin. Sie fiel in ein Nervenfieber, und war vierzehn Tage in der augenscheinlichsten Todesgefahr. In diesen Tagen der Bewußtlosigkeit gingen viele traurige Nachrichten an ihr vorüber. Endlich brach sich die Krankheit, und die Königin fing an, sich zu erholen. Man verbarg ihr das Schlimme, man schmeichelte ihr mit Hoffnungen, um neuen Muth in das matte Leben zu bringen, aber mit einem tragischen Lächeln empfing sie alle jene Nachrichten, welche ihr angenehm klingen sollten. Endlich, nach den Gefechten bei Pultusk und Golymin, und nach dem bei Soldau nahete sich die französische Armee Königsberg, und die Gefahr konnte der unglücklichen Fürstin nicht mehr verschwiegen werden. So krank sie noch war, so mußte sie dennoch in der rauhesten Jahrszeit Königsberg, die zweite Stadt der preußischen Monarchie, verlassen, nachdem schon längst in der alten Residenz der Hohenzollern selbst der übermüthige Feind sein freches Spiel trieb. An einem trüben, sehr feuchten Tage zu Ende Decembers wurde sie, in ihrem Wagen liegend,

und in Betten gehüllt, über den Strand von Königsberg nach Memel gebracht. Mit der frommen Duldung, welche Luisen überall so anbetungswürdig macht, fügte sie sich auch hierin, und keine ungebührliche Klage kam über ihre Lippen.

Diese Reise wirkte wundervoll auf die Gesundheit der ergebenen Dulderin. Sie erholte sich schneller, als zu erwarten gewesen war, und ermuthigte sich bald wieder in Memel, umgeben von ihren Kindern, von der Familie des Königs, und getröstet von ihrem Gemahl selbst.

Das Jahr 1807 schien neuen Trost mitzubringen. In Memel sammelte sich um die Königliche Familie eine Schaar von Getreuen, welche für die Ehre, für die Rettung des Hauses Hohenzollern das Leben zu opfern bereit war, und außerdem liefen immer mehr Nachrichten davon ein, wie einzelne Provinzen der Monarchie, welche von dem Feinde besetzt waren, schon jetzt nach dem Augenblick sich sehnten, das unwürdige Joch, und sollte es mit dem Herzblut ihrer edelsten Kinder geschehn, abschütteln zu dürfen. Schlesien und Pommern, und einzelne Theile der Marken galten hierin als leuchtende Vorbilder. Eine solche treue Anhänglichkeit mußte der hochgesinnten Fürstin wieder Lebenslust, mußte ihr wieder Aussicht für eine bessere Zukunft geben.

Berlin und die Berliner — das war bis dahin eine sehr schmerzliche Berührung für die Königin gewesen. Allein sie erfuhr jetzt mit entzückender Freude, daß die Berliner nicht den Leichtsinn so vieler Residenzen theilten, daß sie vielmehr von dem Sieger bereits gefürchtet wurden, und daß der Unwille der Patrioten sich in mehrern Beispielen schon laut gegen diejenigen geäußert hatte, welche das angestammte Fürstenhaus zu verun-

glimpfen wagten. Gerade von Berlin diese tröstlichen Nachrichten zu vernehmen, das beruhigte die Königin sehr, denn sie hatte, seit sie dem preußischen Staat angehörte, eine besondere Vorliebe für die Einwohner von Berlin, und sie nahm jetzt die tröstende Ueberzeugung, daß der edlere, der unbefangene Theil der preußischen Völker noch unbescholten, unbesiegt und unbestochen geblieben sei, und daß es für diesen Theil nur einer Krisis, einer Ermuthigung bedürfe, um den alten, ruhmvollen Thron seiner Fürsten aus der dringenden Gefahr zu retten. — Doch auch die Bewohner Preußens und Litthauens zeigten in dieser schweren Zeit ihre Treue und Anhänglichkeit, ihren Eifer und ihre Liebe für das Haus der Hohenzollern auf so mannigfache Weise, daß die Königin oft zu Thränen gerührt wurde, und mehreremale laut und öffentlich sich dahin äußerte: „das Unglück, welches das preußische Regentenhaus jetzt betroffen, scheine ihr eine weise Fügung des Himmels zu sein, weil sie jetzt erst Gelegenheit habe, die treue Anhänglichkeit der preußischen Unterthanen in ihrem ganzen Werth kennen zu lernen; eine Anhänglichkeit, welche früherhin nicht Gelegenheit gehabt habe, sich offen kund zu thun. Es schmerze sie, die Monarchin, sehr, daß sie jetzt nichts als Tröstungen für ihre geliebten Preußen habe; in treuem Herzen bewahre sie aber jeden einzelnen Zug, jede Bewegung der Vaterlandsliebe, und sie wünsche mit Sehnsucht den Augenblick heran, wo es wieder in ihrer Gewalt stehe, alle den treuen Anhängern an das Haus Preußen Beweise ihres Wohlwollens zu geben."

Die Zeit bis zu der Schlacht von Eylau schlich so vorüber. In dieser letztern zeigte das kleine preußische Heer, unter Anführung des Generals Lestocq, welches

den rechten Flügel der combinirten Armee bildete, daß die preußische Tapferkeit immer noch die alte, die hochgerühmte, die, von jedem Dritten mit einem zwangsvollen Grauen anerkannte Tapferkeit sei. Denn dieses Häuflein Preußen hielt die Schlacht; vor seinen Batterien wurde das Augereausche ganze Armeecorps vernichtet, und Napoleon selbst versuchte es vergebens, sich an die Spitze seiner erprobten Waffengefährten zu stellen, um diesen Flügel zu werfen. Eine preußische Batterie, vor welcher schon ganze Bataillone hingestreckt lagen, wollte er selbst, an der Spitze von Freiwilligen, denen das Zeichen der Ehrenlegion versichert wurde, nehmen, um sich den Weg nach Königsberg frei zu machen. Mehr als 1,500 Freiwillige fanden sich, um den siebenten Sturm gegen diese furchtbare, preußische Batterie zu versuchen. Als die Anrückenden im halben Schuß sich befanden, spielte das meisterhaft gerichtete Kreuzfeuer, und — jene Freiwilligen ruhten bei ihren Brüdern auf dem Schlachtfelde im Arm des Todes. — Man muß Napoleon die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er bei dieser Gelegenheit in seinem Moniteur den Werth der preußischen Artillerie anerkannte, und sie als eine der vorzüglichsten in Europa rühmte. Es wurde die Bemerkung hinzugefügt: „diese Förderung ist eine Folge davon, weil im Artillerie- und Geniewesen auch Bürgerliche zu Officieren zugelassen werden.“ Napoleon erkundigte sich nach allen jenen Versuchen, wer diese Batterie, die Schutzwehr des preußischen Flügels, commandire. Als ihm der Name gesagt war, rief er knirrschend: c'est donc un homme; je croyais, que c'etoit un diable!

Obschon die Schlacht für die verbündeten Russen und Preußen vollständig gewonnen war, so wagte es

doch der russische Befehlshaber, General Bennigsen, nicht, nur zwei Stunden weit den Feind zu verfolgen, und die Franzosen selbst gestanden späterhin zu, daß, wenn in diesem Augenblick das Centrum ihrer Armeestellung durchschnitten wäre, sie schneller über den Rhein zurück gekehrt sein würden, als sie von da vorgedrungen wären. Sie bemerkten dabei, daß Bennigsen im Centrum 63,000 Mann, und sie nur noch 13,000 Mann hier übrig gehabt hätten, und daß die Mißstimmung der französischen Armee nie schlimmer gewesen sei, als eben damals. Allein General Bennigsen blieb jenem System der Sicherheit getreu, welches auch dem geschlagenen Feinde die Waffen schärft, und die Folge davon war, daß die französische Armee, welche am Abend der Schlacht das Blutfeld verlassen hatte, am nächsten Morgen vorrückte, weil jener General seinen Sieg nicht zu benutzen gewußt hatte. Est il possible! rief Napoleon, der Geschlagene, als er am folgenden Morgen Piquets ausgeschickt, und erfahren hatte, daß die Russen ihren Rückzug auf zwei Meilen genommen hätten. — So war denn die Anstrengung preußischer Tapferkeit in dem Erfolg der Kriegsbegebenheiten verraucht.

Der französische Kaiser indessen, ein Mann, dem Kriegskunde, Kriegserfahrenheit und richtige politische Ansicht niemand absprechen mag, erkannte jetzt, nach der Schlacht von Eylau, welche er phantastisch für sich ausschmückte, sehr wohl, welchen gefährlichen Feind er an Preußen habe, und er sandte kurz darauf einen seiner bewährtesten Unterhändler an den König von Preußen, um mit ihm einen Separatfrieden einzuleiten. Die Vorschläge, die Anerbietungen zum Frieden waren für jene Zeit allerdings sehr einladend; nichts desto weniger aber verweigerte Preußens König die Unterhand-

lung, weil er, als Deutscher, die Verpflichtungen, welche er für Rußland übernommen hatte, auch in Erfüllung bringen wollte, und — weil der preußische Hof, der für die allgemeine Sache Deutschlands erglüht war, auch in der entferntesten Rücksicht nicht dem fremden Feinde sich annähern mochte.

Der Kaiser Napoleon hatte unterdeß die Folgen der Schlacht von Eylau, welche ihn hätte zermalmen können, wenn der russische Obergeneral die Niederlage besser benutzte, so zu seinem Vortheil gewandt, daß er seine Armee in Westpreußen und Ostpreußen in Kantonirungen legte; er selbst, in seinem Hauptquartier, Finkenstein, ordnete unterdeß die deutschen Verhältnisse schnell, so daß die Hülfstruppen der Deutschen für die französische Armee von Tage zu Tage sich mehrten.

Der russische Kaiser Alexander war unterdeß in dem Hauptquartier, Bartenstein, angekommen, und Preußens König war ebendaselbst. Die Monarchin befand sich um diese Zeit in Königsberg, wo sich alles um sie versammelte, was mit reinem, freien Willen dem preußischen Regentenhause anhing.

Während dieses Aufenthalts der Königin in Königsberg wurde sie tief gerührt von den Beweisen treuer Anhänglichkeit, welche die Unterthanen überall bekundeten. Hier lernte sie den Ober-Canzlei-Rath Borowsky näher kennen, einen Mann, dessen einfaches, in reiner Wahrheit gediegenes Wesen ungemein viel Anziehendes für den freien Geist der Königin hatte; außerdem wurde sie hier auch bekannt mit dem jugendlichen Greis, Scheffner, dessen Unterhaltung, dessen reiner Hoheitssinn jeden bezaubern mußte, der Gefühl für das Große, Edle und Wahre hat, geschweige denn die hochbegabte Königin Luise. Scheffner wurde in dieser Zeit

oft berufen, um der Königin vorzulesen, und sie über die Fortschritte der deutschen Literatur zu belehren. Scheffners Freimüthigkeit würde an jedem andern Hofe übel aufgenommen sein, denn was er meinte, das war häufig etwas hart und eindringend; Luise aber liebte solche Wahrheit, und schätzte den biedern, anspruchslosen, freien deutschen Mann vor vielen andern. Uebrigens that die Königin in dieser mißlichen Periode alles, was in ihrer Frauengewalt stand, den Sinn für König und Vaterland zu beleben, zu ermuthigen, ohne aus den Schranken ihres Geschlechtes heraus treten zu wollen. So nannte sie z. B. die Gräfin Dohna von Finkenstein, deren vier Söhne für Preußen fochten, die spartanische Mutter, und sie suchte jede Gelegenheit hervor, eine Beharrlichkeit, ein Vertraun auf Gott und Vaterland, auf die gerechte Sache kund zu thun, wovon jeder Dritte angesprochen und befeuert werden mußte.

Was die Königin in dieser Zeit am mehresten beunruhigte und bewegte, war die große Menge der vaterländischen, verwundeten Krieger, die in Königsberg sich häufte. Mit der treusten Sorge suchte sie selbst das glänzende Beispiel den deutschen Frauen zu geben, und in den innern Gemächern des Pallastes wurde für die nächsten Bedürfnisse der Verwundeten mit einem Eifer gesorgt, welcher bald darauf durch die ganze Monarchie Nachahmerinnen in allen Ständen fand. — In der kurzen Zeit, welche der Königin in Königsberg zu verweilen, vergönnt war, sah sie die Reserve-Bataillone sich bilden, welche, eine neue Armee, für das Vaterland auftreten sollten. Blücher, der nach der Kapitulation von Lübeck ausgewechselt war, und der durch seine tapfere Gegenwehr noch mehr das Vertraun seines

Monarchen gewonnen hatte, wurde nach Pommern gesandt, um von dort ab neue Kriegesbewegungen einzuleiten. Durch diesen treuen Anhänger an die preußische Waffenmacht sandte die Königin einen Brief an ihren Vater, in welchem ihr hoher, frommer Sinn, ihre Demuth, ihr Vertraun sich ganz ausspricht. Sie schreibt darin, Königsberg den 15ten Mai 1807:

„Die Abreise des Generals Blücher giebt mir gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott! wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wie viel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet."

„Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reserve-Bataillons, die erst seit Monaten organisirt sind und theils schon vorgehen, theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch einmal alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal glücklich wieder sehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch in Ueberfluß reichen, sie wollen von keiner Uebergabe sprechen hören; sie wollen lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an dem König handeln; eben so halten sich Colberg und Graudenz. Wäre es so mit allen Festungen gewesen — — — doch, genug

von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen."

„Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt." — —

Luise.

Hochherzige, edle, deutsche Frau! Deine Hoffnungen waren von kurzer Dauer! Die französische Streitkraft verstärkte sich, und Danzig und Neiße, zwei bedeutende Bollwerke, fielen in französische Gewalt. Die Bewegungen der Armee schienen eine neue, entscheidende Schlacht, vielleicht die letzte auf preußischem Boden, erwarten zu lassen. Königsberg war wieder bedroht, und mit schwerem Herzen flüchtete die Königin in den ersten Tagen des Junius wieder nach Memel zurück. — Zwar wurden jetzt bei Spanden, Sormitten und Guttstadt einige Vortheile errungen, allein der richtige Blick der Königin zeigte ihr die trauerumhüllte Zukunft. — Der König selbst kam nach Memel, und sie barg ihrem Gemahl die Besorgnisse nicht, welche den Schlaf von ihrem Auge, die Ruhe aus ihrem Herzen, jede Freude von ihrem Leben jagten. Der König hatte beschlossen, zu der Armee zurück zu gehen, als die Schlacht bei Friedland, am 14ten Junius, jede junge Hoffnung, welche wieder emporzustreben begann, auf einmal zertrat. Im Gefolge dieser Schlacht rückte ein Theil der

französischen Armee in Königsberg ein, und Napoleon verlegte sein Hauptquartier nach Tilsit am Ufer des Niemen, über welchen die russische Macht in aller Eil sich hatte zurückziehn müssen. Um diese Zeit schrieb die Monarchin an ihren Vater folgenden Brief, welcher auch den, der nicht nähern Antheil an dem Schicksal dieser Königin der Königinnen nähm, rühren muß.

Memel, den 17ten Juni 1807.

„Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder aufs Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehn auf dem Punct, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch, bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehn in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehn mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sclavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem

Character ungetreu und an seinem Volk Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache." —

„Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Gränzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick jen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen sein Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursach zur Freude haben. Noch eines zu Ihrem Trost, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an

einzelne Erbärmlichkeit. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und gottlob daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin Luise."

Den 24sten Juni.

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen, und fahre deshalb fort, Ihnen Nachrichten von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehn, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein; Niemand wünscht es so, wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche, und keine festen Basen. Also alles von dir dort oben, du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, und, wenn es sein muß, Brodt und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel gestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, — o kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, — aber erwarten thue ich

es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19ten mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Taurogen, nur ein Paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige.

Luise.

Mit solcher Würde, mit solcher Seelengröße, welche den Mann hochgeadelt haben würde, schrieb die fürstliche Frau aus der Fülle ihres edlen, großen Herzens. Ach! vielleicht ahndete sie in diesem Zeitpunct noch nicht, was ihr weiter bevorstand!

Nachdem der Waffenstillstand zwischen dem Kaiser Alexander und dem Kaiser Napoleon erfolgt war, wurde jener zu einer persönlichen Zusammenkunft eingeladen, und die Folge hiervon war die Einleitung der Friedensunterhandlungen. Nun sollte auch der König von Preußen einer zweiten Zusammenkunft mit Napoleon beitreten, allein es hielt sehr schwer, dem biedern, deutschen Fürsten die Nothwendigkeit, in diesem Augenblick den Bedrängnissen der Zeit sich zu fügen, so dringend zu machen, daß er ein edles, hocherhabenes Selbstgefühl der Pflicht für seine Völker, für seine Monarchie, geopfert hätte, und die Geschichte hat es verzeichnet, mit welcher großen Würde Friedrich Wilhelm, er der Besiegte, vor dem zweiten Attila erschien, und mit welchem gebietenden Stolz er seine Rechte behauptete. Man sagt,

der König von Preußen habe bei jener Zusammenkunft dem französischen Kaiser gesagt: „ohne mich wären Sie jetzt höchstenfalls ein Partisan!" und wahr ist diese Bemerkung unbedingt, denn wenn nicht Preußen zuerst den französischen Kaiserthron anerkannt gehabt hätte, so würde vielleicht nimmer der französische Adler seinen Fittig so hoch haben schwingen können. Napoleon hat daher dadurch, daß er in dieser Periode Preußen so sehr feindlich behandelte, einen überzeugenden Beweis davon gegeben, daß die Gefühle der Dankbarkeit, diese Gefühle, welche den Menschen so sehr in seiner Menschenwürde darstellen, ihm fremd waren.

Merkwürdig ist es, daß die Hauptquartiere der streitenden Gewalten, nämlich die Napoleons von Frankreich, Alexanders von Rußland und Friedrich Wilhelms von Preußen jetzt in derselben Stadt, in Tilsit, waren. Die Friedensunterhandlungen mit Rußland kamen bald zu einer Vollendung, welche dem französischen Kaiser einen vergnügten Abend gab. Schwieriger waren die Friedensunterhandlungen mit Preußen. Denn, nicht allein, daß Napoleon gegen den König von Preußen, und überhaupt gegen das neu-preußische System im höchsten Grade erbittert war, so hielt es auch die preußische Regierung, welche in diesem schweren Augenblick die Rechte der Deutschheit bewahren mußte, da die übrigen deutschen Mächte in einem Somnambulismus befangen zu sein schienen, für nothwendig, aus der Verzweiflung der Zeit einen Anlehnungspunct der Hoffnung zu gründen.

Napoleon, der Uebermüthige, der Ueberladene, welcher hier im Besitz sich fühlte, verleugnet es nicht, daß er von dem König von Preußen beleidigt sei, und der augenblickliche Gewalthaber war dafür bekannt, daß

er einem persönlichen Interesse die Politik des Staates leicht aufzuopfern vermochte. Dringend war also die Gefahr. Bei der pomphaften Zusammenkunft auf dem Niemen hatte der preußische Monarch sein wahres, biederes deutsches Gefühl nicht zu bergen vermocht.

Des Königs Umgebungen begehrten in dieser mißlichen Lage die Königin, damit sie im Hauptquartier unterhandele, und einen günstigen Frieden für Preußen bewirke. Der Monarch, davon überzeugt, daß sein gerader, deutscher Sinn bei dieser Art von Unterhandlung in eine gefährliche Reibung komme, bat seine Gemahlin, zu erscheinen, und sie kam mit jener anspruchslosen, aber gebietenden Anmuth, welche schon mehreren Königinnen das gewährt hat, was ganze Armeen und die feinste Unterhandlung des Staatsraths nicht zu erwirken vermochte; sie kam mit jener siegenden Gewalt der Tugend, welcher das Laster in schwerer Nothwendigkeit sich beugt. — Die Monarchin war persönlich in den feinsten Verhältnissen von dem französischen Kaiser beleidigt, und eine minder hohe Frau würde es verschmäht haben, in diesem Augenblick fast als Bittende vor dem zu erscheinen, der durchaus in aller Hinsicht als ihr böser Dämon zu betrachten war. Doch, der Stolz der Fürstin wurde von ihr mit Freudigkeit dem Drang der Nothwendigkeit geopfert, und sie ging nach Tilsit. — Wie sie sich zu dieser Reise bestimmte, was sie auf dem ganzen Wege von Memel nach Tilsit empfand, das alles hat sie in ihrem Tagebuch niedergeschrieben; man muß die hohe Größe der Königin, wie sie sich selbst überwand in dem schweren Kampf des edlen Stolzes, der beleidigten Tugend, der Würde der Frauen, mit den Pflichten der Gattin, der Mutter, der Monarchin, staunend bewundern, wenn man es

lieset, was sie in dieser verhängnißvollen Zeit niederschrieb, und an ihre Vertrautesten äußerte.

Als die Königin in Tilsit in dem, für sie zubereiteten Quartier angekommen war, eilte Napoleon, der mituniter auch den Galanten spielen wollte, ihr seine Aufwartung zu machen. Sie wurde davon benachrichtigt, und es läßt sich leicht denken, daß diese erste Zusammenkunft für sie sehr peinlich sein mußte. Mit jener Gewandheit indeß, welche überhaupt dem weiblichen Geschlecht eigen ist, faßte sich die Königin, und empfing den Kaiser an der Treppe. Sie kam ihm hier gleich damit entgegen, wie sie es beklage, daß er eine so beschwerliche Treppe hinaufsteigen müsse, und erkundigte sich dann, wie das Clima des Nordens, zumal im Winter, seiner Gesundheit bekommen sei. — Allmählig wandte sich das Gespräch auf die augenblickliche Lage der Verhältnisse, und die Königin sagte nun unverholen, daß der Zweck ihrer Reise von Memel nach Tilsit kein anderer sei, als, das Ihrige dazu beizutragen, daß Preußen nicht zu schwere Friedensbedingungen unterzeichnen müsse.

„Aber" fragte der Kaiser unter andern mit einem höhnenden Lächeln, „wie war es möglich, daß Sie auf den Gedanken kommen konnten, den Krieg mit mir anzufangen?"

Die Königin erhob sich in edlem Stolz, und erwiederte: „Sire, dem Ruhm Friedrichs war es vergönnt, uns über die Stärke unserer Macht zu täuschen, sofern wir uns getäuscht haben sollten." *)

---

*) Diese schöne, prophetische Antwort, welche, wie aus dem Munde einer Kassandra kam, ist von Talleyrand, der bei dieser Unterredung

Napoleon, der bei dieser Unterredung ganz den Artigen machen wollte, sagte der Königin: „ich erwartete eine schöne Königin zu erblicken, aber ich bewundere die Schönste der Frauen.“ — Aus einer Blumenvase nahm er eine Rose, und bot sie der Königin an mit den Worten: „ich biete die schönste der Blumen der Schönsten ihres Geschlechts.“

Die Königin nahm, als Zeichen künftiger Aufrichtigkeit, die Blume an, und Napoleon bat bald darauf die Monarchin, daß sie ihre Wünsche, und das, was sie wolle und begehre, ihm jetzt nur andeuten möge.

— Ich habe nichts als Königin zu bitten — sagte sie mit Würde, — aber als Mutter begehre ich für meine Söhne Magdeburg! —

„Sie sind eine sehr schöne Königin,“ erwiederte Napoleon, aber Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen. Magdeburg ist mir lieber, als hundert schöne Königinnen.“

Mit dieser ungeziemenden Antwort, welche den rohen, ungebildeten Soldaten Napoleon, und zugleich den übermüthigen Krieger kund that, hatte die Unterredung ein Ende. Sehr ungebührlich-höhnisch sagte bei dieser Unterredung der französische Kaiser: „der Sand der Mark Brandenburg ist mir zuwider, für diesen Sand dürfen Sie sicher sein,“ und der einzige Erfolg dieser Beredung dürfte wohl der sein, daß Napoleon sein Versprechen dahin gab, Schlesien, eine Pro-

---

zugegen war, oft gerühmt. Die Königin sagte, um ipsissima verba anzuführen: Sire, il etoit permis à la gloire de Frederic, de nous tromper sur nos moyens, si toute fois nous nous sommes trompés!

vinz, für welche die Monarchin ganz besonders Antheil nahm, solle der preußischen Krone verbleiben.

Es hält in der That schwer, nur eine ohngefähre Ansicht davon zu gewinnen, in welchem Gemüthszustande die Königin jetzt sich befinden mußte. Aber sie blieb auch hier eine Heldin in der Sanftmuth und Ergebung, und diese Uebungen wurden ihr leichter, da hohe, reine Tugend ihr da ein Vertraun geben mußte, wo so viele andere das Vertraun bereits verloren hatten. In diesen verhängnißvollen, schweren Augenblicken war sie ganz Fürstin, im edelsten Sinne des Wortes, und ihrer Klugheit, ihrer Mäßigung, ihrer unbemerkten Thätigkeit hatte damals Preußen mehr zu verdanken, als zu öffentlichen Bekanntmachungen gekommen ist. So wie der große Mittler einst die Erde mit dem Himmel sühnte, so vermochte die Königin mit ihrem zarten Sinn, mit ihren Frauentugenden, alles das auszugleichen, was die Entfernung der kriegführenden Mächte noch feindlicher zu machen drohete. — Drei Tage blieb die Königin theils in Tilsit, theils in Pictuhöhnen, einem Dorfe jenseits Tilsit, wo der König von Preußen, ihr Gemahl, sein Quartier genommen hatte. Der Friede zwischen Frankreich und Preußen wurde am neunten Julius unterzeichnet, und ohne Dazwischenkunft der Königin dürfte vielleicht die Erbitterung des französischen Kaisers, der damals im Besitz der Gewalt war, von schweren Folgen für Preußen gewesen sein.

In einem Brief, den die Königin um diese Zeit schrieb, sagt sie:

„Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis: unsere Gränzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König

gröſſer, als ſein Widerſacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem böſen Prinzip unterhandeln, und ſich mit ihm verbinden müſſen. — Jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird ſich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einſt Seegen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlaſſen müſſen, das wollte er nicht. Noch einmal, die Handlungsweiſe des Königs wird Preußen Glück bringen, das iſt mein feſter Glaube."

Die Motive zu entwickeln, welche dem König von Preußen jetzt keine Wahl mehr zu Unterzeichnung des Friedens von Tilſit ließen, das gehört nicht hieher. So viel aber erwähnen wir, daß das Opfer, welches durch dieſen Friedensſchluß gebracht wurde, die Königin nicht mehr ſchmerzte, als die Täuſchung, welche in dieſer letzten, verhängnißvollen Zeit ihr geworden war. Sie hatte ſich davon überzeugen müſſen, daß die Politik unvereinbar iſt mit dem Bund der Herzen, und daß jeder der Gefahr ausgeſetzt iſt, getäuſcht zu werden, wenn er unbedingt auf Freundſchaftsverſicherungen traut. — Die Königin verbarg das ſchmerzhafte Gefühl nicht, welches ſie von dem Tilſiter Frieden hatte, und eben ſo wenig verbarg ſie es, daß ſie ſich noch nicht davon überzeugen könne, wie in dieſem Frieden Rußland einen Landbezirk des preußiſchen Polen von 400,000 Seelen ſich zugeſchrieben habe. *) — Sie erinnerte ſich zu

*) Es iſt über dieſe 400,000 Seelen nachher noch ein ſonderbarer Streit entſtanden. Ruſſiſcher Seits wurde nämlich behauptet,

dieser Zeit oft an Maria, Königin von England, Tochter Heinrich des Achten, welche Calais, das lange Zeit im Besitz Englands gewesen war, in einem Friedensschluß an Frankreich hatte abtreten müssen, und welche nachher oft zu sagen pflegte: wenn man mein Herz öffnen könnte, so würde man mit blutigen Zügen den Namen Calais darin lesen — Eben so, fuhr die Königin Luise fort, würde man in meinem Herzen den Namen „Magdeburg" lesen. —

So war denn nun, nach dem Tilsiter Frieden, die Königin auf eine Lage beengt, welche um so drückender sein mußte, nicht allein, weil das Land selbst jetzt erst die Ermüdungen des Krieges in ihrem ganzen Umfang fühlte und aussprach, sondern auch, weil der Feind, der im Besitz der Landesbezirke noch war, aller möglichen Schleifwege sich bediente, um so spät als möglich Preußen zu räumen. Diese bedrängnißvolle Zeit war für die Königin, wie sie häufig erklärte, schwerer, als die Zeit des Waffengemenges, denn tief schmerzte sie die Kränkung, daß, ohnerachtet Preußen der Erfüllung der Friedensbedingungen sogar voran eilte, dennoch französischer Seits eine Willkühr statt fand, die empören mußte, und die eine schändliche Täuschung kund gab, ohne daß man jetzt die Mittel in Händen hatte, die Nichthaltung der Verträge zu strafen. Vertragsmäßig sollten am 1sten October 1807 die preußischen Lande von den Franzosen geräumt werden; nichts desto weniger geschah es erst vierzehn Monat später. — Es läßt sich kaum eine Ungerechtigkeit denken, welche in dieser Zeit

---

daß ein Landbezirk von 400,000 Mannspersonen abgetreten werden müsse, da in Rußland die Weiber nicht gezählt würden.

von der fluchbeladenen französischen Politik, Willkühr und Anmaßung dem Hause Preußen nicht zugefügt wäre. Mit großem Schmerz erkannte die Monarchin, was seit vielen Jahrhunderten immer sich bewährt gefunden hat, daß Frankreich, es möge eine Regierung haben, welche es wolle, in seinem Verhältniß gegen Deutschland, sich nie zu dem Begriff von deutscher Treue, deutschem Glauben, emporschwingen wird.

Der Räumung Preußens wurden von Seiten Frankreichs Hindernisse in den Weg gelegt, welche das Nichtswürdige des französischen Systems darthaten, und der König sandte daher seinen jüngsten Bruder, den Prinz Wilhelm, nach Paris, um durch ihn zu bewirken, daß der französische Hof seine, durch den Tilsiter Frieden eingegangenen Verbindlichkeiten erfülle, und daß Preußen von den französischen Truppen geräumt werde. Wenn auch Prinz Wilhelm den Hauptzweck seiner Sendung nicht sogleich erreichen konnte, indem ihm an diesem Hoflager, welches italienischen Verrath mit französischer Falschheit verband, nur Vertröstungen gegeben wurden, so war doch diese Reise um deswillen von dem größten Vortheil, weil Prinz Wilhelm hier, in der Nähe, die bloße Scheingröße des Hofes von St. Cloud kennen zu lernen, Gelegenheit hatte. Aus dieser Ansicht besonders entwickelte sich das nachherige Emporstreben Preußens.

Die Königin war mit ihrer Familie noch eine geraume Zeit in Memel, und wünschte den Augenblick sehnlichst heran, wo sie wieder in den altländischen Staaten ihren Sitz aufschlagen dürfe. Um diese Zeit schrieb sie:

„Ich lese viel, und denke viel, und mitten un-

ter Leiden giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin; es iſt wahr, daß die Menſchen keinen Antheil daran haben, in meinem Innern bereitet ſich alles. Von äußern Dingen iſt es allein die Freundſchaft des Königs, ſein Zutraun und ſeine liebevolle Begegnung, welche mein Glück ausmachen."

In einem andern Briefe ſagt ſie:

„Der König iſt herzlicher und beſſer als je, für mich; großes Glück und große Belohnung nach vierzehnjähriger Ehe!"

Edle, unnachahmliche Frau! Wer wird nicht gerührt, wenn er dieſe Andeutungen deiner zarteſten Gefühle kennen lernt! —

Die Königin wünſchte beſonders auch ihrer Geſundheit wegen, den Winter in Königsberg zubringen zu dürfen, denn die kalte und feuchte Seeluft in Memel hatte einen feindlichen Einfluß auf ihre, an ſich ſchon zerſtörte Geſundheit. Die Franzoſen räumten endlich das Land bis an die Weichſel, und zu Ende Decembers kehrte die Monarchin mit ihrer Familie nach Königsberg zurück. Nicht mit äußerm Pomp, aber mit einer Freude, welche um ſo herzlicher war, je mehr ſie den äußern Schein verwarf, wurde die geliebte Regentenfamilie der Hohenzollern hier empfangen, und wer vermag die Gefühle zu ſchildern, welche in der treuen Bruſt der deutſchen Fürſtin wogten, als ſie die alte Hauptſtadt ihres geliebten Preußens wieder erreichte? Das Jahr 1808 ſchien günſtiger anzufangen, denn die Räumung der preußiſchen Lande von den Franzoſen wurde jetzt ernſthafter betrieben. Die Unterhandlungen in

Paris nahmen überhaupt jetzt eine günstigere Wendung. Die Prinzessin Wilhelm von Preußen und die Fürstin Radziwil (Tochter des Prinz Ferdinand von Preußen) waren auch in Königsberg die treuen Gefährtinnen und Freundinnen der Monarchin. Ihr Gemüth errang wieder einen Theil von jener Heiterkeit, von jener sanften Freude, welche sie stets so liebenswürdig gemacht, welche jeden, der in ihre Nähe kam, belebt und ermuthigt hatte.

Am 1sten Februar wurde sie von der Prinzeß Luise entbunden, und die Zeit, welche sie jetzt in ihren Zimmern zubringen mußte, wurde von ihr so angewandt, daß man die geistreiche, die hochgebildete Frau in ihr bewundern mußte. Ihr Leibarzt, Staatsrath Hufeland, wurde häufig zu dem engern Kreis ihrer Unterhaltung gezogen, und besonders erfreute sie sich hier auch der nähern Bekanntschaft des Prinz von Hohenzollern, Abt zu Oliva und Fürstbischof von Ermeland. Sein frommes Gemüth und seine hohe Wissenschaft hatten für sie vielen Werth. — Einen sehr freudigen Tag verlebte die Königin hier, einen Tag, dessen sie sich nachher gern und oft erinnerte. Die Stände von Ostpreußen wurden nämlich zu Pathen gebeten bei der neugebornen Prinzessin, und die Taufhandlung geschah in Gegenwart der Deputirten der drei Stände, nachdem diese vorher zur Tafel geladen waren. Wie eine Mutter unter ihren Kindern, fühlte sich Luise an diesem Tage ganz glücklich unter ihren getreuen Unterthanen, und dieser Beweis der königlichen Huld wurde auch von den Ständen mit einem Dank aufgenommen, der sich mehr fühlen als bezeichnen läßt.

Ein sehr schönes Frühjahr erschien, und in der reitzenden Natur erging sich die Königin, sie, die für

Naturschönheiten so vielen Sinn hatte, und haben mußte. Gute Hoffnungen blüheten mit dem wiederkehrenden Sommer ihr wieder auf, und sie zählte schon die Tage, wo sie wieder in Berlin und in ihrem geliebten Charlottenburg sein würde.

Doch, die Ereignisse im Süden und Westen, welche jetzt ruchbar wurden, schienen nicht dazu geeignet, Hoffnung zu einer dauernden Ruhe zu geben. Die spanische Regentenfamilie der Bourbons war durch einen Betrug, wie die Geschichte keinen ähnlichen aufzuweisen hat, von dem französischen Kaiser nach Frankreich gelockt, dort gefangen gesetzt, und ohne weitere Umstände hatte Napoleon seinen Bruder Joseph, bisherigen König von Neapel, zum König von Spanien ernannt. Portugal hatte er mit den Divisionen des Marschall Jünot besetzen lassen, und der Prinz Regent von Portugal hatte das Mutterland verlassen, um nach Brasilien zu gehn. Durch diese Gewaltthaten französischer Willkühr war die Würde aller europäischen alten Fürstenhäuser beleidigt, und man sah jetzt deutlich und klar, was von Napoleon zu erwarten stehe. Dazu kam, daß er zu gleicher Zeit Rom besetzte, die vier päbstlichen Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino zu dem Königreich Italien schlug, und den heiligen Vater für seinen Feind erklärte, weil derselbe einem Bunde gegen England beizutreten, Anstand nahm.

Preußen mußte es besonders noch beunruhigen, daß dessen Angelegenheiten mit Frankreich durchaus nicht zu Ende gebracht werden konnten. Alle Auseinandersetzungen wurden aus dem Grunde verschoben, weil der Kaiser jetzt abwesend und zu sehr mit dem spanischen Kriege beschäftigt sei. Nur eine Angelegenheit wurde in Bayonne beendet, aber wie! Alle Forderungen,

welche die preußischen Institute in dem Großherzogthum Warschau hatten, waren von dem französischen Kaiser dem König von Sachsen abgetreten, und vielen Wittwen und Waisen wurden dadurch auf lange Zeit ihre Pensionen verkümmert.

Der Gang der Begebenheiten in Spanien fesselte jetzt ganz die Aufmerksamkeit der Königin, und nächstdem war jetzt das Studium der deutschen Geschichte ihre angenehmste Beschäftigung. Sie schrieb in dieser Hinsicht:

„Ich lese fleißig die Sürernschen Hefte, und bin jetzt bei Carl dem Großen, der doch eigentlich der Stifter des germanischen Zeitalters war. Er stehet lebhaft vor mir in aller seiner Größe, Glanz und Tapferkeit, er zieht mich sehr an, aber minder als Theoderic. Dieser war ein ächter Deutscher, und seine Gerechtigkeitsliebe, die Geradheit seines Characters, die Tiefe seines Gemüthes, und die Großmuth seines Herzens bezeugen es. Der Character Carls des Großen trägt schon ein Gepräge des Frankenthums, welches mich etwas abschreckt."

In dieser Periode versetzte sich die Königin ganz in die Zeiten des alten Ritterthums, und der Wahlspruch: „Recht, Glaube, Liebe!" war ihr so werth, daß sie ihn auf ein Petschaft stechen ließ. Doch sagte sie oft: „wenn ich jetzt noch einen Wahlspruch annehmen sollte, so ist es der: Gott ist meine Zuversicht." — Sie hatte von jetzt an einen entschiedenen Einfluß auf die neuere, bessere, kräftigere Bildung Deutschlands, damit es erwache, wenn es Zeit sei, und das unwürdige Joch fremder Herrschaft abschüttle. Nicht

etwa durch geheime Conspirationen oder dergleichen, mehrentheils zuletzt in Lächerlichkeit ausartende Phantasien, nahm sie Theil an dem, was in Deutschland sich bereitete; als Vorbild deutschen untadlichen Sinnes, reiner, ungeheuchelter Frömmigkeit, häuslicher Bescheidenheit und edlen, sich nicht überladenden Selbstgefühls, leuchtete sie den preußischen Völkern, welche jezt ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre angebetete Königin richteten, voran, und in Schrift und Wort leugnete sie es nicht, daß sie sehr viel von dem Erwachen eines edlen Zorns ob der geschehenen Unbill erwarte, sofern das Volk mit Gott, mit gutem Vertraun an den schweren Ketten rüttle. Der Gährungsstoff, welcher in Preußen genährt wurde, blieb dem französischen Hofe nicht fremd, und der Kaiser von Frankreich, welcher vor der Stimme der Wahrheit eine kindische Furcht hatte, und der alles von der Hochherzigkeit der Königin besorgte, bedauerte es laut, daß er es nicht vermocht habe, ihre Gunst zu gewinnen. „Sie könnte, eine neue Armida, auftreten und in Paris den Franzosen den Frieden dictiren, wenn sie wollte!" setzte er gegen seinen Vertrauten Talleyrand hinzu, „aber sie hält zu viel auf das Gemach der Frauen, als daß sie die Stimmung des Volkes benutzen möchte!" — So viele Versuche gemacht wurden, die Königin unmittelbar an einer Mystik, welche damals sich erzeugte, und welche große Hoffnungen für die Zukunft versprach, Theil nehmen zu lassen, so lehnte sie doch mit großer Besonnenheit alle unmittelbare Beziehung ab, mittelbar aber arbeitete sie um so eifriger für Zwecke, welche sie als gut anerkannt hatte.

Im Sommer 1808 hatte der König und die Königin ein kleines Landgut, ohnfern Königsberg, eben

dasselbe, welches dem bekannten Schriftsteller Hippel gehört gehabt, bezogen. So schön auch die Lage ist, so ist doch der Raum sehr beschränkt. Die Königin wurde hierauf aufmerksam gemacht, und sie erwiederte: „ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, die diese Stürme erregen."

Der Sommer verging, und die Angelegenheiten des Staats blieben unbeendigt. Endlich im September gelang es dem Prinz Wilhelm, in Paris eine Convention zum Abschluß zu bringen, wornach die Räumung der preußischen Lande, die drei Oderfestungen ausgenommen, zugesichert wurde. Späterhin war in Erfurt eine Zusammenkunft zwischen dem russischen und dem französischen Kaiser, wobei auch Preußen zugezogen wurde, und wobei es, französischer Seits, nicht an Beweisen der Erbitterung gegen das Haus Preußen fehlte. Der Hauptzweck jener Zusammenkunft war gewesen, einen Frieden mit England einzuleiten; diese Nation indeß brach unbedingt alle weitern Friedensunterhandlungen ab, und Napoleon mußte unverrichteter Sache von Erfurt wieder abreisen.

Der Kaiser von Rußland, Alexander, war auf seiner Hin- und Rückreise auf Erfurt über Königsberg gekommen, und verweilte dort mehrere Tage. Der König und die Königin nahmen die Einladung an, vor der Rückkehr nach Berlin noch einen Besuch in Petersburg abzustatten, und zu Ende Decembers reiseten sie nach Petersburg ab. Daß diese Reise für Preußen politische Zwecke hatte, welche man dem unsichern Gange der Diplomatik nicht anvertraun wollte, das ist leicht zu begreifen, und der Erfolg hat gelehrt, daß die be-

abſichtigten Zwecke in Erfüllung gingen, denn wenn das Freundſchaftsbündniß zwiſchen Preußen und Rußland noch einer Förderung bedurft hätte; ſo würde der Aufenthalt der preußiſchen Regentenfamilie in Rußland, dem guten Sinn für die gerechte Sache einen noch größern Impuls gegeben haben.

Im Norden waltet überall das Groteske, das Ueberladene. So mußte denn auch die Königin vor dem Pomp, welcher in Petersburg ihr dargeſtellt wurde, erſtaunen. Eine genaue Bekanntſchaft knüpfte ſie hier an mit der Kaiſerin Eliſabeth, deren liebenswürdige Eigenſchaften der Sanftmuth, der Mäßigung die Königin ſo bezauberten, daß ſie nachher in dieſer Beziehung mehrmals äußerte, ſie habe die Reiſe nach Rußland nicht vergebens gemacht, weil ſie eine Bekanntſchaft angeknüpft habe, die ihr Zeitlebens von hohem Werth ſein ſolle.

Nach ſechs Wochen kehrte der preußiſche Hof nach Königsberg zurück, und da unterdeß Preußen von den Franzoſen geräumt war, ſo hätte der Monarch ſogleich nach Berlin zurück kehren können, wenn nicht unterdeß ein Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſtreich ausgebrochen geweſen wär. Bei den mißlichen Zeitumſtänden hielt es der König für rathſam, von den Bewegungen der feindlichen Gewalten ſich ſo entfernt als möglich zu halten, und darum brachte die königliche Familie den folgenden Sommer wieder auf dem ſchon erwähnten Landſitz ohnfern Königsberg zu.

Der Krieg, welchem die Königin in der ganzen Lebendigkeit ihres Gemüthes zugeſchaut hatte, nahm für das Haus Oeſtreich einen ungünſtigen Ausgang, und die herrlichen Hoffnungen der Monarchin waren jetzt auf einmal wieder vernichtet. In dem Zuſtande der Troſt-

losigkeit schrieb sie jetzt einmal: „ja ich fühle es täglich mehr, mein Reich ist nicht von dieser Welt!" und nichts desto weniger traf sie doch Einleitungen zu einer neuen Ermuthigung. Ein hoher, starker Geist war ihr Eigenthum, und unter andern Verhältnissen würde Luise einen höhern Rang in der Geschichte vielleicht einnehmen, als alle jene Kaiserinnen und Königinnen, deren Staatsansichten die Schwächen des staubgebornen Geschlechts verdunkelten! Luise war in allem Verhältniß, als Gattin, als Mutter, als Regentin, als Patriotin ein reines, hohes Ideal, dessen Fersen kaum ihre Anbeterinnen erreichen mögen; wenige werden dieses Ideal erreichen mögen!

Im Anfang Octobers wurde die Königin von dem Prinz Albert entbunden, und diese Niederkunft bewirkte ihr eine Hinfälligkeit, welcher sie vergebens sich zu entheben strebte. Die Abreise des königlichen Hauses nach Berlin war um die Mitte des Monat Decembers bestimmt, und so sehr auch die Monarchin Berlin, Charlottenburg und Potsdam wieder zu sehen wünschte, so schmerzlich war ihr doch auch auf der andern Seite der Gedanke, daß sie sich von den Bewohnern Alt-Preußens, deren treue Anhänglichkeit sie erst jetzt ganz kennen gelernt hatte, trennen müsse. Mit einem trüben Blick indessen sah sie dem Augenblick entgegen, wo sie der Residenz, welche sie sehnlich erwartete, wieder gegeben werden solle. Vielleicht war diese Furcht eine Folge der Gewöhnung an den stillen Frieden in Königsberg, welcher mit dem neuen Geräusch eines Hofes vertauscht werden sollte, der jetzt nicht mehr zu den friedlichen gezählt werden konnte, vielleicht schreckte sie ein geheimes Graun dafür, das ehemals glänzende Berlin jetzt ganz umgestaltet wieder zu finden, vielleicht aber

auch war jene düstere Ahndung eine Vorbedeutung, welche man in der Sphäre der vorurtheilsfreisten, größten Geister am häufigsten findet. Als die Abreise auf den funfzehnten December bestimmt war, schrieb die Kö-Königin:

„So werde ich denn bald in Berlin zurück sein und wiedergegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen für Freuden, und ich vergieße schon so viele Thränen hier, wenn ich daran denke, daß ich alles auf dem nämlichen Platz finde und doch alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. Schwarze Ahndungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen; ich hoffe, es soll anders werden." —

Man wird veranlaßt, in diesen Deutungen jenen prophetischen Geist zu erkennen, der schon so oft unwiederlegbar als ein Bote der höhern Welt sich verkündet hat.

Am funfzehnten December trat der König und die Königin die Reise von Königsberg nach Berlin an. Die erneuerten Beweise der Huldigung, welche der Monarchin überall entgegen gebracht wurden, hätten eine mehr eitle Frau bethören müssen; Luise aber blieb überall, so auch hier, die ruhige, gemäßigte Freundin des Volkes. Ueberall, wo die königliche Familie in den angestammten Erblanden jetzt den Weg der Heimkehr zu dem alten Fürstensitz nahm, war der Empfang so herzlich, treu und bieder, daß der König eben so

gut als besonders die Königin von der treuen A... lichkeit des guten, preußischen Volkes tief gerührt w... den. Die letzte Nacht vor dem feierlichen Einzug in Berlin brachte die königliche Familie in Freienwalde zu, und empfing hier die neuen Huldigungen der Deputirten der Stände der Churmark. Der Einzug am folgenden Tage, in Berlin, ist vielleicht in der neuern Geschichte der einzige, welcher um deswillen werth ist, von einem geschickten Pinsel genau beschrieben zu werden, weil in diesem Augenblick ein redliches, hochgesinntes Volk sich wieder mit seinem angestammten Fürstenhause verband in treuem, wahren Sinn.

Am drei und zwanzigsten December, gerade an dem Tage, wo sechzehn Jahr vorher die Königin als Braut in Berlin eingezogen war, erschien sie jetzt, nach zurückgelegten Schmerzenszeiten wieder, die Anerkannte, die Bewährte, der Stolz des ganzen Volkes! In einem Wagen, den die Berliner ihr entgegen gesandt hatten, zog sie ein, und mit ihr saßen in dem Wagen ihre älteste Tochter, Prinzessin Charlotte, ihr dritter Sohn, Prinz Carl, und ihre Nichte, die Prinzessin Friederike. Sehr gerührt war die Königin von der feinen Aufmerksamkeit der Berliner, daß die Lieblingsfarbe der Königin bei diesem Postzug überall geschickt angebracht war. Bei dem Einzug der königlichen Familie in Berlin netzten sich viele Augen mit Thränen, welchen bisher diese süße Rührung fremd gewesen war, und Todfeinde umarmten sich — eine neue, herrliche Begeisterung, ein neues, frisches Leben war in alle Verhältnisse gekommen. Am Schloß, als die Königin aus dem Wagen stieg, war der Erste, der ihr entgegen kam, ihr zartlich geliebter Vater, den sie so lange sich ersehnt hatte, und dem sie mit unaussprechlicher

Rührung an die Bruſt ſank. — Nach langer, ſchmerzlicher Trennung trat ſie jetzt endlich wieder ein in das befreundete Haus, und mit der zarteſten Schonung hatte man alles entfernt, was der Monarchin, deren Herz ganz Liebe für das treue Volk der Preußen war, eine unangenehme Rückerinnerung an den Vandalismus der franzöſiſchen Invaſion hätte geben können. Die Reſidenz feierte jenen Einzug mit einem Pomp, den man nur ungern den guten Bürgern verwilligte, denn der König ſowohl, als ſeine Gemahlin waren weit entfernt, Feſtlichkeiten zu wünſchen, jetzt wo Beſchränkungen allein das Gebäude wieder herzuſtellen vermochten.

Doch, bald zogen auch wirklich ſchwarze Wolken wieder auf. Im Jahr 1810 kamen von Paris die ungebührlichſten Aufforderungen wegen Bezahlung der, dem Königreich Preußen aufgelegten Kontribution, deren Rückſtand ſo beträchtlich war, daß man an der Möglichkeit der Abtragung verzweifelte. Die Drohungen wurden immer härter, und man ſprach bereits von einer franzöſiſchen Executionsarmee, welche das preußiſche Land beſetzen ſolle. Die Königin, welche jetzt von allen dieſen Verhältniſſen genau unterrichtet war, durchweinte manche Nacht, während der Landmann in ſeiner Hütte ruhig ſchlief. Sie ſah es deutlich ein, daß Napoleon eine Gelegenheit ſuche, wieder eine Armee in die Gränzen Preußens zu führen, und daß dann der Thron der Hohenzollern in ſeinen Grundpfeilern erſchüttert ſein würde. An ihrem Geburtstage, welcher ſehr feierlich begangen wurde, war die Bedrängniß faſt am größten, und ſie hatte viel Mühe, eine Freudigkeit zu zeigen, welche der äußere Anſtand erforderte. Doch konnte ſie nicht ganz es unterdrücken, die dunkle Ahndung, welche ſie beängſtigte, anzudeuten, und ſie

ſagte mitten unter der Feier des Tages zu ihrer Umgebung: „ich denke, es wird wohl das letztemal ſein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere.“

Zu Ende des Winters erkrankte die Königin an einem ſtarken Huſten, der mit einem Fieber verbunden war, welches ſie, das Bette zu hüten, nöthigte. Kaum halb geneſen, beſchäftigte ſie ſich beſonders mit den Verhältniſſen des Kronprinzen und der Prinzeß Charlotte, welche jetzt in das größere Leben hinauszutreten im Begriff ſtanden. Sie war immer die zärtlichſte Mutter geweſen, allein nie mehr mit einem regern, wahrhaft rührenden Eifer, als eben jetzt. — Als der Frühling erſchien, beſſerte ſich die Geſundheit der Königin, und zu Ende April ging ſie nach Potsdam, wo der König ſchon ſeit einiger Zeit ſich befand. Ehe ſie nach Potsdam abreiſete, empfing ſie am Oſterfeſt in der Nicolaikirche aus den Händen ihres Beichtigers, des Probſtes Ribbeck, das heilige Abendmahl, und in halber Verklärung, eine Heilige, ſchien ſie unter der andächtigen, frommen Menge zu wandeln. — In Potsdam ſchienen die Geſundheitsumſtände der Königin ſich ſehr zu beſſern, und der ganze Hof nahm den herzlichſten, ungeheucheltſten Antheil daran. —

Der ſehnlichſte Wunſch der Königin ging jetzt dahin, ihren Vater, den ſie unausſprechlich liebte, in Strelitz zu beſuchen. So lange ſie dem preußiſchen Monarchen vermählt war, hatte ſie, wie ſie ſich ausdrückte, nur einmal unter dem väterlichen Dach geſchlafen. Jetzt war ein Augenblick der Ruhe, wo ihr dieſer fromme, kindliche Wunſch gewährt werden konnte. Nie hat man die Monarchin ſo rein vergnügt geſehn, als in den letzten Tagen vor ihrer Abreiſe nach Strelitz. Am 25ſten Junius, bei guter Frühe, reiſete ſie von Charlot-

tenburg mit einem sehr einfachen Gefolge ab, und ging über Oranienburg nach Fürstenberg, dem ersten Gränzort von Meklenburg-Strelitz. Auffallend war es, daß die Heiterkeit der Königin in einen trüben Ernst überging, als sie die Gränze ihres Vaterlandes erreichte. — In Fürstenberg überraschte sie ihr Vater, der regierende Herzog, ihre jüngste Schwester und ihre beiden Brüder, mit einem Empfang, den sie hier noch nicht erwartet hatte. Sie riß selbst den Wagen auf, und sank mit den Worten: „ach! mein Vater!“ weinend in die Arme des Herzogs. — Gegen fünf Uhr Nachmittages kam die Königin in einem offnen Wagen, neben ihrem Vater sitzend, in Strelitz an; der alte, würdige Herzog saß mit entblößtem Haupt neben seiner herrlichen Tochter, und ihr gegenüber saßen in dem Wagen ihre drei herzlich geliebten Geschwister. Am Thor der Stadt empfing sie der Magistrat, und nur langsam konnte der Wagen nach dem Schloß hin sich begeben, denn die anströmende Menge war zu groß. Nicht in befohlnem Jubel äußerte sich die Freude der Bürger; in stiller Feier, mit Thränen kindlicher Freude blickten die Guten zu Luisen hin, und mit Thränen in den Freudeglänzenden Augen dankte sie den Guten, welche in ihrer Kindheit sie gekannt hatten. — An der Schloßtreppe stand der Königin Großmutter, die Pflegerin ihrer Jugend, die würdigste Matrone ihrer Zeit, und Luise sprang aus dem Wagen, und schloß mit heißen Thränen des edelsten Gefühls die lange Ersehnte in ihre Arme. — Ihrem Wunsch gemäß brachte sie ganz allein in dem Kreise ihrer Familie die erste Zeit, welche ihr für den Aufenthalt in dem väterlichen Hause vergönnt war, zu.

Am 27sten Junius konnte, des Etiquetts wegen,

eine große Cour nicht vermieden werden. Die Monarchin erschien hier mit einer Hoheit, mit einer Würde, in einer Verklärung, wovon jeder, der sie sah, bezaubert, zu stummer Bewunderung unwillkührlich hingerissen wurde. Eine Augenzeugin erzählt hiervon, daß sie nach aufgehobner Tafel in der Nähe der Königin gewesen, und daß man ihren Perlenschmuck bewundert habe. „Ich liebe sie auch sehr," sagte Luise, „und habe sie zurück behalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich, denn Perlen bedeuten Thränen, *) und ich habe deren so viele vergossen!" Dann wies sie auf das Medaillon des Königs, ihres Gemahls, und fuhr fort: „es ist das ähnlichste, das ich besitze, und es verläßt mich nie!"

Am folgenden Tage, am 28sten Junius, kam der König, ihr Gemahl, und wurde mit unaussprechlich freudiger Rührung von ihr empfangen. Laut und mehrmals äußerte sie die Freude, wie glücklich sie sich fühle, in dem Hause ihres Vaters, als Tochter vom Hause, ihren Gemahl empfangen und bewirthen zu können. Ihren Bruder umarmte sie nachher in hochfreudigem Gefühl, und flüsterte ihm zu: „lieber George! nun erst bin ich ganz glücklich!" An dem offnen Schreibtisch ihres Vaters setzte sie sich nieder, und schrieb — auszusprechen vermogte sie nicht, was sie jetzt empfand —

„Mon cher père! Je suis bien heureuse aujourd'hui, comme Votre fille, et comme l'épouse du mellieur des époux! Neu-Strelitz, ce 28. Juin 1810. Louise."

*) Worte des Graf Appiani in Emilie Galotti.

Dieses sind die letzten, von der unvergeßlichen Fürstin niedergeschriebenen Worte, und als solche verdienten sie einer Erwähnung. — Am 28sten gegen Abend verließ der Hof die Stadt, und begab sich nach dem Lustschloß Hohenzieritz, weil der König wünschte, die kurze Zeit, welche er für den Aufenthalt bei seinem Schwiegervater bestimmt hatte, auf dem Lande zubringen zu dürfen. — Vorher hatte der Herzog das Schloß und dessen Umgebungen dem König von Preußen gezeigt, und Luise fühlte sich unaussprechlich glücklich, bei dieser Gelegenheit einigen Werth ihrer angebornen Würde andeuten zu dürfen. Das Geschlecht der Frauen hat kleine Eitelkeiten, worauf es einen besondern Werth legt, und so war es auch der Monarchin nicht zu verargen, daß sie alle Herrlichkeiten des Paradieses ihrer unbefangenen Jugend dem Gemahl zu zeigen wünschte. — Schon am 29sten befand sich die Königin nicht wohl; Kopfschmerzen und starke Beklemmungen quälten sie, und nach der Mittagstafel war sie genöthigt, sich in ihre Zimmer zurück zu ziehen. Doch ermannte sie sich wieder, und erschien im Garten bei dem Theetisch; ach! es war ihr letzter Genuß der freien Luft. Sehr früh mußte sie sich niederlegen, immer noch des festen Vorsatzes, am folgenden Morgen ihren Gemahl nach Reinsberg zu begleiten. Allein sie erwachte am folgenden Morgen mit einem Husten und heftigen Fieber, und der Leibarzt des Herzogs, Hofrath Hieronymi, welcher schnell herbeigeholt wurde, erklärte, daß die Königin, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen, nicht reisen dürfe. Nun blieb auch der König noch bis zum dritten Julius, wo der Zustand der Königin sich zu bessern schien. Er schied mit der Ueberzeugung, daß er nach einigen Tagen seine genesene Gemahlin wieder

werde abholen können. Die Krankheit schien auch im Lauf dieser Woche abzunehmen, denn das Fieber nahm ab, und der Husten ließ nach. Eine ungewöhnliche Mattigkeit war indeß eingetreten, welche besonders beim Aufstehn und bei dem Wechseln des Lagers bemerkbar wurde. Auch schien der Geist der Königin jenen trüben Ernst, jene Resignation angenommen zu haben, welche gewöhnlich Vorbedeutungen des herannahenden Todes sind. — Ihre Zimmer waren sehr heiß, da sie gegen Mittag lagen; ihr greiser Vater trat ihr die seinigen im untern Geschoß ab, und sie bestieg des Vaters Lager, um es nimmer wieder zu verlassen.

Am eilften Tage der Krankheit zeigte sich die Ursach des heftigen Brustfiebers. Ein Geschwür in der Lunge öffnete sich, und die Entladung war leicht. Der König hatte unterdeß auch den Geheimerath Heim nach Hohenzieritz gesandt, und dieser kam mit der erfreulichen Nachricht nach Berlin zurück, daß die Kranke gerettet sei, wenn nicht mehrere Geschwüre vorhanden wären. Der Leibarzt der Königin, Staatsrath Hufeland war in dieser Zeit zu dem damaligen König von Holland berufen, und hatte seine Reise dorthin angetreten; — an dessen Stelle war Heim erschienen, der, über den Character der Krankheit mit dem Hofrath Hieronymi vollständig einverstanden, einen Aderlaß verordnete, welcher einige Linderung zu verschaffen schien.

Die Königin erhielt in diesen Tagen einen Brief von ihrer ältesten Tochter, der Prinzessin Charlotte. Dieser Brief war an dem Geburtstage der Prinzessin geschrieben, und so herzlich und kindlich, daß die Königin, welche sich den Brief vorlesen ließ, zu sehr gerührt wurde. Der Brief war vom 13ten Julius datirt, und die Prinzessin von Solms, Schwester der

Königin, las den Brief vor. Es mußte bei dem Vorlesen abgebrochen werden, und die gute, zärtliche Mutter hat den Inhalt nicht ganz vernommen.

Gegen Ende der Woche schien die Königin eine Wiederherstellung erwarten zu dürfen; Schlaf, Eßlust und heitere Laune, diese treuen Begleiter der Regsamkeit des Lebens, fanden sich wieder ein. Wohl fühlte aber die Königin, daß sie sobald nicht wieder die Reise nach Charlottenburg würde antreten können. Die Prinzessin Wilhelm, welche nach Wisbaden gereiset war, und nach dem Gebrauch der Bäder ihre Eltern in Homburg besuchen wollte, hatte versprochen gehabt, zu dem Geburtstage des Königs, den 3ten August wieder in Berlin zu sein. Da nun Luise wohl voraussah, daß dieser Geburtstag nicht feierlich begangen werden dürfte, so ließ sie an den Prinz Ludwig von Homburg, der sich in Berlin befand, schreiben, daß er seine Schwester von dem Krankheitszustande der Königin, und von der dadurch veranlaßten Störung des Festes unterrichten möchte. —

Um diese Zeit kam auch die Nachricht von der Abdankung des Königs Ludwig von Holland an, und dieses neue Zeichen der Zeit bekümmerte die Königin sehr. Die Nachrichten von den Unruhen in Schweden, von der Ermordung des Grafen Fersen, machten großen Eindruck auf dieses allzureitzbare Gemüth, und als sie sich vorlesen ließ, wie bei dem Feste, welches der Fürst Schwarzenberg in Paris gab, und welches durch eine Feuersbrunst so grauenhaft gestört war, die Fürstin Pauline Schwarzenberg, welche die Königin früherhin genau gekannt hatte, einen so schmerzhaften, schweren Tod gestorben war, da weinte sie heiße Thränen.

Am Montag Morgen, um acht Uhr wurde die

Kranke von den schrecklichsten Brustkrämpfen befallen, und diese ließen erst um ein Uhr nach. Der herzogliche Leibarzt, Hieronymi, erklärte nun, daß die Königin nicht allein in diesen schweren Stunden in steter Todesgefahr gewesen sei, sondern er gab auch für die Folge alle Hoffnung auf, indem er diese Brustkrämpfe für die Folgen eines organischen Fehlers im Herzen erklärte. Er hielt es für seine Pflicht, den Herzog hiervon zu unterrichten. Der greise, ehrwürdige Mann wurde von der Nachricht, daß er seine geliebteste Tochter, seine Freude, seinen Stolz verlieren solle, tief erschüttert, doch faßte er sich mit jener Ruhe, welche dem Alter eigen ist. Dem Könige wurden Courire zugesandt, die freilich nicht die volle Wahrheit hinterbrachten, und die geschicktesten Aerzte von Berlin eilten nach Hohenzieritz. Doch, was vermag menschliche Kunst, wenn der Himmel in seinen unwandelbaren Beschließungen das Ziel gesteckt hat! —

Die Königin schien in dieser Zeit die Todesgefahr noch nicht deutlich zu ahnen. Sie erhielt einen Brief von ihrem Gemahl, und ihre Freude darüber war so groß, daß sie ihn auf ihrem Herzen verwahrte, und sagte: ach! welch' ein Brief! Wie glücklich ist, wer solche Briefe erhält!" Der König hatte erst den Freitag kommen zu wollen, bestimmt gehabt; mit unbeschreiblicher Freude empfing sie die Nachricht, daß er noch früher kommen werde. In dieser Zeit klagte die Kranke nur immer über eine große Mattigkeit und über Mangel an Luft. „Schmerzen fühle ich nicht," sagte sie, „aber so ein Aufhören des Seins!"

Am Mittwoch Abend schien die Besorgniß, daß ihre letzte Stunde gekommen sei, zuerst die Königin zu ergreifen. Sie hatte lange vor sich hin in stillem Nach-

denken gelegen, und sagte dann zu Heim, der vor ihrem Bette saß, in dem sie die matte Hand emporhob: „Wenn ich dem König sterben sollte, und meinen Kindern!" Der Arzt tröstete und beruhigte, sie aber bewegte den Kopf leise und schwieg. — Die Nacht fing ruhig an. Die ganze herzogliche Familie war wach geblieben, nur den greisen Vater hatte man dahin vermocht, daß er sich einige Stunden Ruhe gönne. Gegen drei Uhr Morgens stellten sich die Krämpfe wieder ein. Der Herzog wurde geweckt, und empfing von den Aerzten die Nachricht, daß die Stunde der Entscheidung nahe, daß seine Tochter, seine Freude, der Stolz des ganzen Nordens von Deutschland bald nicht mehr unter den Lebenden sein werde. Betend sagte der Greis: „Herr, deine Wege sind nicht unsere Wege!" — Um vier Uhr Morgens am 19ten Julius, kam der König an. Erst unterweges hatte man das Unvermeidbare ihm gesagt. Welche herzzerreißende Scene, als der König mit seinen beiden ältesten Söhnen an das Sterbelager trat! Die aufgehende Sonne beleuchtete das Zimmer — o! hätte sie an diesem schweren Tage in den dichtesten Nebelflor sich gehüllt! — Die Kranke war tief gerührt, ihren Gemahl, und ihre ältesten Söhne wieder zu sehen; den Monarchen überwältigte der Schmerz, und er entfernte sich. Die Königin bemerkte es, und sagte in sehr rührendem Ton: „der König scheint Abschied von mir nehmen zu wollen; sagt ihm, er solle das nicht thun, denn sonst sterbe ich gleich!" — Der schwer gebeugte Fürst nahm nun seine ganze Fassung zusammen, und tröstete seine Gattin, und wollte ihr Hoffnung geben. In reiner Verklärung blickte sie dabei jen Himmel, als wenn sie sagen wollte, dort oben erwartet dich deine getreue Luise! — Tief im Innern

aber war der König von dem schwersten Schmerz überwältigt, und es gab Augenblicke, wo er beinahe mit seinem Schicksal gezürnt hätte. Die würdigste der Matronen, die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, wollte den König trösten, und wies darauf hin, daß noch Athem da sei, und daß bei Gottes Allmacht nichts unmöglich wär. „Ach!" sagte der König darauf im tiefsten Schmerz, im vollen Gefühl aller der Leiden, welche er schon erduldet hatte, „wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, so stirbt sie gewiß!"

Die schwere, ernste Stunde der Entscheidung erschien. Die ganze Familie war in den Zimmern versammelt. Der König hielt die rechte Hand, die Schwester der Kranken, die Prinzessin Solms, hielt, auf der andern Seite kniend, die Linke; die Aerzte Heim, Hieronymi und Görike waren zugegen. Jetzt beklagte sich die Königin über Mangel an Luft, und Hieronymi rieth ihr, die Armee höher zu legen. „Das kann ich nicht!" brachte sie schwer hervor, und die Aerzte kamen zu Hülfe. Nur wenige Augenblicke blieb sie in dieser Lage, dann ließ sie die Arme wieder fallen, und sagte: „auch das hilft nicht; für mich ist nur Ruhe im Tode!" — Die Aerzte ließen sie gewähren, um das absterbende Leben nicht noch länger zu quälen, und kurze Zeit darauf rief die Königin, — es waren die letzten Worte aus dem Munde der schon auf Erden Verklärten: — „Herr Jesus! mach es kurz!" Noch einmal athmete sie auf, und auf den Fittigen der Engelsliebe wurde der Geist des Engels hinauf geführt zu den Räumen des ewigen Lichtes! Es war neun Uhr Morgens; ein trüber, schwerer Tag brütete über der Erde. Sanft war ihr Verscheiden, und die Himmelsmilde,

welche schon im Leben die Glorie dieses frommen Gesich tes gewesen war, hatte auch der Krampf des schweren irdischen Todes nicht zu bannen vermogt. Eine ver klärte Himmelsbraut wurde die Entseelte betrachtet, hol im Leben, hold im Sterben! — Der König, der Ge mahl eines holden Wesens, welches schon auf Erden ätherisch zu sein schien, war im schwersten aller schmerz lichen Gefühle hingesunken; doch, er ermannte sich bald küßte noch einmal den schönen Mund, der ihm die Blüthe des Lebens gewesen war, und drückte die Augen zu, diese Augen, welche sein tröstender, beruhigender Stern in den gewittervollen Nächten gewesen waren. Wer mag den Schmerz des Königs beschreiben, der mit seiner Gemahlin alles das verlohr, was das Leben verschönert, was die Nothwendigkeit mit der Liebe ver bindet, und so die schöne Gestaltung der Beglückung erzeugt! — Bald raffte der König sich auf, holte seine beiden Prinzen, und führte sie an das Lager der ermü deten Pilgerin, welche zu höhern Regionen jetzt abge fordert war; sie warfen sich an dem Todtenbette nieder, und weinten laut. In stummen, schweren Schmerz versunken, stand der König da, abgerissen von allem, was ihm Freude in sein schweres, ernstes Leben gebracht hatte.

Als er seinem Schwiegervater, dem regierenden Herzog wieder entgegen kam, fielen beide sich in die Arme, und hielten sich lange umfaßt. Worte wurden nicht gesprochen; doch die Thränen waren eine bessere Hekatombe, als pomphafte Worte hätten sein mögen.

Eine Stunde, nachdem die Königin verschieden war, kam ihre älteste, geliebteste Tochter, die Prin zessin Charlotte, und der Prinz Carl an. Der König empfing sie, und führte seine Kinder zu der Leiche, in

stummen, schweren Schmerz versunken. Den Kronprinz besonders führte der König an das Sterbebette der Edelsten der Frauen, und seine Kinder, die theuren Pfänder einer Liebe, wie sie auf Thronen nimmer wieder erstehn wird, stets um sich zu haben, das war seine einzige Tröstung in dieser schweren, schmerzerfüllten Zeit.

Nachmittages kamen die Schwestern des Königs, die Prinzessinnen von Oranien und von Hessen, welche nicht mit fürstlicher, sondern mit rein menschlicher Freundschaft die Verewigte verehrt hatten. — Eine solche Schwester finden wir nie wieder! — riefen sie aus einem Munde, als das Gesicht der Hingeschiedenen, schön noch im Tode, über welches der Todesengel sanft hinüber gegangen war, ihnen die frommen Züge höherer Verklärung kund that.

Am folgenden Morgen wurde, mit Bewilligung des Königs, die Section des hohen Leichnams durch Hieronymi, Heim und Göreke bewirkt. Die Deutung des Hofrath Hieronymi rechtfertigte sich hierdurch, denn es fand sich, daß polypenartige Gewächse dieses große, edle Herz umklammert hatten, und, den Namen des Erlösers auf den Lippen, war die große Dulderin an gebrochnem Herzen gestorben. — Wir führen dieses an, um ein Gericht zu widerlegen, welches nach dem schnellen unerwarteten Tode der Königin dahin verbreitet wurde, daß sie, die erklärte Feindin der französischen Politik, durch Gift gestorben sei. Wenn auch andere, bewährte Aerzte, welche von dem Sectionsbericht sich Kenntniß verschafft hatten, dem Polypen am Herzen nicht so recht trauen wollten, so muß man deren Deutungen übergehen, und darf man historisch annehmen,

daß Luise von der Natur, von den Gewaltigen, der über die Natur gebietet, abgefordert wurde.

Am zwanzigsten Julius, Nachmittages verließ der König mit seiner Familie Hohenzieritz, um sich nach Berlin zurück zu begeben. Mit thränendem Blick gehen wir über die Scenen des Abschiedes hinweg. Nie vielleicht ist unter edlen Fürsten ein Abschied herzlicher und rührender gewesen, als jener, wovon schon geredet worden. Man hätte dem König von Preußen zurufen mögen, was Schiller in seinem Wallenstein über Resignation sagt:

Das Schöne ist hinweg aus meinem Leben; —
Das kommt nicht wieder! —

Am fünf und zwanzigsten Julius wurden die irdischen Reste der königlichen Frau in einem einfach-schweren Trauerzuge der preußischen Gränze zugeführt, und hier an der Gränze in Tannenwalde von einer preußischen Escorte in Empfang genommen. Der jüngste Bruder der Verewigten, der Prinz Carl, begleitete die hohe Leiche nach Berlin. Hier wurde der Leichenwagen mit stiller Trauer empfangen, und bald darauf in der Domkirche einstweilen beigesetzt. Der König und seine ganze Familie begleiteten diesen schmerzerweckenden Zug.

Der liebste Aufenthalt der Königin war immer Charlottenburg gewesen, und hier seiner Gemahlin eine Ruhestätte, welche den fernen Jahrhunderten noch die Trauer und die Liebe der Hinterbliebenen bekunde, zu errichten, war Friedrich Wilhelms einziger, sehnlichster Wunsch. Den frommen Wunsch des Königs zu erfüllen, erbot sich ein jeder, und in kurzer Zeit war im Garten von Charlottenburg das Gebäude aufgeführt, welches die Reste der hochbegabten Fürstin verwahren

sollte. Am drei und zwanzigsten December, gerade an dem Tage, wo vor siebzehn Jahren die holde Braut in Berlin eingezogen war, und wo vor einem Jahr die Monarchin nach langer Trennung ihre Residenz wieder gesehn hatte, wurde der Sarg mit den Resten, welche an die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens schwer erinnern, mit den Resten, deren Betrachtung und Beachtung gegen die hohen Gewalten des Himmels uns erzürnen könnten, mit den Resten, welche mehr als irgend etwas an die Hinfälligkeit der menschlichen Natur und an den eitlen Pomp irdischer Größe, an das Unvereinbare der Erde mit dem Himmel mahnten, — in Charlottenburg zur Ruhe bestattet.

Geschlechter der Menschen gehen vorüber, wie der Nachtwind an der Klippe des Gebirges; die Erinnerung an Luise von Preußen aber wird nimmer vorüber gehn, so lange die Geschichte eine Erinnerung hat. Palläste stürzen ein, und auf den Trümmern wächst Moos, und über sie hin brauset der Nordwind; doch, die Stätte, wo Luisens Gebeine ruhn, wird auch der fernste Enkel noch ehren und schätzen, und in den Legenden der Zukunft wird sie als ein Muster, als ein hohes Vorbild deutschen Frauenadels gerühmt und besungen werden.

Die Königin schrieb einst in dem sichern Gefühl ihres Werthes:

„Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nen-

nen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel, und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt, und endlich sie errungen haben."

In dieser einzigen Aeußerung liegt das ganze Wesen der Königin offen da. Sie war ein Muster der Sanftmuth und Duldung, das Glück konnte sie nicht übermüthig machen, Unglück konnte sie nur ermuthigen, ein Vertraun auf Gott und ihr reiner Frauenadel war ihr sicherer Geleitstern, Liebe athmete ihr ganzes Wesen, ihre Kinder hatten an ihr eine Mutter, wie sie in Hütten selten, in Pallästen nimmer wieder gefunden wird.

Die Monarchin war vielleicht die schönste, gewiß aber die einnehmendste Frau ihres Jahrhunderts. Eine große, edle Gestalt, Ebenmaaß in allen Verhältnissen, ein sehr feines Gesicht, welches von großen, dunkelblauen Augen beleuchtet wurde, ein reicher Haarwuchs, eine Freiheit und ansprechende Naivetät in allen Bewegungen, und dazu eine Sprache, so melodisch, so bezaubernd, daß, wer nur einmal Worte von ihr vernommen hatte, nach Jahren noch mit Freuden an die süße Melodie dieses Einklanges sich erinnerte. Keine Frau wußte vielleicht jemals weibliche Grazie, Freiheit und Gewandtheit so mit dem Anstand und mit der Würde der Frauen, der Monarchin zu verbinden, als die Königin Luise. Sie verstand die große Kunst, in den Zwang der Verhältnisse, des Ranges, eine Natur zu

bringen, welche einen jeden bezaubern mußte, ohne ihn außer die Gränzen des Verhältnisses zu bringen. — Sie war die treuste, herzlichste, sanfteste Gattin, die zärtlichste Mutter, und ganz entfernt von allem Stolz, welcher auf einer so glänzenden Höhe leicht eigenthümlich werden kann, vergaß sie doch nie, ihren Rang, ihre Würde da zu behaupten, wo es nöthig war. Sie liebte die Unterhaltung, sie sprach gern, und wußte mit der ihr eigenthümlichen freundlichen Herablassung überall einen freien Wechsel der Rede herbeizuführen, so daß auch der geringste ihrer Unterthanen ein kindliches Vertraun zu ihr fassen mußte. Sie wußte so ganz eigentlich, der Brust des Dritten das bange Wort zu entlocken, und man fühlte sich größer, höher in ihrer Nähe. So herzlich, liebevoll und zwanglos ihr Umgang mit dem König war, eben so war sie ihrem Hofstaat mehr Freundin als gebietende Monarchin. Ihre würdige Oberhofmeisterin von Voß, betrachtete sie ganz wie ihre zweite Mutter, wie ihre Aya. — Es ist leicht zu erachten, daß ein solches Herz von den sanftern Gefühlen der Menschenliebe leicht und stark ergriffen werden muß. Die Wohlthätigkeit hätte die Fürstin bis zur Verschwendung üben können, wenn es übrigens in diesen Tugenden eine Verschwendung giebt. Die Luisenstiftung, der Königin eignes, schönes Werk, ist ein dauerndes Denkmal ihres edlen Bestrebens, die Menschheit einer bessern Vollendung entgegen zu bringen. — Es ist bekannt, daß die Monarchin sehr fromm war, diese Frömmigkeit war aber nicht jene pomphafte Ziererei, welche Aufsehn erregen soll; sie war der reine Trieb des reinen Herzens, die Folge der vollen Ueberzeugung, daß ohne Religion nichts Großes und Gutes gedeihen mag. Die große Toleranz der Königin beweiset dabei auch ihre große Aufklärung, ihre hohe Bildung. —

Musik, Lectüre, und früherhin Tanz, waren ihre Lieblingsvergnügungen. Die Königin hatte überall einen sehr feinen Geschmack, nicht allein in der Wahl ihrer Kleidung, welche nie überladen, aber stets ausgesucht und passend war, sondern besonders auch in der Anordnung der Zimmer, des ganzen Hauswesens, und selbst der Hoffeste, wenn dergleichen veranstaltet wurden. — Die schönen Stickereien von der Hand der Königin sind ein heiliges Angedenken, und überall, wo sie anordnete, sieht man noch jetzt, daß sie den edlen, großen, freien Styl richtig aufgefaßt und sich eigen gemacht hatte.

Wenn es erlaubt wäre, gegen die Fügungen des Himmels ein Wort zu sagen, so müßte man zürnen, daß Luise von Preußen gerade da dem deutschen Lande entzogen werden mußte, als dasselbe sich ermannen wollte, die schmählichen Ketten abzuschütteln, daß die Leipziger Schlacht, daß die Schlacht von Belle-Alliance sie nicht erlebte, sie, die hochherzige Deutsche, sie, die edelste Tochter des deutschen Vaterlandes! In welcher Glorie der Freude, des Triumphes würde Luise jetzt auftreten, jetzt, wo Preußen ein Palladium der Deutschheit geworden ist! Der Himmel verzeihe unsere Klage über den allzufrühen Verlust des edelsten Stolzes einer ganzen, großen Nation!

III.

Theodor Körner.

Drum ſoll der Dichter mit dem König gehen,
Denn beide wohnen auf der Menſchheit Höhen!

Schiller.

Theodor Körner.

Wir finden häufig, daß den größten Dichtertalenten ein kurzes Lebensziel gesteckt wurde; daß diese Meteore gerade dann hinüber gingen in die Gefilde des ewigen Lichts, wenn der Lichtstrahl, der dem Auserkohrnen hienieden gegeben wurde, den magischen Schein um die flach-alltäglichen Gestalten des prosaischen Lebens zu verbreiten, im hellsten Auflodern war, wenn die Helden der Idee sich der schwerfälligen Form endlich ganz entwunden hatten, und man rein poetische Werke von ihnen erwarten durfte. Michaelis, Hölty, Alxinger, Sonnenberg und mehrere andere sind die Beweise davon. Vielleicht liegt es in der Hinfälligkeit der menschlichen Natur, daß ein solcher Geist, aus feinerm Stoff gewoben, das Haus des Lebens schneller zerstören muß; vielleicht aber zürnt auch der Weltgeist, wenn ein kühner Sterblicher die Natur in ihrer geheimsten Werkstätte belauschen will, wenn er, ein zweiter Prometheus,

den Sterblichen ein Lied der Ewigkeit zu singen versucht, und der Weltgeist zerstört das Geschöpf, welches selbst Schöpfer sein wollte. — Letztere Deutung ist bei Theodor Körner weniger gewagt, da er im blühenden Jugendleben fiel, nicht eine Beute des trägen Ganges irdischer Auflösung, sondern hingerissen in das eiserne Schlachtfeld.

Schillers riesenhafter Genius hatte den Anstrengungen, Ermüdungen und Sorgen des irdischen Lebens erliegen müssen, und ganz Deutschland trauerte tief, den ersten Stolz seiner Dichter verloren zu haben. Denn unter allen großen Lichtern war er doch der Einzige, der mit unwiderstehlicher Gewalt einen jeden zu seinen großen Gestalten mit hinriß, und der Erste vielleicht, dessen Werke, frei von aller Methodie, bei allen Nationen auch in der spätesten Nachwelt Bewunderung gewinnen werden. Wenn es wahr ist, daß die Dichter der Zeit, besonders die Theaterdichter, einen bedeutenden Einfluß auf die Zeit selbst und deren Vorschritte haben, so wird wohl niemand in Abrede stellen mögen, daß die Heldenreihen, welche Schiller in seinen Werken aufstellt, und die er in dem Zaubergewande hoher, täuschender poetischer Wahrheit erscheinen läßt, viel dazu beitrugen, die deutschen Völker von neuem für das Große, für die Nationalehre erglühen zu machen. An Schillers Grabe sah sich Deutschland umsonst nach einem Genius um, der ihn ganz in dem, was er war, ersetzte. Ein Phönix schien aus der Asche wieder zu erstehn, als Theodor Körner den Gewinn seiner Muse offenkundig darlegte, und die größten Hoffnungen und Erwartungen der Aufmerksamen begleiteten das Vorschreiten seiner Ausbildung. Auch bei ihm schritt der hohe, rein-poetische Sinn bald über die Formen hinweg, an welchen Gei-

ster geringern Gehalts gewöhnlich schnell erlahmen, und seine große Genialität bekundete sich immer mehr. Dieses betrachtend, kann man mit Ramler, in seiner Ode „an das Geschütz" ausrufen:

O! du! dem glühend Eisen, donnernd Feuer
Aus offnem Aetnaschlunde flammt,
Den frommen Dichter zu zerschmettern,
Ungeheu'r! das aus der Hölle stammt!
Wer einst aus der Dolopen rauhem Schwarme
Dich an das Tageslicht geschafft,
Hat ohne Scheu auch seine Mutter, Tochter,
Frohlockend umgebracht!

Carl Theodor Körner ist am 23sten September 1791 in Dresden geboren; sein Vater war damals churſächsischer Appellationsrath, und seine Mutter ist die Tochter eines Kupferstechers, Stock, zu Leipzig, eines Mannes, der den Namen „Künstler" verdiente. — Man findet es häufig, daß die wirklich dauernd-großen Köpfe in den Zeiten der Entwickelung kaum eine Ahndung davon geben, was die immer schaffende Natur in ihnen zu vollem Gehalt verarbeitet, und so gehörte denn auch Theodor Körner nicht zu jenen Treibhauspflanzen, die nur im Winter der Frühreife gerühmt werden, und die in Nichts verschwinden, wenn die wahre, hohe Gottessonne, die Allerwärmende, dem ganzen Erdkreis von neuem Kraft und Bewegung giebt.

Dresden darf sich rühmen, in seinen Umgebungen

alles das zu vereinen, was den Aufenthalt daselbst wünschenswerth für den Freund der Natur macht, dem Strom, Felsen, verfallne Burgen, Bäche, Auen, Weingärten mit ihrem lustigen Gemenge, Kornfelder und Wiesen im Grunde der Elbe, einen angenehmen Aufenthalt gewähren, wen Naturschönheiten überhaupt noch zu begeistern vermögen. Das alles stimmt ein poetisches Gemüth hier, wo die Stelle die Gemüthlichkeit giebt, schneller zu der Klarheit des dichterischen Schwunges, des hohen Berufs, als das bei dem Lustwandeln zwischen den bloßen Kornfeldern der Fall sein kann. — Jene herrlichen Gegenden waren die erste Veranlassung, und gaben die erste Stimmung dafür, daß bei Theodor Körner, das Urgefühl, welches im Innern mahnte, schnell zu Tage gefördert wurde. Er würde vielleicht nicht so schnell die unbezeichneten Töne des Gesanges zur Klarheit gebracht haben, oder das schnell hinzutretende, rohe Leben hätte den Götterfunken gänzlich erstickt, wenn er die ersten Zeiten seiner Jugend in jenen Sandsteppen der Mark, in der ermüdenden Eintönigkeit der Lüneburger Gegend, oder in einer beschränkten, flachen Korngegend verlebt gehabt.

Durch jene Kränklichkeit, welche in der Regel in frühern Jahren den Körper befällt, in dem ein großer Geist hauset, wurde es nothwendig, den Knaben in den frühern, in den Anfangsjahren geistiger Bildung frei in der Luft herumschwärmen zu lassen, damit der Geist der Körperbildung nicht voran eile. Er war daher im Sommer mehrentheils in einem Garten unter seinen Spielgenossen, oder auf einem am Ufer der Elbe belegenen, seinen Eltern gehörenden Weinberge. — Wer den Thalgrund zwischen Dresden und Meißen kennt, der wird sich davon überzeugen, daß der Aufenthalt auf

einem dieser Nebenhügel nichts Geringes dazu beitrug, dem poetischen Sinn des zum Gesang Berufenen, Stoff und Nahrung zu geben. — Schon in diesen frühesten Jahren nahm man an ihm ein feinfühlendes Herz, eine große Gemüthlichkeit, eine treue Anhänglichkeit an diejenigen, welche er lieb gewonnen hatte, und besonders auch noch eine große Festigkeit des Willens wahr, welche jedoch nie in Starrköpfigkeit ausartete. Dabei liebte und suchte er das Abentheuerliche, das Romaneske, und seine Angehörigen befürchteten nicht ohne Grund, daß wenn die Erziehung nicht sehr behutsam sei, dieser feurige Geist die gewöhnlichen Gränzen und Formen leicht überspringen werde.

Jenes richtige Verfahren, den Körper über dem Geist nicht zu vernachlässigen, bewirkte es, daß mehrere Regsamkeit in die Entwicklung seiner geistigen Anlagen kam. Es hielt für den Lehrer schwer, Körners Aufmerksamkeit zu fesseln; allein, war dieses geschehen, und hatte Körner Interesse für die Sache, welche ihm vorgetragen war, gefaßt, so setzte er bald durch seine Fragen den Lehrer in Verlegenheit. Das Studium der Geschichte und Naturkunde gehörte zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, und wenn wir auch hierin den gebornen Dichter nicht verkennen, so werden die Psychologen es doch unbegreiflich finden, daß ein so rein poetischer Geist, als Theodor Körner sich nachher zeigte, auch in den mathematischen Wissenschaften sich vergnügte, und darin eine bedeutende Auszeichnung erwarb. —

Als sein Körper mehrere Festigkeit erhielt, wurde nichts versäumt, diesem Aeußern leichte Bewegung und Gewandtheit zu geben. Theodor Körner galt in den Jahren, wo der Jüngling die Knabenspiele zurücklegt, für einen raschen Tänzer, für einen dreisten Reiter, für

einen guten Schwimmer, und besonders für einen guten Fechter. Seine äußeren Sinne waren fürtrefflich, und bei seiner Erziehung wurde für deren Uebung fleißig gesorgt. Feinere Drechslerarbeit war ihm eine angenehme Beschäftigung in den Zwischenzeiten; seine Zeichnungen verriethen den freien Sinn. Mehr noch entwickelte sich bei ihm jetzt das Talent für Musik. Auf der Violine fing er zunächst an, Fortschritte zu machen, auf einem Instrument, welches am ersten dazu geeignet ist, den allgemeinen Ton anzugeben und zu bestimmen, das musikalische Gehör rein zu erhalten. Späterhin war die Guitarre sein Lieblings-Instrument, und mit den spanischen, italienischen und französischen Nationalgesängen machte er sich vertraut. Sein Saiteninstrument gab ihm den Ton an, das innere Gefühl in Wort und Reim wieder zu geben, und es glückten ihm in dieser Zeit manche Gedichte, welche in der Sammlung seiner Poesien aufgenommen und werth des Gesanges sind.

Es scheint wohl unleugbar zu sein, da eine vielfältige Erfahrung es bestätigt, daß die äußern Umgebungen in der wichtigen Lebensperiode, wo das junge Gemüth sich zuerst entwickeln, und die Lebensverhältnisse wählen und auffassen soll, von dem bedeutendsten Einfluß sind, und Theodor Körner würde vielleicht nicht so schnell, so reich und so glücklich die Blüthen seines Geistes entfaltet haben, wäre er nicht in Dresden gewesen, einem Ort, dessen entzückende Schöne nur der ganz umfaßt, der auf der dortigen Elbbrücke den Sonnenuntergang über den böhmischen Gebirgen angestaunt hat, der die sächsische Schweitz, ohnfern Dresden, und den Thalgrund von Plauen durchreisete.

Theodor Körner hatte um diese Zeit das, was den

gebornen Dichter bekundet. Alles Uebrige, was nicht diesem Beruf entsprach, betrachtete er als Geringfügigkeit, und sein Vater hingegen suchte so viel als möglich diesem innern Beruf, diesem Drängen des Geistes zu widerstehen. Ein Gefühl, welches den Alten einwohnt, ein Sinn für das wirkliche Leben, bestimmte den Vater, wie jeden andern der Väter, diesem Auffliegen der Phantasie, diesem kühnen poetischen Geist Schranken zu geben, um ihn an das prosaische Leben zu fesseln. Allein, was vermögen alle diese Aufforderungen gegen das innen drängende Gefühl! —

Daß schon damals Theodor Körner den hohen Beruf zum Dichter hatte, beweiset der Umstand, daß wenn er auch leicht den Versbau fand, und Gelegenheiten gern ergriff, Gegenstände aus der Nähe seiner Umgebungen zu besingen, dennoch der Beifall der Menge ihn nicht eitel machte, und daß er vielmehr immer fortzuringen suchte auf der Bahn, zu welcher sein Genius mit herrschender Gewalt ihn hinriß. Schillers Gedichte ergriffen ihn zuerst, und die Muse dieses hochbegeisterten Sängers wurde sein Abgott. Man bemerkt, daß der Dichter, welcher zuerst dem jugendlich aufblühenden Leben ansprach, für immer das Idol, das Muster wurde, und daß nur ein großer Geist dem großen Geist anzusprechen vermochte.

Nach zurückgelegtem sechzehnten Jahr verließ Körner das väterliche Haus, um auf der Kreuzschule in Dresden, und besonders auch noch durch Privatunterricht bei den geschicktesten Lehrern sich für seine Laufbahn in den Wissenschaften vorzubereiten. Schwierig war nun allerdings bei einem Talent, wie das seinige, die Wahl der künftigen Lebensart, um so mehr, da nach den Ansichten des Vaters der Sohn für ein Berufsge-

schäft sich vorbereiten sollte, welches ihm einen Erwerb sicherte. Er selbst neigte sich zu den Wissenschaften des Bergbaues hin, und der Vater begünstigte diese Wahl, indem die mit der weitern Ausbildung in diesem Fach der Geschäftskunde nothwendig verbundenen Studien der Naturkunde, Physik, Chemie und höheren Mathematik dem freien Flug der dichterischen Phantasie Fesseln anlegen sollten.

Auf der Bergakademie zu Freiberg sollte Theodor Körner seinen Cursus machen, und um ihn hierzu vorzubereiten, erhielt er in dem Hause seiner Eltern zu Dresden den besten Unterricht. Dazu kam, daß in seines Vaters Hause der musterhafteste, gesellschaftliche Ton herrschte, wodurch Theodor bald lernte, sich unbefangen, auch in Verhältnissen gegen das weibliche Geschlecht, zu benehmen. Seine Schwester, die er zärtlich liebte, hatte häufig einen Kreis von Gespielinnen um sich, und Theodor lernte hier das erkennen und umfassen, was man die himmlische Unschuld weiblicher Jugend nennen darf.

Man sagt zwar, und häufig mit Recht, daß der Dichter für uns verliert, wenn wir ihn persönlich kennen lernen. Bei Theodor Körner aber war es der entgegengesetzte Fall. — Schiller gehörte zu den vertrautesten Freunden des Appellationsrath Körner, und als Schiller zum letztenmal selbst in Dresden war, ging Theodor Körner in das eilfte Jahr. Letzterer hat nachher häufig sich darüber geäußert, daß das Bild des Mannes ihm immer noch rein und klar vor Augen stehe, und daß der Dichter bei ihm fast noch in seinem Werth gewonnen habe, weil er den Mann kennen gelernt.

Im Sommer 1808 fing er seine Studien auf der

Bergakademie zu Freiberg an. Hier fand er sich bald in einer sehr günstigen Lage. Der Bergrath Werner und der Professor Lampadius zeichneten ihn aus, und der sehr gesellige Ton in Freiberg verschaffte ihm eine Einführung, wobei er sich gefiel. Außerdem hatte das Befahren der Schachte, und überhaupt das Originelle des Bergmannslebens für ihn etwas Romantisches. Der Geschworne, bei welchem er wohnte, mußte ihm von den Gewalten unter der Erde, von dem Berggeist, von den Ahndungen und Deutungen tief unten im innern Schacht der Erde erzählen, und mit der Phantasie des Dichters hörte er die Sagen an. In diese Zeitperiode kommen mehrere seiner originellen Gedichte. Aus dem Gedicht „Bergmannsleben" hier nur eine Stelle:

Durch der Stollen weite Länge,
Durch das Labyrinth der Gänge
Wandern wir den sichern Weg.
Ueber nie erforschte Gründe,
Ueber dunkle Höllenschlünde
Leitet schwankend uns der Steg:
Ohne Grauen, ohne Zaudern
Dringen wir in's düstre Reich,
Führen auf metallne Wände
Jauchzend den gewalt'gen Streich.

Der Schluß des „Bergliedes" verdient auch einer Erwähnung:

Und bricht einst der große Lohntag an,
Und des Lebens Schicht ist verfahren;
Dann schwingt sich der Geist aus der Tiefe hinan,
Aus dem Dunkel der Schächte zum Klaren,
Und die Knappschaft des Himmels nimmt ihn auf,
Und empfängt ihn jauchzend; Glück auf! Glück auf!

Bald beschäftigten den wißbegierigen Jüngling unter den Hülfswissenschaften der Bergkunde die Mineralogie und die Chemie ganz vorzüglich. Mehr vielleicht mochte er durch das Sammeln der Fossilien und durch die chemischen Versuche, als durch das rein Theoretische dieser Wissenschaften angezogen werden. Wir glauben wenigstens nicht, daß ein so poetischer Kopf, als der junge Körner, den theoretischen Theil dieser Wissenschaften, der ohne Zweifel sehr trocken ist, um seiner selbst willen lieb gewinnen konnte.

Ein Jüngling, wie Körner, sehnte sich nach Freundschaft, dem Edelsten, was ein junges Gemüth erwärmen, erheben kann. Ein junger Zögling der Bergakademie, Schneider, fesselte ihn, und ohnfehlbar um deswillen, weil etwas Düster-ernstes in dessen ganzem Wesen lag, und weil frühere, widrige Schicksale diesen jungen Mann bemerkenswerth machten, weil der junge Mensch mit einer für sein Alter seltnen Dauer und Kraft gegen die feindliche Gewalt angekämpft hatte. Schneider wurde bald eine Beute des Schicksals. Bei dem Schrittschuhlaufen brach er durch das Eis, und keine menschliche Kunst konnte ihn dem Leben wieder geben. Körner sah die Leiche, und dieser Fall machte bleibend den tiefsten Eindruck auf ihn. Er neigte sein Gemüth immer mehr zu dem hohen, stillen, tragischen Ernst hin. Sein Gedicht „Am Grabe Schneiders" schließt mit den Worten:

Und wenn das Leben sinkt im Todesschauer,
Wenn wir vollendet einst am Ziele stehn,
Dort in des Lichtes stillem, heil'gen Prangen
Mag uns verklärt dein Brudergeist empfangen.

Während seines Aufenthalts in Freiberg versäumte

er nicht, seine Eltern in Dresden mehreremale zu besuchen (die Entfernung ist nur eine halbe Tagereise) und eben so verweilte er einige Zeit auf dem Landsitz der Herzogin von Curland in Löbichau bei Altenburg, deren Pathe er war, und die Gelegenheit nahm, den jungen Mann, der allgemeine Aufmerksamkeit erregte, bei seinen Studien zu unterstützen.

Im Sommer 1809 machte Körner eine Fußreise durch die Oberlausitz das Riesengebirge entlang. Wenn auch der nächste Zweck dieser Reise eine weitere Ausbildung in der Bergkunde war, so erscheint sie doch für den Jüngling um deswillen noch folgereicher, weil die Naturschönheiten, welche er hier sah, sein Gemüth zu einem hohen, zu einem religiösen Ernst stimmten, der ihn nie wieder verließ. Seine Gedichte, „Erinnerungen aus Schlesien" beweisen es, wie wohl er sich in diesem herrlichen Lande gefiel, wie die großen Riesenschöpfungen der Natur hier seinen Geist zu frommen Anstaunen führten.

In einem dieser Lieder, „auf der Riesenkoppe" sagt er:

Auch meines Vaterlands
Gränze erblick' ich,
Wo mich das Leben
Freundlich begrüßte,
Wo mich der Liebe
Heilige Sehnsucht
Glühend ergriff.

Wir heben diese Stelle um deswillen aus, um von seiner Liebe heiliger Sehnsucht so viel zu sagen, als gesagt werden kann. — Daß Sehnsucht der Liebe mit dem Beruf zum Dichter in enger Verwandtschaft stehe,

das scheint nach der Erfahrung aller Menschenalter in natürlicher Verbindung zu stehen, und eben so, daß eine unglückliche Liebe, vielleicht sogar eine — man möchte sagen — gesucht-unglückliche Liebe dem Dichtertalent Stoff und Nahrung giebt.

So leicht und ganz auch Körner in dieser Periode der jugendlichen Unbefangenheit sich den, mitunter etwas wilden Freuden des Augenblicks hingeben konnte, so verlor er doch nie die Besonnenheit, und war bald wieder der betrachtende, der fühlende Jüngling. Er geizte mit der Zeit, und eben der Ernst, der in seinem Gemüth schon ursprünglich war, und den Schillers Schriften ihm noch sehr erhöhet hatten, gab ihm nicht nur einen hohen Sinn für das deutsche Vaterland, sondern auch, was noch weit mehr sagen will, für die Religion. Seine Erziehung hierin war im mindesten nicht zwangsvoll gewesen; sie selbst, die reine, durch Menschensatzungen nicht verunstaltete Himmelstochter, zog ihn an. Um diese Zeit schrieb er seine geistlichen Sonnette, und in einem Briefe an einen Vertrauten darüber, sagt er: „ich denke, daß sich das Sonnett zu dieser Gattung recht eigne, denn es liegt in dem Versmaaß so eine Ruhe und Liebe, die bei den kunstlosen Erzählungen der heiligen Schrift recht an ihrem Orte ist.“ Bei diesen Sonnetten hatte er auch eine sehr glückliche Auswahl der Gegenstände, einen glücklichen, dem Sonnett anpassenden Reichthum melodischer Worte. Wir setzen eins hieher:

Die Ehebrecherin.

Zum Herrn und Meister, der im Tempel lehrte,
Bringt einst das Volk ein sündig Weib herein;

„Was soll," so fragt es „ihre Strafe sein,
„Da Moses will, daß sie gesteinigt werde."

Der Herr blickt auf mit ruhiger Gebehrde:
„Wer lautern Herzens ist, und wahr und rein,
„Werf auf die Sünderin den ersten Stein!"
Und sprach's, und schrieb stillschweigend auf die Erde.

Da standen jene plötzlich wie vernichtet,
Und schlichen aus dem Tempel allzusammen,
Es wurden bald die heil'gen Hallen leer.

Und Jesus sprach: „hat keiner dich gerichtet,
„So will auch ich dich nicht verdammen,
„Geh hin, und sündige fortan nicht mehr!"

Daß der junge, mitunter sehr lebhafte Weltmensch damals die Idee eines Taschenbuchs für Christen aufgefaßt habe, und daß er bereits den Anfang gemacht, diese Idee auszuführen, das sollte man kaum glauben; — und dennoch ist dem so! Er schrieb darüber: „soll uns denn die Religion, für die unsere Väter kämpften und starben, nicht eben so begeistern, und sollen diese Töne nicht manche Seele ansprechen, die noch in ihrer Reinheit lebt? Es giebt so schöne Züge der religiösen Begeisterung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und vorher, die auch ihren Sänger verlangen." Merkwürdig ist diese Stelle um deswillen, weil der Sänger schon damals in prophetischem Geist zu ahnden schien, daß die Religion und das Vertraun zu ihr der einzige Impuls sein könne, der mit siegender Gewalt die deutschen Völker gegen die französische Usurpation wieder auf-

rütteln könne, und auf der andern Seite bestätigt sie die Behauptung, daß man das feine, zarte Gefühl des Dichters, seinen hohen Sinn für das Große und Erhabene, nie nach dem beurtheilen muß, wie er der Welt sich hingiebt.

Theodor Körner hatte im Frühsommer 1810 seine Laufbahn in Freiberg beendet, und sehnte sich nun erst auf die Universität Tübingen, dann aber auf die zu Berlin. Vorher aber wünschte Körners Vater, aus alter Anhänglichkeit an seinen Geburtsort, Leipzig, daß sein Sohn auf dortiger Universität mindestens ein halbes Jahr zubringen möchte; indeß die Collegia in Leipzig hatten bereits ihren Anfang genommen, und Körner blieb bei seinen Eltern. Mit ihnen machte er in diesem Sommer eine Reise nach dem Carlsbad in Böhmen, wo er sich unter dem Gewühl der Gäste sehr wohl gefiel. Die großen Naturschönheiten Böhmens bezauberten ihn, die Ruinen überall, an welche sich dort Sagen der Vorzeit und Legenden knüpfen, gaben seinem Sinn für das Romantische neue Nahrung, und wir verdanken diesem Ausflug einige sehr gelungene Gedichte. Späterhin hielt er sich wieder einige Wochen auf dem schon erwähnten Landsitz der Herzogin von Curland in Löbichau auf. Hier fand sich ein poetischer Verein zusammen, welcher unter dem Namen „Theeblätter" in der Handschrift Ausarbeitungen lieferte. Körner gehörte zu diesem Verein, und da er in dieser Zeit zuerst als Schriftsteller aufgetreten war, indem seine Gedichte unter dem Titel, „Knospen" dem Publikum vorgelegt waren, so überreichte er hier mit einem Sonnett, in welchem er seinen bescheidnen Sinn und seinen glühenden Wunsch, höher und höher zu steigen, ausspricht, die „Knospen" der Herzogin von Curland, seiner Gönnerin. Junge

Schriftsteller sind häufig die anmaßendsten, die unbescheidendsten; Körner aber sagt sehr bescheiden in jenem Sonnett von sich selbst:

Noch schwebt das Lied auf ungewohnten Schwingen,
Noch kann es nicht der Welten Druck ertragen,
Doch will das Herz das ferne Ziel erjagen,
Und aufwärts zu dem Sonnentempel dringen!

Als im Jahr 1810 die Wintercollegia in Leipzig anheben sollten, war Körner bereits einige Zeit dort gewesen, und vollständig in das Studentenleben eingeweiht. Die Universität hatte damals zwei, feindlich sich bestreitende Partheien; und bereits in Freiberg, auf der Bergacademie zu einer engern Ordensverbindung vorbereitet, wurde Körner in Leipzig sogleich für diesen Orden geworben. Das Mystische der Verbindung, welches nicht blos für die Universitätsjahre beibehalten werden soll, nach den Statuten einer jugendlichen Verbindung, welche die Pflanzschule für höhere, mehr gewichtige, mehr wirkende Verbindungen ist, mochte ihn vielleicht angezogen haben, und es mag zugegeben werden, daß vielleicht diese Verbindung es war, welche ihn zu einem etwas wilden Leben, das manchem der academischen Lehrer Aergerniß gab, hinriß.

Nichts desto weniger aber versäumte er während seines Aufenthalts in Leipzig nicht, das zu cultiviren, was seinen Knospen eine reife Frucht verschaffen könne. Geschichte und Philosophie waren auch hier seine Lieblingsstudien, und er wurde Mitglied mehrerer wissenschaftlichen Gesellschaften. Heftig, leidenschaftlich, wie nach den Verhältnissen der Naturgesetze jeder Dichter, der ein Dichter genannt zu werden verdient, sein muß,

— weil sonst die Genialität über das flach-alltägliche Leben sich nicht erheben würde, — hatte Theodor Körner hier auch manche rauhe Außenseite bekundet, manchen stürmischen Auftritt gehabt; — immer aber zeigte er bei dieser Lebendigkeit seines Gemüths eine Kraft und eine Ausdauer, einen unbiegsamen Sinn, der seine Entwickelung suchte, und eine Biederkeit und offne Redlichkeit, welche ihm Anhänger verschaffen mußten. Der herrschende Kopf besiegt mit unwillkührlicher Gewalt seine Umgebungen. Von dem academischen Senat wurde er mehreremale zur Verantwortung gezogen, und es fehlte wenig, daß nicht mit Nachdruck und Strenge gegen ihn verfahren wär. Er war jetzt in der Entwickelungsperiode seines Kraftgefühls, wo der Jüngling nach Freiheit und That sich sehnt, und seine Verstoße gegen die academische Zucht und Ordnung waren stets die Folgen seines Eifers für seine Freunde, oder für eine allgemeine Sache.

Ostern 1811 bezog er die Universität zu Berlin, wo er, an den Grafen von Hofmannsegg und an den Hofrath Parthei empfohlen, nicht nur bald gut eingeführt wurde, sondern auch Gelegenheit fand, Privatsammlungen zu benutzen, die ihm die Fortschritte in seinen Studien erleichterten. Kurze Zeit darauf befiel ihn ein bösartiges Fieber, welches ihn in dem ganzen Cursus störte, und als er nun wieder genesen war, kehrte er zu seinen Eltern zurück, mit welchen er bald nachher das Carlsbad wieder besuchte. Von hier ab wünschte er die Rheingegenden zu sehen, und dann in Heidelberg den Winter zuzubringen. Dem freien Sohn der Natur und des Gesanges hatte Berlin zu wenig Angenehmes gehabt. Körners Vater war anderer Meinung. Der Jüngling war während seines Aufenthaltes auf den

verschiedenen Academien in Verbindungen gekommen, welche durchaus nicht dazu geeignet waren, einen Geist, wie den seinigen, richtig zu leiten. Der feurige Kopf wird da hingerissen und irre geführt, wo der gewöhnliche Mensch nicht aus dem Gleise weicht, und die Traumgebilde des jungen Schwärmers richten ihn da nieder, wo der prosaische Mensch sogar mit Beute davon schleicht, denn jener idealisirt das Geschlecht, und dieser kann es sich nicht schlecht genug denken. Theodors Vater wollte daher durch einen überraschend schnellen Schritt seinen Sohn von alle dem losreißen, was die großen Erwartungen hätte täuschen, und die junge, herrliche Blüthe tödten können. Es wurde daher beschlossen, den jungen Dichter zu Vollendung seiner practischen Studien, und um ihm zugleich Gelegenheit zu geben, größere Ansichten von dem Menschenverkehr zu bekommen, nach Wien zu senden. Zu dem allen kam, daß der Vater es vermochte, dem geliebten Sohn dringende Empfehlungen an den Königl. Preußischen Gesandten in Wien, Wilhelm von Humboldt, und an Friedrich Schlegel, dessen Name nur genannt zu werden braucht, mitzugeben.

In Wien bekam Theodor Körner neue, größere, sein ganzes inneres Leben bewegende Ansichten. Männer von anerkanntem Werth setzten sich mit dem Vater in Briefwechsel, und dieser ging, ein seltnes Beispiel, von der Gewohnheit der Väter ab, und begünstigte von nun an unbedingt den unvertilgbaren Sinn und Beruf seines Sohnes zum Dichter. Die Kenntnisse in der Bergkunde und deren Hülfswissenschaften blieben dem jungen Körner immer eine sichere Zuflucht, wenn seine Erwartungen, zu welchen innerer Drang ihn hinriß, den Bescheidenen täuschen sollten. Er gab sich jetzt

ganz dem Dichterleben hin, und gewann nun ganz besonders die Geschichte lieb, sie, die jenes Große, jenes Abentheuerliche um das Thun der Menschen wirft, welches, mit glücklicher Phantasie aufgegriffen und empfangen, den Dichter befeuert, die hohen Gestalten der Vorwelt zu besingen. Um diese Zeit dichtete er den größten Theil seiner Balladen, wovon viele ganz nationell sind, und wie voll er jetzt seinen Beruf als Dichter der Nation fühlte, das beweise eine Stelle aus dem Gedicht: „der Dreiklang des Lebens."

Mit neuem Muthe folgt' ich leisern Stimmen,
Von einem schönern Leben sprachen sie.
Ich sollte keck den tiefen Strom durchschwimmen,
Die Kräfte wagen, die mir Gott verlieh,
Den Sonnenberg der Hoffnung zu erklimmen,
Denn eins sei Glaube, Lieb' und Poesie,
Und in der heil'gen Trias dieser Töne
Vermähle sich das Göttliche und Schöne!

Sein dichterischer Ehrgeitz, im gemäßigten Begriff des Wortes, war erwacht, und um sich schnell einen Namen zu gewinnen, so fing Theodor Körner an, für das Theater zu arbeiten. Vielleicht wurde er um so mehr hierzu um deswillen hingezogen, da das Theater das war, wo sein Vorbild, Schiller, glänzte. Er arbeitete jetzt lange an einem Trauerspiel, „Conradin." Dieses war aber, mindestens auf der Bühne in Wien, nicht aufführbar, weil die freien Urtheile und Meinungen des Dichters mitunter gegen die Meinung der Censoren anstießen, und gleich darauf theilte er der Direction zwei kleine Stücke, jedes von einem Act, unter dem Namen „die Braut" und „der grüne Domino"

in gereimten Alexandrinern mit. Obgleich diese Versart, vielleicht mit Recht, unter die veralteten gehört, so wurden doch die Stücke im Januar 1812 auf dem Theater an der Wien gegeben, und mit vielem Beifall aufgenommen. Gleich darauf wurde eine von ihm nur hingeworfene Posse „der Nachtwächter" gut aufgenommen, und daß dieser Zuruf des Volkes ihn, den Dichter, anfeuern mußte, seinem Genius zu folgen, und sich an größere, an tragische Gegenstände zu wagen, das dürfen wir unbedingt erwarten.

Oft war er freilich, da es sein Zweck war, die dramatischen Ausarbeitungen schnell auf die Bühne zu bringen, durch die merkantilischen Ansichten der Direction gehemmt, aber dennoch wußte er einen poetischen Schwung in die Spectakelstücke zu bringen. Seine dramatischen Arbeiten „Toni" und „die Sühne" sind ein deutlicher Beweis hiervon. Er legte in den Gegenstand der Behandlung ein Interesse, das den hohen Genius des Bearbeiters, der gemeinen Stoff zu verherrlichen wußte, kund that.

Jetzt bearbeitete er einen größern, historischen, tragischen Gegenstand für das Theater, nämlich die Geschichte des ungarischen Leonidas, Zriny, und in Wien wurde dieses Stück, und zwar um deswillen, weil der Nationalsinn so schön und edel wieder gegeben war, mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Der Dichter wurde herausgerufen, ein Glück, welches nur höchst selten in dieser alten Hauptstadt Deutschlands bis jetzt einem Sänger wiederfahren ist. — Nachher gab er für das Theater das Drama „Hedwig" und das Trauerspiel „Rosamunde" heraus. Mehrere kleinere Stücke entwarf er schnell hin in der Zwischenzeit, z. B. „den Vetter von Bremen," ferner „den Wachtmeister" und außer

einigen, für Wiener Komponisten bestimmten Opern, hatte er bereits den Stoff zu mehrern, größern und kleinern dramatischen Stücken im Entwurf bereit liegen. Alles dieses geschah in einem Zeitraum von funfzehn Monaten, und sein Sommeraufenthalt in Döblingen, einem Dorfe ohnfern Wien, gab ihm die mehreste Muße, ganz seinem drängenden Genius zu folgen.

In Wien knüpfte er, der geniale Dichter, der gemach zu dem wirklichen Leben herab stieg, der Liebe Bund mit einem herrlichen Wesen, und seine Eltern, welche selbst nach Wien kamen, segneten diese Verbindung. Theodor Körner war zum Theaterdichter ernannt, und diese Ernennung gewährte ihm ein Jahrgeld, welches ihn über die engen Sorgen eines mühseeligen Lebens hinweg setzte. — Andere behaupten, Körner sei damals noch nicht zum Theaterdichter ernannt, sondern nur dazu vorgeschlagen gewesen; allein nach dem ganzen poetischen Leben Körners mußte ihm in dieser Zeitperiode der Standpunct sicher sein. — Im Anfang des Jahres 1813, wo die Entwicklungsperiode für Deutschlands Freiheit zu beginnen schien, war Erzherzog Carl sein Held, und Körner besang in zwei Gedichten, welche unter den Bezeichnungen bekannt sind: „auf dem Schlachtfelde von Aspern" und „hoch lebe das Haus Oestreich!" die Waffenthaten der östreichischen Kämpfer. — Das erste dieser Gedichte besonders ist musterhaft schön, und strömt über von patriotischer, Deutschlands Rettung begehrender Glut. — Beide Gedichte sandte er mit einer Zueignung, „dem Sieger bei Aspern" dem Erzherzog Carl, welcher nachher die persönliche Bekanntschaft des großen Dichters machte, und ihn noch mehr für das deutsche Land begeistert haben würde, wenn

der überschwellende Strom des Strebens und der Thatenlust noch einer Begeisterung bedurft hätte.

Dem großen, Deutschlands Hinfall nach den Geschichten der Vorzeit würdigenden Geist, war jetzt jede Gelegenheit willkommen, welche ihm einen Namen in den Jahrbüchern des Vaterlandes gewinnen konnte, und als im Frühjahr 1813 Preußen den verwegenen Versuch machte, seine Selbstständigkeit wieder zu gewinnen, — ein Wagstück, welches nur durch das Vertrauen auf die lange vorbereitete Stimmung der preußischen Völker gerechtfertigt werden mochte, — und als der preußische, kräftige Aufruf an alle Deutsche, welche jetzt französische Sclavenketten trugen, erscholl, so war auch Körner, nicht etwa als Abentheurer, sondern als wahrer Deutscher, in hohem, herrlichen Sinne des Wortes, schnell entschlossen, aus den Gebilden seiner Phantasie hinaus zu treten in das wirkliche Leben, jetzt, wo es galt, den Sängern großer Thaten ein sehr seltnes, ruhmwürdiges Beispiel zu geben, wo es galt, die Leyer mit dem Schwerdt zu vertauschen, und den Ermüdungen, den Gefahren des Krieges ein Leben darzubieten, welches die Gemächlichkeit des Bürgerlebens mehr bereichert haben würde. Nicht ein zweiter Tyrtäus wollte er sein; als Deutscher mit Deutschen in Reihe und Glied für die hochheilige Sache zu fechten, das war sein Bestreben.

An seinen Vater schrieb er:

„Deutschland steht auf! Der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen, durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein. Jetzt,

da ich weiß, welche Seeligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen, und fühle ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus, und dem Wogensturm die muthige Brust entgegen drücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleyern? — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen — Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen! Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegen gestellt werden darf."

Man darf in der That nur diese Stelle des Briefes an den Vater lesen, um sich davon zu überzeugen, wie groß und rein die Geschichte der Vorzeit auf den Geist des Dichters gewirkt hatte, mit welcher glühenden Liebe er an seinem deutschen Vaterlande hing. Es verdient hierbei noch einer Erwähnung, daß er, ein geborner Sachse, dessen König damals dem französischen Interesse sich noch nicht hatte entschlagen mögen, er, der jetzt in Wien glänzende Hoffnungen zurück ließ, in

Wien, wo man jetzt noch nicht öffentlich an dem Kampf für deutsche Freiheit Theil nehmen konnte, zu dem, ihm eigentlich ganz fremden, preußischen Adler sich hinwandte, und an dessen verwegenen Flug sein ferneres Schicksal knüpfen wollte. Nur der hohe, reingeborne Deutsche, Herrmanns edelster Sohn, konnte in diesem mißlichen Augenblick die Leyer mit dem Schwerdt vertauschen. — Wie schmerzhaft dem herrlichen Sänger der Abschied von Wien wurde, das spricht er in einem Gedicht aus:

Verkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
Verkennt nicht meiner Seele ernsten Drang!
Begreift die treue Richtung meines Strebens,
So in dem Liede, wie im Schwerdterklang.
Es schwärmten meine Träume nicht vergebens;
Was ich so oft gefeiert mit Gesang,
Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben:
Laßt mich nun selbst um diese Krone werben.

Wohl leichter mögen sich die Kränze flechten,
Errungen mit des Liedes heitrem Muth;
Ein rechtes Herz schlägt freudig nach dem Rechten.
Die ich gepflegt mit jugendlicher Glut,
Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten,
Und gält' es auch das eigne, wärmste Blut! —
Noch diesen Kuß! und wenn's der letzte bliebe!
Es giebt ja keinen Tod für unsre Liebe.

Man ordnet den Dichtern einen prophetischen Geist bei; dieser Geist ergriff Körners ganzes Wesen, dennoch aber folgte er dem hohen, unaussprechlich hohen, reinen Beruf, der ihn mit unwillkührlich-herrschender Gewalt in das Eisenfeld drängte. Am 15ten März 1813 verließ er Wien und eilte durch Böhmen nach Schlesien, in dessen Hauptstadt sich jetzt unter Führung des Major von Lützow ein Corps ordnete. Am 19ten

März wurde Körner bei den Fußjägern des Lützowschen Corps, angestellt, und er wählte den Dienst zu Fuß um deswillen, weil nach den vielen Fußreisen, die er gemacht, jetzt das anhaltende Gehen ihn nicht mehr ermüdete, weil er ein geübter Jäger war, und weil er überhaupt glaubte, als Fußjäger für seine Person freier und unabhängiger zu sein. Deutsche Patrioten von allem Rang und Würden, Geschäftsmänner und der Aufwuchs der gebildeten Jugend drängte sich zu dem Banner, und bald konnte die Schaar auftreten.

In der Dorfkirche zu Rogau, ohnweit Zobten in Schlesien, wurde das Lützowsche Corps eingeweiht, und Körner schrieb darüber folgendes:

„Nach Absingung des Liedes hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eyd schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen, und freudig zum Siege oder Tode zu gehen. Wir schworen! Drauf warf er sich auf die Knie, und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenwürdig schlugen. Der mit Würde vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseyd auf die Schwerdter der Officiere geschworen, und: Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc. machte das Ende dieser herrlichen Feierlichkeit."

Der Choral, welcher gesungen wurde bei Eröffnung dieser Feierlichkeit, ist von Theodor Körner ge-

ichtet; wir rücken den erſten und letzten Vers davon in:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zuſammen
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja ſelber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegesluſt
Für die gerechte Sache;
Er rief es ſelbſt in unſ're Bruſt:
Auf, deutſches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod
Zu ſeiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es iſt kaum nöthig, zu bemerken, daß Theodor Körner in ſeinem Dienſte, den er aus freier Neigung, wider den Willen der Seinigen gewählt hatte, pünctlich, treu-fleißig und unermüdlich war. Außerdem aber gewann er durch ſeine Geſellſchaftsgaben, durch ſeine anziehende Laune, durch ſeine Muſik und ſeinen Geſang ſich bald die Achtung und Bewunderung ſeiner Waffengefährten. Ein zweiter Ewald von Kleiſt war er bemüht, dem ſchweren Geſchäft des Krieges einen glänzendern Anſtrich dadurch zu geben, daß er in den Stunden der Muße ſich der ſchweren Wahrheit entwand, und in die ſeligen Träume der Dichtung hinüber ſchwärmte. In ſeinen damaligen Briefen und Gedich-

ten waltet aber überall die Ahndung des Todes. Z. B. schließt er das Gedicht: „Aufruf" mit den Worten:

Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,
Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
Auch uns're Urne mit dem Eichenkranz!

und in dem eigentlichen Abschiedsliede sagt er:

Laut tobt der Kampf! — Lebt wohl, Ihr treuen Seelen;
Euch bringt dies Blatt des Freundes Gruß zurück.
Es mag Euch oft, recht oft von ihm erzählen,
Es trage sanft sein Bild vor Euern Blick zurück.
Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen:
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn, was berauscht die Leyer vorgesungen
Das hat des Schwerdtes freie That errungen.

In der That, diese letzte Stanze dürfte den Glauben bestätigen können, daß es hohe Himmelsgeister hienieden giebt, welche an das Schicksal geschmiedet, in düster-schwerer Deutung es einsehen, daß sie dem Bann nicht entfliehen mögen, Geister, welche neue Bahnen aufsuchen würden, wenn der waltende Erdengeist sie nicht auffände und nach unten zöge!

Bei Körner bestätigte sich das, was den hellenischen Barden eine ewige Dauer giebt. Die Melodie des Gesanges, das Saitenspiel öffnete ihm die Thore zu jener Freiheit des Einklanges, welche zu allen Zeiten, allen Völkern anspricht; — aus dem geheimnißreichen Zauber der Töne der Musik entnahm er den Versbau, und der hohe Genius, welcher in einem

treuen, reinen Gemüth waltete, erzeugte ihm Gedanken, werth, von Mitwelt und Nachwelt gefeiert zu werden. Musik und reines, freies Gefühl allein bilden den Dichter, dessen Gesänge dem Sturm der Zeiten stehen.

Wie sehr seine Waffengefährten ihn liebten und achteten, davon erhielt er bald einen sprechenden Beweis. Kurz nach seinem Beitritt war nämlich die Stelle eines Oberjägers durch die Wahl der Jäger selbst zu besetzen, und diese freie Wahl fiel auf ihn. In dieser Eigenschaft, als Oberjäger, begleitete er den Major Petersdorf, welcher an der Spitze der Fußjäger stand, auf einer Geschäftsreise, und erhielt von dem Major Lützow zugleich den Auftrag, einen Aufruf an die Sachsen abzufassen.

In Begleitung des Major Petersdorf kam Körner acht Tage früher nach Dresden, als das Lützowsche Corps selbst dort anlangte, und er verweilte hier noch einige Zeit in dem Schooß seiner Familie. Eine düstre Ahndung begleitete ihn überall und drängte sich zwischen jede Freude; dennoch aber riß es ihn fort mit Ungestüm, und der Vater ertheilte dem einzigen Sohn seinen letzten Seegen mit heißen Thränen im Auge. Wohl fühlte Theodor das Schwere, das Gewichtige dieses Abschiedes, aber je mehr es im Innern wühlte und wogte, desto mehr kämpfte er gegen das Ausbrechen des süßesten Schmerzes, des zartesten Gefühls an. — Andere, vortheilhafte Aufforderungen, bei dem Armeecorps des General Winzingerode Dienste zu nehmen, schlug der junge Körner aus, und blieb vielmehr nach seiner Anspruchslosigkeit und nach seinem Sinn für Freiheit, bei dem freien Corps der Lützowschen Jager. Dieses rückte in Leipzig ein, und hier wurde Körner am 24sten

April aus freier Wahl zum Rang eines Lieutenants erhoben.

Nach den Anordnungen der Oberfeldherrn sollte das Lützowsche Corps mit zwei andern Streifparthien im Rücken des Feindes operiren, und, wo möglich, die alten Länder insurgiren. Die Unterstützung blieb zwar aus, indeß der Major von Lützow versuchte dennoch am 26sten April bei Scopau, ohnweit Merseburg, über die Saale zu gehn, von wo ab er bis an den Harz vorzudringen, und sich hier sogar nach Gelegenheit der Umstände festzusetzen, beschlossen hatte. Allein ein bedeutendes französisches Corps unter Eugen Beauharnois hatte die Linie, welche zu passiren war, schon besetzt, die französische Division Dürette hatte sich vor dem Harz aufgestellt, und außerdem war jetzt der Vortrab der Hauptmacht der Verbündeten zurück geworfen. Als alle diese Nachrichten eingelaufen waren, gab der Major Lützow den Plan, in dieser Gegend sich festzustellen, auf, und eilte mit seiner Schaar über Dessau, Zerbst, Havelberg bis Lenzen. Hier ging die ganze Kolonne mit dem General, Graf Wallmoden, über die Elbe, um den Feind, der ohnfern Danneberg stand, anzugreifen. Das Gefecht vom 12ten Mai gegen die Franzosen war von entschiedenem Erfolg, und bei dieser Gelegenheit zeigten die Lützowschen reitenden Jäger eine Kriegslust, einen Thatendurst, dessen Erwähnung geschehen mußte. — Der General Wallmoden ging, die errungenen Vortheile nicht beachtend, weil größere Ansichten ihn bestimmten, am 13ten Mai mit allen Truppen wieder über die Elbe zurück, bei Dömitz, und auch der Major Lützow mußte hiernach seinen Plan, den Feind im Rücken bedeutend zu allarmiren, aufgeben.

Nach der Schlacht von Groß-Görschen waren un-

terdeß die Franzosen über Dresden nach der Lausitz vorgerückt, und die Deckung der Stellungen, die Sicherung der Reserven war in diesem Zeitpunct daher die Pflicht der Führer. Theodor Körner bemerkte jetzt es häufig, daß sein Sinn für das deutsche Vaterland, so wie der seiner Waffengefährten, häufig in eine starke Reibung mit den Erinnerungen an die alte, rein-militärische Zeit kam, und es empörte ihn, worüber er sich laut äußerte, daß das Freicorps, gerade dasjenige, welches aus freiem Sinn aus den Edelsten für das Vaterland sich gesammelt hatte, und welches ein wandernder Haufe aller Wissenschaften und Künste war, eben da, wo es galt, dem Lohnsoldaten weichen mußte. Theodor Körner indeß setzte sich über die lächerliche Rivalie, an welcher nur gemeine Seel n hängen können, wenn es das Vaterland, und den Beruf für dasselbe gilt, hinweg, und erfüllte überall mit großem Eifer seinen Beruf, für Deutschlands Rettung, für Deutschlands Ehre zu handeln und zu fechten.

Gegen Ende des Mai schien eine trübe, schwerbedeutungsvolle Ruhe über den, mit Krieg überzogenen Gegenden der Elbe zu brüten, und die Reiterei des Lützowschen Corps lagerte sich auf dem linken Elbufer in der Altmark, um die dortige Insurrection zu unterstützen, und dem Feinde die Kräfte seiner Bewaffnung zu entziehn. Eine gewisse Niedergeschlagenheit herrschte in dem Corps, welchem Körner zugeordnet war; er selbst aber behielt den Sinn für das Vaterland immer aufrecht, und ihm glänzte die Hoffnung, es gerettet zu sehen, immer noch entgegen. Bedrangnisse waren ihm ein Anregungsmittel für den Kampf, und jenes fromme Vertraun, welches nimmer täuscht, wenn es auf festen Säulen steht, hielt ihn aufrecht. In seinem

Gedicht, „letzter Trost" welches er um diese Zeit entwarf, sagt er:

Die Hölle braus't auf in neuer Glut,
Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
Noch triumphiren die Bösen.
Doch nicht an der Rache des Himmels verzagt!
Es hat nicht vergebens blutig getagt,
Roth muß ja der Morgen sich lösen.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was giebt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterlandes heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wieder sehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei sind die Todten!

Jene Zeit der Unthätigkeit konnte ein so emporstrebender, nach Thaten sich sehnender Geist, wie Körner, nicht länger ertragen. Er erbot sich zum Dienst bei der Reiterei des Corps, und wurde von dem Major Lützow, der den hohen Werth des jungen Mannes kennen gelernt hatte, als Adjudant angestellt, als dieser am 28sten Mai mit vier Schwadronen von seiner Schaar, und mit funfzig ihm zur Unterstützung gegebenen Kosacken einen Streifzug nach Thüringen machen wollte. Wenn auch Theodor Körner schon früherhin als ein dreister Reiter genannt worden, so fehlte ihm doch viel, ein geschickter Reiter zu sein, der das Roß zu tummeln vermag, und diese Unkunde soll ihn späterhin da der Gefahr ausgesetzt haben, wo ein mehr geübter Reiter sich ihr entzogen haben würde. Der Zug

ging schnell über Halberstadt, Eisleben, Buttstädt und Schleitz nach Plauen.

Hier erfuhr der Major von Lützow bestimmt, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen sei, gerade zu der Zeit, als der Herzog von Padua in Leipzig der Gefahr ausgesetzt war, durch die Divisionen von Woronzof und Czerniczeff, bei welchem zwei Bataillone des Lützowschen Corps sich befanden, aufgerieben zu werden, zu einer Zeit, als dieser verwegne Streifzug, der die französische Communicationslinie durchschnitten hatte, den Kaiser Napoleon so beunruhigte, daß er Befehle gab, dieses ganze Corps der Lützowschen Jäger ohne alle Schonung zu behandeln und aufzureiben.

Nach jener Nachricht eilte Lützow in die Gegend von Leipzig, um sich mit seinen Bataillonen des Fußvolkes zu verbinden. Er passirte hier feindliche Linien, und erhielt von den Befehlshabern der französischen Armee und deren Verbündeten in Gemäßheit des abgeschlossenen Waffenstillstandes die unbedingtesten Zusicherungen. So erreichte er Kitzen, in der Nähe von Leipzig. Hier aber fand er sich auf einmal von Feinden, und — leider Gottes, sei es gesagt! — nicht von Franzosen allein, verrätherischer Weise umringt. Körner wurde abgesandt, als Parlementär eine Erklärung zu fordern, statt der Antwort aber hieb der feindliche Anführer auf ihn ein, und die drei Schwadronen Lützowscher Jäger wurden angegriffen, ehe sie sich aufstellen, ehe sie noch den Säbel ziehn konnten. Die Nacht war schon eingebrochen, als diese Scene, welche allem Kriegsbrauch zuwider ist, vorfiel, und die Nacht allein begünstigte die Flucht des Majors selbst und eines Theils seiner Waffengefährten. Andere wurden niedergehauen, andere in eine schmähliche Gefangenschaft ge-

bracht, und Körner, der den ersten auf ihn fallenden Kopfhieb nicht hatte pariren können, indem er den Auftrag gehabt hatte, das Schwerdt in der Scheide an den Feind heran zu reiten, sank betäubt nieder. Bald aber hatte er sich wieder aufgerafft, während das Gemenge sich abwärts zog, und sein gutes Pferd, welches als sichere Beute zurückgelassen war, und noch bei ihm stand, brachte ihn glücklich in den nahen Wald. Mit Hülfe eines Kameraden wollte er hier eben seine Wunde verbinden, als ein Trupp Feinde sich gewahren ließ. Die Gefahr war dringend, eben so groß aber auch Körners Besonnenheit. „Die vierte Schwadron vor!" rief er laut, der Feind stutzte, zog sich etwas zurück, und Körner gewann Zeit, tiefer im Gehölz einen Aufenthalt zu suchen, wo er nicht so leicht entdeckt werden konnte.

Der Schmerz der Wunde war groß, die Verblutung stark, das Anrufen der Feinde, die den Wald durchsuchten, scheuchte ihn mehreremale auf, endlich aber schlief er doch, von den Anforderungen der menschlichen Natur überwältigt, fest ein. Es war heller Tag, als er erwachte. Zwei Bauern standen vor ihm, und boten ihm ihren Beistand an. Seinen Kameraden hatte er diese Hülfe zu verdanken, denn sie hatten auf der Flucht den Bauern, die bei den Wachtfeuern sich befanden, damit das dazu gelieferte Holz nicht gestohlen werde, gesagt, daß ein Officier sich in dem Holze versteckt habe, der ihre Sorge reichlich belohnen werde, wenn sie ihn retteten.

Die ehrlichen Bauern nahmen sich des Entkräfteten an, und führten ihn auf Schleifwegen nach dem Dorfe Groß Zschocher, wenn auch gleich ein feindliches Commando dort aufgestellt war. Körner kam hier in

ein sehr bequemes Quartier, und die guten Landleute sorgten augenblicklich für einen verschwiegenen Wundarzt. Andere fanden sich ein, welche sich anboten, alles für seinen Schutz, für seine Rettung zu thun, und um so ruhmwürdiger ist dieser gute Wille der deutschen Landsleute für einen, ihnen unbekannten Landsmann, da die feindlichen Patrouillen dem Lützowschen Jäger, von dem sie wußten, daß er eine Militär-Casse bei sich führe, auf der Spur waren. Sie droheten mit Plünderung und Brand, aber es giebt nicht leicht einen kaltblütigern Schlaukopf, als den Bauer in manchen Gegenden von Norddeutschland. Jene Beschützer des jungen, heldenmüthigen Sohnes des Vaterlandes ließen sich nicht irren, und Körner blieb verborgen.

Kaum hatte er sich hier etwas erholt, so schrieb er an einen Freund in Leipzig, und seine Bauern verschafften den Brief zu rechten Händen. Jener Freund traf nun sogleich die nöthigen Anstalten, und man sieht jetzt, welche Freunde Körner sich geworben hatte. Leipzig war nämlich damals von Franzosen besetzt, und die Verheimlichung eines Lützowschen Jägers bei der schwersten Strafe untersagt. Nichts desto weniger wurde Körner in einer Verkleidung auf einem wenig betretenen Wege von Zschocher durch einen Garten in die Vorstadt von Leipzig gebracht, wo er in einem sichern Hause der besten chirurchischen Hülfe anvertraut wurde. Auch die fremden Gelder, welche er bei sich führte, hatte er gerettet, und diese kamen späterhin wieder an ihre richtige Behörde.

Er schrieb von hier an seine Familie, daß er zwar durch eine sonderbare Fügung Gottes einmal gerettet sei, daß er aber, da die Flamme des Krieges immer mehr um sich greifen werde, sein Leben in die

Hand des Herrn gebe, daß er dem Ruf des Vaterlandes nicht sich entziehen dürfe, und daß, wenn seine Lieben fernerhin nichts von ihm hörten, sie ja nicht an eine Gefangenschaft denken möchten. „Ich bin kein blinder Patriot," so schloß er, „aber ich ziehe einen ehrenvollen Tod einer schmachvollen Gefangenschaft vor, und dächten alle, die daheim sitzen, wie wir, so könnten wir schon Viktoria schießen! ꝛc."

Er hätte länger in Leipzig bleiben können und sollen, denn wenn auch seine gute Gesundheit ihm bald wieder neue Lebensgeister gab, so war doch seine Wunde bei weitem noch nicht wieder hergestellt, seine Kräfte bei weitem noch nicht wieder die alten. Allein er hatte eine zu ängstliche Sorge, als er seine Freunde den Gefahren, die Hehler eines Lützowschen Jägers zu sein, ausgesetzt sah, und nach fünf Tagen raffte er sich daher, alle Kräfte anstrengend, auf. Er nahm seinen Weg nach Carlsbad, und welchen Gefahren er auf diesem Wege ausgesetzt war, er, der schwer Verwundete, der nur kleine Tagemärsche machen konnte, in einem Lande, welches überall mit Feinden besetzt war, das läßt sich leicht denken. Seine große Gewandtheit, seine Fertigkeit in der französischen Sprache, und mehr noch ein Selbstvertrauen, welches überall der sicherste Geleitsmann ist, half ihn glücklich durch. Ein guter Gott war mit ihm; — er kam nach Carlsbad.

Hier nahm sich seiner besonders die Kammerherrin von der Recke mit einer Sorgfalt an, welche nicht genug zu rühmen ist, und ein sehr geschickter Arzt, der Hofrath Sulzer aus Ronneburg, behandelte die Wunde, welche auf der Reise schlimmer geworden war. — Eine große Unruhe drängte den jungen Körner während dieser Zeit, er sehnte sich wieder hinaus in das Waf-

sengemenge, das er bereits lieb gewonnen hatte, als die Verbrüderungen der jungen Söhne der Freiheit zu seinem deutschen Herzen dringender noch ansprachen, als der Schwur geleistet war, für Deutschlands Sache zu leben und zu sterben, und außerdem kochte in ihm das Gefühl, die unwürdige Behandlung seiner und der Seinigen zu rächen.

In Carlsbad wurde er überall mit einer Auszeichnung empfangen, welche ein weniger kräftiges Gemüth hätte betäuben oder eitel machen müssen. Er aber, der hochherzige Jüngling, entwand sich dem allen, er folgte seinem Fatum und eilte nach vierzehn Tagen, als er kaum genesen war, durch Schlesien nach Berlin, um vor Ablauf des Waffenstillstandes wieder in seine vorige militärische Stelle einzutreten. Die Lützowschen Jäger standen jetzt nebst der russisch-deutschen und der hanseatischen Legion mit den Hannoveranern unter Anführung des General Wallmoden auf dem rechten Elbufer ohnfern Hamburg. Der französische Marschall Davoust (Prinz Eckmühl) stand gegenüber an den Elbmündungen mit einem auserlesenen Corps von 35,000 Mann, und außerdem stand ihm noch die ganze Macht Dännemarks zu Gebot. Das Gefährliche der Stellung war hiernach einzusehen.

Am 17ten August wurden die Feindseligkeiten wieder eröffnet. Körner, der, wie jeder düster-große Geist, ein ernstes Spiel mit Deutungen trieb, sagte zu seinen Freunden, als er die Nachricht hörte, „da an dem Todestage des großen Königs der Kampf sich erneue für deutsche Freiheit, so werde dessen entbundener Genius günstig walten für sein Volk.“

An diesem Tage dichtete er in dem Bivouaque bei Büchen an der Stecknitz das Lied: „Männer und Bu-

ben," welches ungemein viel kräftige Originalität hat. Die beiden letzten Vergleichungen stellt er so auf:

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saus't,
Wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraus't,
Kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen,
Und mit der Spadille die Könige stechen.
Bist doch ein ehrlos-erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann.

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod! —
Du verkriegst dich in seidene Decken,
Winselnd vor der Vernichtung Schrecken;
Stirbst als ein ehrlos-erbärmlicher Wicht.
Ein deutsches Mädchen beweint dich nicht,
Ein deutsches Lied besingt dich nicht,
Und deutsche Becher klingen dir nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Vom Tage der Eröffnung der Feindseligkeiten an waren die Lützowschen Jäger, welche die Avantgarde bildeten, fast täglich im Gefecht, und Körner war, ohne unbesonnen oder tollkühn zu sein, doch immer einer der munterſten, sowohl im Angesicht des Feindes, als im Bivouaque. Je näher die Gefahr war, desto mehr verlor sich, wenigstens in den Aeußerungen, seine düstre Ahndung.

Auf den 28sten August beschloß der Major von

Lützow, einen Streifzug mit einem Theil seiner Reiterei im Rücken des Feindes zu machen; er selbst wollte sich an die Spitze der hierzu bestimmten Truppen stellen. Der Zug brach auf, Theodor Körner begleitete den Major, und am Abend erreichte die Freischaar einen Ort, wo für die Franzosen Quartier angesagt, und für sie zubereitet war. Unter Scherzen und Lachen ließ man sich das Mahl, welches für den Feind bestimmt war, wohl schmecken, und nach einer Rast von einigen Stunden brach man wieder auf, einem Walde unweit Rosenberg zu. Hier wurde im Versteck auf einen Kundschafter gewartet, der Nachricht von einer feindlichen Stellung bringen sollte, welche man zu überfallen gedachte. Ein Kosackenpiquet, welches vorgeschoben war, gewahrte Morgens um 7 Uhr einen großen Wagenzug mit Munition und Lebensmitteln, den zwei Kompagnien französischer Infanterie deckten. Der Major von Lützow eilte, hiervon Gebrauch zu machen. Die Kosacken, hundert Pferde stark, wurden beordert, den Angriff in die Spitze des Zuges zu machen; er selbst setzte sich mit einer halben Escadron auf, um in die Flanke zu dringen, und die andere Hälfte der Escadron blieb aufgestellt stehen, um den etwanigen Rückzug aufzunehmen. Wenige Stunden zuvor hatte Körner seinen Schwanengesang, „das Schwerdtlied" gedichtet, es mit Anbruch des Morgens in seine Schreibtafel eingetragen, und las es eben einem seiner Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Dieses Schwerdtlied hat viele poetische Naivetät. Der Dichter fängt die Unterredung mit seinem Schwerdt so an:

Du Schwerdt in meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?

Schauſt mich ſo freundlich an,
Hab meine Freude dran,
Hurrah.

Nachdem der Reiter nun mit dem Mahnen des Schwerdtes ſich verſtändigt hat, ſo heißt es weiter:

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutſchen Reiter,
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

Erſt that es an der Linken
Nur ganz verſtohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott ſichtbarlich die Braut.
Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen,
Bräutlichen Mund von Eiſen
An eure Lippen feſt.
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen ſingen,
Daß helle Funken ſpringen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eiſenbraut!
Hurrah!

Auf der Straße von Gadebuſch nach Schwerin, nahe am Gehölz, geſchah der Angriff. Die Franzoſen, welche den Wagenzug deckten, vertheidigten ſich hartnäckig,

allein sie mußten doch zuletzt dem kühnen Angriff weichen, und zogen sich schnell in das Gehölz zurück, um von hierab ihren Rückzug zu machen. Eben so schnell war aber auch die Verfolgung der bewaffneten Mannschaft. Die Schützen des Lützowschen Corps verfolgten mit dem leidenschaftlichen Ungestüm der Jugend und des Feuers für gerechte Sache den Feind in das Gehölz; Theodor Körner war einer der Ungestümsten im Vordringen. Seine Thatenlust riß ihn hin, und in dem Gehölz mit einem, darin seinen Rückzug deckenden Feinde sich einlassen zu wollen — das bekundet zwar den heldenmüthigen Sinn des jungen Kämpfers, — allein er wurde ein Opfer seiner Uebereilung des Patriotismus.

Die französischen Scharfschützen, welche in dem Gehölz sich postirt hatten, und welche überall in einem Versteck lagen, das sehr gut geordnet war, sandten ihre Kugeln auf die Lützowschen Jäger ab, welche das Holz säubern wollten. Körner, im Taumel des Sieges, und als junger Militair die Stellung des Feindes nicht kennend, eilte diesem Feuer entgegen, und eine fluchbeladne Kugel traf aus tückischem Hinterhalt den hochherzigen, deutschen Jüngling. Die Kugel streifte den Hals des Pferdes, ging ihm selbst in den Unterleib, berührte die Leber, und quetschte das Rückgrad. Dieses steht bekanntlich mit dem Gehirn in der engsten Verbindung, und bei einer so entschieden tödtlichen Verletzung wurde der Unglückliche auch sogleich der Sprache und des Bewußtseins beraubt. Nach wenigen Minuten hörte er auf zu athmen, und wahrscheinlich hatte er sogleich alles Gefühl des Schmerzes verloren. Kein Zeichen des innen wohnenden, höhern Gefühls konnte er fortan mehr geben; in schnellem Augenblick war das, was das Leben veredelt, bei ihm hinweggerafft; nicht

einmal eine Veränderung der Gesichtszüge, nicht einmal ein Zeichen des Schmerzes, bemerkte man bei ihm. Alle Versuche: ihn dem Leben wieder zu geben, waren fruchtlos. Es war am 26sten August 1813, Morgens um acht Uhr, als dieses traurige Ereigniß, welches ganz Deutschland mit Schmerz erfüllen muß, sich begab.

Die Lützowschen Jäger waren durch den Hinfall ihres Lieblings, ihres Stolzes ergrimmt, und wuthentflammt stürzten sie in das Versteck des Feindes. Was nicht entrinnen konnte, wurde niedergeschossen, niedergehauen oder gefangen genommen. Die Franzosen mußten den Ungestümen das Feld räumen, und fast der ganze Wagenzug wurde eine Beute des Major von Lützow.

Außer Theodor Körner fiel an diesem Tage ein junger Graf Hardenberg, der als Freiwilliger bei den Russen diente, und eine Abtheilung Kosacken hier führte. Ohnfern Körner wurde auch er tödtlich getroffen, und außerdem blieb noch ein Lützowscher Jäger. Die irdischen Ueberreste der Gebliebenen wurden bei der Rückkehr zu dem Corps selbst auf Wagen gelegt, und kamen in dem stillen Pomp einer wahren Trauer, in dem Quartier zu Bübelow, mit Eichenzweigen bedeckt, an. Unter einer Eiche, in deren vollem Gipfel der Wind schon seit vielen Jahrhunderten gebraust hat, wurde der hochherzige deutsche Jüngling von seinen Waffengefährten zu der Ruhe gebracht, welche sein kühn anstrebender Geist hienieden vergebens gesucht hatte, und Thränen, welche den Krieger ehren und zieren, fielen an dem Grabe des jungen deutschen Scalden. Der Wanderer findet diesen Grabhügel nahe an einem Meilenstein auf dem Wege von Lübelow nach Dreikrug, bei dem

Dorfe Wöbbelin, eine Meile von Ludwigslust entfernt. Nachher schenkte der Herzog von Meklenburg-Schwerin diesen Platz dem tiefgebeugten Vater Theodor Körners, und dieser besorgte dessen Umzäunung und die sinnige Bepflanzung dieser deutschen Nationalstelle. Ein in Eisen gegossenes Denkmal sichert jetzt die Stätte, welche die irdischen Reste des Herrlichen birgt, doch dieses Eisen wird im Lauf der Zeit eher verwittern, und die Atome der Erde wieder geben, als Körners Name in den Tafeln der Geschichte verwischt wird. Die Mitwelt vertraut diesen Namen als ein heiliges Denkmal deutscher Treue, deutschen Muthes, deutschen Bardengesanges der Nachwelt an, und die Nachwelt wird dieses Pfand ehren, schützen und erhalten, da Wahrheit der Geleitsstern ist.

Neben ihm ruhen jetzt die Reste seiner Schwester, Emma Sophie Luise, die für den Bruder eine solche Liebe hatte, daß ein stiller Gram an ihrem Leben zehrte. Die letzten Kräfte des jungen Lebens wandte sie dazu an, sein Bildniß zu malen, und die Grabstätte zu zeichnen, welche auch ihre irdischen Reste aufnehmen sollte.

Welche Freunde Theodor Körner unter seinen Waffengefährten hatte, und wie sehr er die kriegslustige Jugend um sich her zu Großthat, Vaterlandsliebe und festem Vertraun zu beseelen vermochte, das rühmen alle, die in seiner Umgebung waren. Einer seiner in dem Kriegsleben ihm zugefallenen Freunde, von Bärenhorst, war untröstlich, als er Körners Leiche erblickte. Wenige Tage nachher stand er auf einem gefährlichen Posten in dem Gefecht bei der Göhrde. Mit den Worten: „Körner, ich folge dir!" stürmte er in den Feind, und — kehrte nimmer wieder zu den Lebenden heim. — Auf

ähnliche Art fiel nach mehrerer Zeit Friesen, ein hochbegabter, kräftiger junger Mann, der noch in den letzten Augenblicken der Gefahr, Körners großes Beispiel in der Erinnerung habend, dem unvermeidbaren Tode die deutsche Brust entgegen warf.

Das Aeußere Theodor Körners war eigentlich nicht einnehmend. Ein schnell aufgeschossener Körper ohne anscheinende Kraft und würdevolle Haltung, und das Gesicht ein Gemisch unbedeutender Züge und Formen; für das alles aber entschädigte ein dunkelglühendes, schnell bewegtes Auge, und die Farbe der blühenden Gesundheit verkündete den Natursohn. Diesen Naturssohn verleugnete er nie, und darum stieß er so oft gegen die Formenwelt an. Im Umgang war er stark und kräftig in seinen Ausdrücken, die er nicht immer den Umgebungen und der Convenienz gemäß, genau wählte; ein großer Feind war er aller unnützen, falschen Zierei in dem Gesellschaftsleben, aber er war auch zugleich wieder sehr herzlich gegen jeden Hochgesinnten. Schmeichelei und Verstellung haßte er, und Rang und Stand dessen, mit dem er sprach, waren ihm gleich, sobald der Mann selbst ihm den Rang, den er bekleidete, nicht empfahl. Es war ihm unmöglich, dem Weltton, so wie sein Vater es wünschte, sich anzueignen; die Gesellschaft jugendlich-kräftiger Menschen zog er vor, ohne

jedoch in den Fehler zu verfallen, daß er sich selbst, seinen Beruf und seine Menschenwürde dabei vergessen hätte. Er war auch ein Verehrer des Bachus, doch ein Schlemmer war er durchaus nicht. Er kränzte dem Gott den Becher nur, weil dann der muntere Kreis zu freierer Fröhlichkeit belebt wurde. In einigen Rundgesängen hat er sich darüber, den Becherklang nicht zum Zweck, sondern zum Mittel zu machen, ausgesprochen. In dem „Trinklied" sagt er:

Jetzt sind die Gläser alle leer,
Füllt sie noch einmal wieder.
Es wogt im Herzen hoch und hehr,
Ja, wir sind alle Brüder,
Von Einer Flamme angefacht —
Dem deutschen Volke sei's gebracht,
Auf daß es glücklich sei,
Und frei!

In dem „Weinlied" sagt der Dichter:

(Einer.)

Aber jetzt der letzte Trank,
Rheinwein glüht im Becher!
Deutscher Barden Hochgesang
Tönt im Kreis der Zecher.
Freiheit, Kraft und Männerstolz,
Männerlust und Wonne,
Reift am deutschen Rebenholz,
Reift in deutscher Sonne.

(Chor.)

Am Rhein, am Rhein
Reift deutscher Wein,

Uhd deutsche Kraft
Im Rebensaft.
Dem Vaterland mit voller Macht
Ein dreifach donnernd Hoch gebracht.

Für mehrere dieser Gedichte machte er die Compositionen selbst, und er sang sehr gern, ob er gleich nicht Anspruch darauf machen konnte und wollte, mit einem auffallend schönen Organ begabt zu sein.

Aus diesen flüchtigen Anstrichen, welche von seinem Jugendleben gegeben, wird man sich auch davon überzeugen, daß Geld für ihn ein zu geringfügiges Metall war, als daß er einen besondern Werth darauf gelegt hätte. Die Jugend, nämlich die kraftvolle Jugend, sehnt sich überhaupt nur nach Thaten und Namen; die ängstliche Beachtung des Werthes des Geldes ist ein trauriges Erbe der herannahenden Schwäche, und wenn schon der Jüngling den Reichthum zu der Tendenz seines Strebens machte, so war er ein flacher, beschränkter Kopf, der nach fremder Hülfe das Bedürfniß fühlte. Um so weniger aber konnte Körner den fein-bürgerlichen Glauben von dem Werthe des Geldes annehmen, da der Beruf zum Dichter ihn über das gemeine irdische Treiben und Thun hinwegsetzte. —

Von der Zeit seiner Entwicklungsperiode an suchte er, in allen Verhältnissen seines Lebens, in Stunden der Weihe, in Stunden, wo sein Drang, die Gefühle auszusprechen, ihn mahnte, die Einsamkeit, die Natur auf, und diesen einsamen Wanderungen, Betrachtungen und Beschauungen haben wir die gelungensten seiner Gedichte zu verdanken. Es traf bei ihm ein: Poeta non fit, sed nascitur! und in der Brieftasche, welche er stets bei sich führte, zeichnete er schnell, im Augenblick der Weihe,

das auf, was sein Genius bei den stillen Betrachtungen ihm zugeflüstert hatte.

In diesen Zeiten vernachlässigte er sein Aeußeres in Kleidung und gesellschaftlichem Benehmen oft sehr. Wir können nicht annehmen, daß er darin eine Originalität gesucht habe; wir glauben vielmehr, daß der phantastische Kopf in solche enge Formen nie gezwängt werden könne, als die fein bürgerliche, prosaische Welt verlangt und erwartet. In einer größern, schönern und bessern Welt lebte und schwärmte er, und es hielt ihm schwer, zu dem flach-alltäglichen Menschenleben sich hernieder zu ziehn, — daher überall seine Verstoße gegen die ängstlich gezogenen Gränzen des Bürgertons, welche ein so feuriger, hochanstrebender Blick nicht bemerkte.

In Urtheilen über Kunst und Wissenschaft konnte Körner sehr absprechend sein, wenn er Menschen vor sich hatte, die auswendig gelernte Urtheile anderer wieder herplapperten, oder die am Reimgeklingel und unbezeichneten Gesingel hingen, die an dem Bangen und Verlangen mit matten Augen hangen, denen das Karfunkeldunkel ein wichtiges Gemunkel! — Er suchte reine poetische Klarheit in seinen Gedichten, und zürnte daher mit Recht auf jene Mondwandler. Ohne eine gewisse Selbstständigkeit, welche auf das leichte Volk der Luft Funken wirft, die den verkohlten Stoff beleuchten, kann ein Original nicht Original sein. — Fand aber Körner Menschen, deren gewichtiges Wort ihn ergreifen mußte, so war er auch der bescheidenste Schüler, den es geben kann, und ließ sich gern belehren.

Daß Körner, ohnerachtet er nicht den unmittelbaren Beruf dazu hatte, dennoch die Waffen ergriff, als einer von Deutschlands Löwen die Mähnen schüttelte und sich emporreckte, — eines mehrern bedarf es nicht, um

darzuthun, daß er einer von den wenigen Sterblichen war, in denen Poesie und Wahrheit, Wort und That, Gesang und Handlung zu einem einzigen, glänzenden Idol zusammenschmolzen, welches die Mitwelt anstaunen muß, die Nachwelt bewundern wird.

Mancher Dichter singt mit seinem ersten Liede seinen Schwanengesang, weil späterhin Eitelkeit, Ziererei, ein manierirtes Wesen ihn von der richtigen Bahn abführte; bei Theodor Körner aber finden wir, daß seine Gedichte immer mehr den Stempel der Vollendung, der Originalität an sich tragen, je länger sein Genius ihm zuflüsterte. Rechnen wir nun dazu seinen hohen, deutschen Sinn, der durch That sich verkündete, so kann die Mitwelt in der That es nicht genug beklagen, daß dieser Sänger so früh sein Ziel finden mußte. Hätte Theodor Körner die Befreiung Deutschlands erlebt, wäre er Zeuge der Leipziger Schlacht gewesen, war er bei dem Waffengemenge von Belle-Alliance noch unter den Lebenden, — welche Gesänge würden den Lippen des hochherzigen Sohnes Germaniens entströmt sein! Dem Sänger gebührt es, die Großthaten der Zeit der spätesten Zukunft zu überliefern, und Körner war ganz dazu geeignet, die Errungenschaft des wiedergebornen Deutschlandes den kommenden Geschlechtern herrlich zu verkünden. — Um seinen Hinfall trauern seine Freunde, klagt die Geschichte, weinen die Musen!

In der nächsten Ostermesse werden folgende interessante Werke in der Verlagshandlung dieses Journals erscheinen, und wird ein respectives Publicum schon jetzt aufmerksam darauf gemacht:

Baumgarten, J. C. F., Stoff zu angenehmen Denkübungen für die Jugend.

Buch, das schwarze, des französischen Kaiserhofes. Eine Darstellung und Beleuchtung der Handlungen und Verbrechen, welche durch Napoleon und seine Gehülfen verübt worden sind. Dritte Auflage.

Cramer, F. Gedichte.

Malinowsky, Capitain v., Elementarbuch der Insektenkunde, vorzüglich der Käfer. Nebst einer Anweisung, die Insekten zu erkennen, zu bestimmen, zu finden, aufzuspießen, zu sammlen, zu stellen, aufzubewahren und zu versenden. Ein Geschenk für kleine Insektensammler.

Müller, H., der neueste deutsche Jugendfreund, oder Erzählungen für Knaben und Mädchen, zur Ausbildung ihres Verstandes und Herzens. 2 Thle.

Nagel, J. F. G., Gedichte.

Nicolai, Carl, Umgangsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts. 2 Bde. Velin- und Schreibpapier.

Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft, unter Napoleon Buonaparte, in den Jahren 1812 — 1815. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für die Jugend bearbeitet. Erster Band.

Romane.

Hildebrandt, C., der achtzehnte October, oder das eiserne Kreuz. Ein Roman in drei Theilen.

Ignez und Leonelli. Eine spanische Geschichte. Lorenza. Adelaide und Adelbert. Franziskus. Erzählungen von B.

Riesensteinburg, die, oder deutsche Frauenwürde. Ein historisch-romantisches Gemälde der Vorzeit. 2 Bde.

Wundergeschichten und Legenden der Deutschen. 2 Bde.

Folgende interessante Schriften sind vor kurzem erschienen und für beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ideen über die preußische Volksrepräsentation. 14 gr.

Dr. Schrader, Prüfung der gegen die Krätze empfohlenen und gebräuchlichen Mittel. 6 gr.

Charakterschilderung von Napoleon Buonaparte. Aus dem Französischen. 16 gr.

Dr. Ludw. Dankegott Cramer (Bibliothekar der Universität zu Wittenberg), Ueber den schädlichen Einfluß des französischen Despotismus auf die Literatur der Deutschen. 1 Rthlr. 12 gr.

Reise eines Deutschen nach Paris mit der französischen Armee im Jahre 1814. Nebst Beschreibung vieler denkwürdigen Begebenheiten, welche sich während der Anwesenheit der hohen alliirten Mächte daselbst

zugetragen haben und der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Stadt Paris. 2 Thle.

2 Rthlr. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Merkwürdige Abentheuer eines Deutschen bei der bis Paris retirirenden französischen Armee, während des Feldzuges im Jahre 1813 — 14. Nebst Beschreibung der Stadt Paris und ihrer Denkwürdigkeiten. 2 Thle.

Neuestes Gesellschaftsbüchlein für frohe Zirkel. Enthaltend die besten Lieder von Schiller, Voß, Langbein, Göthe, Tiedge, Theodor Körner, Matthisson u. a. m., und die vorzüglichsten Scherz- und Pfänderspiele. Nebst einem Anhange der auserlesensten Karten- und anderer Kunststücke. 2 Thle. 18 gr.

Briefe, vertraute, eines ehemaligen westphälischen Staatsdieners, die geheimen Verhältnisse einiger hohen Verwaltungsbehörden im aufgelößten Königreiche Westphalen betreffend. 8 geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Führer, unentbehrlicher, für Harzreisende. Enthaltend die Geschichten und Sagen der alten Schlösser, Klöster und Ruinen, und die Beschreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. Neue wohlfeilere Auflage. 12 geh. mit Kupfern. 1 Rthlr.

Folgende neue Schriften sind besonders Leihbibliotheken und Lesezirkeln zu empfehlen:

Abenderheiterungen, mit prosaischen und poetischen Beiträgen von Klamer Schmidt, Gramberg, Schlüter,

Elise Bürger, Horstig, Nonne, Goldmann, Rese, Depping, Prätzel u. a. m. Herausgegeben von Fr. Raßmann. 1 Rthlr. 8 gr.

Nicolai, C. Festtagslaunen, 2 Bände 2 Rthlr. 1ster Theil enthält: I. Die zweite Gattin. Eine Erzählung. II. Phaner und Theano. Eine griechische Geschichte. III. Der Trunkenbold. Ein Schwank in Versen. IV. Merkwürdige Geschichte einer Maus. Ein Schwank.

2ter Theil enthält: I. Der zweite Gatte. Eine Erzählung. II. Die Kunstausstellung. Ein Schwank. III. Der Spatziergang und seine Folgen. Eine Erzählung.

Joachims Abentheuer, oder die Kunst, ein großer Herr zu werden. Eine Geschichte aus den Zeiten der Bülletins. Von Baptist von Heinsburg. 2 Thle. 2 Rthlr.

Mary und Jerome, oder Liebe und Betrug. Mehr als Roman. Von Baptist von Heinsburg. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Oskar und Malvina, oder die Macht der Vaterlandsliebe. Eine Urkunde aus dem heiligen Kriege. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 14 gr.

Sonntagsnovellen. Von C. Nicolai. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

(1ster Theil enthält: I. Maria, oder das stille Pfarrhaus; eine Begebenheit während des letzten Krieges. — II. Meine Reise aus dem Zimmer in die Schlafkammer. —

2ter Theil enthält: I. Der eifersüchtige Ehemann. II. Der Ehemann ohne Eifersucht.)

Magazin

der

Biographien

denkwürdiger Personen

der

neuern und neuesten Zeit.

Ein

historisches Journal in zwanglosen Heften.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Ersten Bandes zweites Heft.

Quedlinburg 1816,

bei Gottfried Basse.

I.

Moreau.

Praeter virtutem nil immortale tenemus; mens manet et virtus; cetera mortis erunt.

Digitized by Google

Moreau.

Der Name des Generals Moreau ist bekannt, geachtet und beliebt; der stillglänzende Werth des Mannes verdient, auch der Nachwelt übertragen zu werden. Je wenigeres Gepränge Moreau mit seinem Namen, mit seiner öffentlichen Repräsentation trieb, je kräftiger er aber auch wirkte, und je mehr er der Geleitsstern der Guten war, daß sie nicht bei dem unheilbringenden Hader der Entfesselung eines ganzen, rüstigen Volkes in den Strudel der Gemeinheit mit hinabgezogen würden; je nüchterner, einfacher und besonnener, je bescheidner und anspruchsloser er war, als es in seiner Gewalt stand, die Zügel der Regierung zu ergreifen, — um so schätzenswerther, größer und höher ist auch seine Entsagung, sein Verzichten, wovon die Nachwelt unterrichtet werden muß. An dieser Scheidemark des Republikaners sanken viele vor Moreau; Octavianus Augustus, Julius Cäsar, Attilla, Fiesko und Napoleon

Buonaparte, außer diesen aber viele andere, sind überzeugende Beweise davon, daß der Mensch eine Sucht zum Herrschen hat, daß er die Gleichheit nicht ertragen, die größte aller Würden, das Entsagen, nicht kennen lernen will. Um so schätzenswerther ist daher Moreau, indem der eitle Stolz höherer Gewalt ihn nicht bethörte, da er, nicht etwa aus Trägheit, sondern aus Ueberzeugung, aus Wahrheitsgefühl da das Stillleben vorzog, wo viele, große, hochherzige Menschen vor ihm durch den Schimmer, den Gewalt um sich wirft, getäuscht, ihr Thun einer unbelohnenden Scheingröße geopfert hatten.

Johann Victor Moreau ist zu Morlaix im ehemaligen Niederbretagne geboren, an einem Ort, welcher mit der Seeküste, die nach dem freyen Albion hinschaut, in naher Verbindung steht, und wo die Stadt denn auch schon den Sinn der Freiheit eingeathmet hat. Das Jahr 1763. wird als das Jahr seiner Geburt angegeben. Sein Vater war ein sehr beliebter Advokat in Morlaix, und hatte außer Johann Victor noch fünf Söhne und zwey Töchter.

Der Vater bestimmte seinen Sohn für den Stand der Rechtsgelehrten. Zu der damaligen Zeit Frankreichs war freilich nicht daran zu denken, daß in diesem Stande eine besondere Erhebung des Bürgerlichen möglich sey; allein der Vater berücksichtigte auch nur die künftige Praxis des Advokaten, wozu er selbst seinen Sohn bilden wollte, und daher ließ er die laut ausgesprochene, sich verkündende Neigung des Jünglings, in den Soldatenstand zu treten, unbeachtet. Nichts desto weniger entwich Moreau aus dem väterlichen Hause und nahm in seinem achtzehnten Jahr Kriegsdienste unter den königlich französischen Linientruppen. — Der Vater kaufte ihn wieder los, und hielt ihn dazu an, daß er auf der Universi-

tät zu Rennes sich für seinen künftigen Stand weiter ausbilden solle. Es dauerte aber nicht lange, so ließ der junge Moreau sich von neuem anwerben. Jetzt aber zögerte auch der Vater mit der Bereitwilligkeit zum Loskaufen des Sohnes. Diesesmal wollte er den Versuch machen, ob sein Sohn nicht bald von selbst des Unangenehme und Drückende des Soldatenstandes, den Zwang des Dienstes unter jungen Obristen des alten Adels kennen lernen würde. Der Vater hatte sich nicht verrechnet; schon nach vier Monaten kehrte der junge Moreau zurück, legte die Uniform ab, und war wieder ein eifriger Lehrling auf der Akademie. Von diesen vier Monaten aber stammt die Entwickelung des nachherigen großen Talentes des Helden ab. Er lernte nemlich in dieser Zeit den Unterschied zwischen Willen für die Freiheit und zwischen der Form und dem Besitzthum des Royalismus kennen, und nebenbei hatte er, mit seinem Willen, mit seiner Thätigkeit, mit seinem glänzenden Kopf, Gelegenheit genug, es zu bemerken, wie die Treibhauspflanzen der Regierung von dem reinen, wahren Talent schon jetzt überschattet wurden, und wie dieses reine, wahre Talent sich nach dem Augenblick sehne, in Wort, Handlung und That frei sich verkünden zu dürfen. Den Werth größerer weltbürgerlicher Freiheit erwägend, und wohl in das Auge fassend, kehrte Moreau zu seinen Studien zurück.

Hier zeichnete er sich nun durch seinen Fleiß, seinen hellen Blick und durch seine Mäßigung und Mäßigkeit vor seinen Mitgenossen auf eine rühmliche Art aus; die Ueberlegenheit seines Geistes wurde sogar von seinen Gefährten anerkannt, und würde nicht von ihnen in der reinen Wahrheit gewürdigt seyn, wenn nicht Moreau eine Bescheidenheit überall gezeigt hätte, die Achtung

vor der Reinheit und Wahrheit seines Benehmens geben mußte. Moreau hatte übrigens, obschon sein ganzes Gemüth nach dem Anti-Royalismus sich hinneigte, durchaus nicht, in diesen Jahren der wilden Jugend, jenen unbedeutsamen, aber denn doch stöhrenden Trotz, welcher eine Menge Worthelden bildet, die nur so lange oben aufschwimmen können, bis die Luftblasen zerplatzen müssen. Er war in diesen glücklichen Jahren, wo die ganze Welt dem jungen Manne, dessen Talente erst noch entwickelt werden sollen, der noch nicht ermüdet ist von den schweren Erfahrungen des Lebens, offen steht, schon so behutsam und besonnen, daß er bald zum prévôt de droit ernannt wurde. Man könnte auf Deutsch dieses Wort als „Rechtsprobst" übersetzen;* allein, da in Deutschland die altfranzösische Verfassung nicht ist, so können auch die französischen Titel keinen richtigen Namen in deutscher Uebersetzung finden. *) Genug, in dieser Anstellung zeichnete sich Moreau, was sein erster Versuch in öffentlicher Wirksamkeit war, bei gegebener Gelegenheit besonders durch eine sehr schöne Vertheidigung des dritten Standes (tiérs état) aus, und gewann sich dadurch, ohne daß er es wollte, eine Werthschätzung und eine Beziehung bei denen, welche das große Gebäude der französischen Umwälzung schon angelegt hatten, und bei der unnennbaren Masse derer, welche hierbei als Handarbeiter angestellt waren. Selbst seine Gegner mußten ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und der allgemeine Beifall, welchen er gewann, verbunden mit dem, daß sein Vater die Advokatur be-

*) Möchte doch diese Ziererei durch französische Benennungen auch in dem ganzen Kriegs- und diplomatischen Wesen wegfallen!

trieben hatte, mag wohl zu dem allgemein aufgefaßten Gerücht Anlaß gegeben haben, daß er vorhin Advokat gewesen sey, und aus diesem Verhältniß in den Strudel der französischen Revolution sich geworfen habe.

Der Kampf für die Freiheit des Volkes wurde immer mehr eingeleitet, und die Versammlung der Notabeln bildete sich. Moreau wurde eher Soldat für die aufblühende Republik, als er Diener des Staats wurde, daher konnte denn auch in ihm die Revolution nur die Tugenden des Volksfreundes entwickeln.

Im May 1788 war er an der Spitze der Studenten und der Bürgerjugend von Rennes, welche in Gemeinschaft mit der Provinz gegen die Eingriffe des Ministeriums die Waffen in Bewegung setzten. Dieses erste Aufzucken der Revolution wurde zwar unterdrückt, weil noch keine Einheit in dem rohen Stoff war; indessen, der Befehlshaber der Königlichen Truppen vermied es denn doch, damit er Aufsehn vermeide, Moreau zu verhaften. Zu Ende des Jahres, als die Stände mit der Nation in Streit geriethen, erklärte sich Moreau im Namen der Bewaffnung von Rennes und Nantes gegen die ständische Versammlung, und das ernste Wort, welches er führte, war vielleicht die erste Veranlassung zu dem Ausbruch der Revolution, wie sie späterhin sich entfaltete. In seinem feurigen, jugendlichen, freien Gemüth lebte nichts, als der Begriff der Rechte des Volkes, und mit glühendem Eifer sprach er, durch das Studium der griechischen und römischen Geschichte entzündet, laut und öffentlich davon.

Die Königliche Parthei hatte im Auslande Schutz gesucht, und das neu sich gestaltende, republikanische Frankreich, rief die Freiwilligen zum Kriegsdienst, gegen die Gränzen hin, auf. Die größern Städte stellten ein,

auch mehrere Bataillone. Die Stadt Rennes lieferte ein Bataillon in das Feld, und Moreau, welcher bereits 1790 die Conföderation der Bretagner in Pontiry mit Glück geführt hatte, wurde wegen der allgemeinen Liebe und Achtung, die er hatte, zum Chef dieses Bataillons von Nantes ernannt. Das genaueste Studium der Strategie war von jetzt an seine Beschäftigung, denn er war nun in die Laufbahn gestellt, zu welcher er schon früher sich hingezogen gefühlt hatte.

Mit guten Kenntnissen versehen, eigentlich aber noch ganz unerfahren in dem Mechanischen des Dienstes, eilte er mit seinem Bataillon an die Gränzen, in die Linien der Nordarmee. Doch dieses Mechanische des Dienstes lernte er um so schneller, da bei der schnellen Aufstellung der Armeen der Republik alles Schwerfällige von der innern Einrichtung des Soldatenwesens und alles Tändelnde, Spielende, Nutzlos-Pomphafte, welches man nur bei monarchischen Armeen findet, entfernt war. Bei seinem scharfen Blick, bei seiner Unermüdsamkeit, seiner Furchtlosigkeit und bei jener sich stets gleich bleibenden Besonnenheit, ohne welche kein großes militärisches Talent sich entwickeln kann, füllte er bald die anvertraute Stelle aus, und machte ihr Ehre.

Seinen Obern war er lange Zeit nur wegen seines Muthes, seiner Unerschrockenheit und wegen seines Glückes im Kriege bekannt. Kenner des Kriegsspiels werden zugestehn, daß ohne Glück, welches seine Söhne wunderbar beschützt und führt, der talentvollste Soldat nie eine große Feldherrnrolle spielen wird. — Dieser Hinsichten wegen wurde Moreau auch als Bataillonschef beibehalten, als die Abtheilungen der Freiwilligen den Linientruppen einverleibt wurden. Er stand nun unter dem Oberbefehl von Pichegrü, wurde aber

um deswillen nicht besonders erhoben, weil er die Konstitution von 1793 laut verworfen hatte.

Zuerst bemerkte es der General Souham, welches große militärische Talent in dem Major Moreau nach einer weiteren Entwicklung ringe, und Souham stellte ihn bei seinem Generalstabe an. Der Generalstab ist die Schule, wo ein großes militärisches Talent sich entwickeln kann, weil man von hierab im Reinen, im Großen, die Truppen- und Kriegsbewegungen, die Schlacht selbst und deren Zweck und Folgen übersieht. Moreau benutzte diese ihm gegebene Gelegenheit trefflich, und besonders die erste Hauptschlacht, welcher er beiwohnte, die von Neerwinden, (d. 18ten März 1793.) erweckte in ihm, wie früherhin die von Rocroy in dem großen Condé, das Talent des Feldherrn.

Noch in demselben Jahre, nemlich im Julius 1793, wurde er als Brigadegeneral angestellt bei der Nordarmee, und am 14ten April 1794. erhielt er die Bestallung als Divisionsgeneral bei derselben Armee. Pichegrü, welcher die großen Feldherrngaben und den gemäßigten Freiheitssinn des jungen Moreau kennen gelernt hatte, war der Förderer zu dieser Erhebung gewesen. Bald darauf wurde Moreau der innigste Freund des Obergenerals Pichegrü, und wenn auch eben diese Freundschaft späterhin ihn der Gefahr aussetzte, unter dem Henkersbeil ein edles, großes, republikanisches Leben verbluten zu müssen, so war er doch immer auch in diesen Zeiten der Gefahr der treue Freund, der treue Vertheidiger des Freundes. — Als Divisionsgeneral führte er den rechten Flügel der Nordarmee in jenem merkwürdigen Feldzuge, welcher ganz Europa in Schrecken setzte, indem die bis dahin von den monarchischen Staaten verachtete französische Nordarmee mit einer gro-

ßen Kühnheit über das Eis ging, und Holland eroberte. Moreau ging mit seinem Flügel über die zugefrorne Waal.

Um nur Einiges von den glücklichen Unternehmungen Moreau's in diesem Feldzuge gegen Holland anzuführen, so bemerken wir Folgendes: — Das Erste von Bedeutung, was er leistete, war die Belagerung von Menin und Ypern. Ypern ergab sich, nachdem es siebzehn Tage stark beschossen war, an Moreau, mit einer Besatzung von 6000 Mann und 100 Kanonen, am 11ten Junius. Am 28sten Julius nahm er das Fort Eclüse auf der Insel Cadsand mit 70 Kanonen weg. Gleich darauf, nach einer Belagerung von 21 Tagen, nahm er auf derselben Insel auch das Fort Sluis, welches mit 2000 Mann und 152 Kanonen auf Discretion sich ergab.

Hier verdient ein Zug bemerkt zu werden, welcher „den Menschen" Moreau adelt. Als nämlich eine Truppenabtheilung nach der Insel Cadsand übersetzte, während er selbst am Ufer diesseits den Uebergang kommandirte, bemerkte er in dem Transport ein kleines, bemanntes, aber leck gewordenes Schiff, welches dem Untersinken schon nahe war, als es auf den Spiegel des Wassers kam. Ohne Weiteres warf er seinen Hut und Degen weg, stürzte sich dann in die Fluthen, und rettete von dem untersinkenden Schiff noch einen Kapitain, den er wohlbehalten an das Land brachte. Unter tausend Anführern eines ganzen Armeeflügels wird vielleicht nicht einer sein Gefühl für Menschen und Menschenwerth so bekunden. — Man kann auch diesen Zug nicht als abentheuerlich betrachten, denn wer setzt bei solcher Gelegenheit sein Leben wohl in Gefahr; eben so wenig kann man diesen Zug als theatralisch betrachten,

denn im Ganzen genommen beachtet die Menge durch dergleichen wohl den Mann, nicht aber den Feldherrn; — also als rein menschlich ist diese Handlung zu betrachten und zu würdigen. Ein General der Republik konnte so handeln, und durfte so handeln; in andern Verhältnissen würde er Weisungen bekommen haben, auf seinem positiven Platz zu bleiben. —

Uebrigens aber vollzog er auch nicht die entsetzlichen Befehle Robespierre's, welche verordneten, daß die Gefangenen von der brittischen Armee, und deren Anhängern sogleich erdrosselt, oder vergiftet, überhaupt aber aus dem Leben hinweggeschafft werden sollten. Er war Republikaner, aber ein gebildeter Republikaner, und mit Gefahr seines Lebens half er den Gefangenen zu Rettung des armseligen Menschenlebens durch, trotz dem, daß er unter Sanscülotten und Terroristen sich befand. Nie verleugnete er sein Menschengefühl in allen Schreckenszeiten, und eben dieser Umstand war es, welcher den Stamm der Armee zu ihm hinneigte, denn aus dem Guten nur besteht der Stamm.

Moreau's Vater, ein Greis von vier und siebzig Jahren, blutete, während sein großer Sohn Cadsand und Sluis eroberte, unter der Guillotine. Vor dem Fort Sluis erhielt Moreau diese traurige Nachricht, daß sein Vater in Brest am 31sten Julius guillotinirt worden; und warum? Mehrere Ausgewanderte hatten ihm Sachen von Werth in Verwahrung gegeben, und die Folge hiervon war, daß er bei den Jakobinern in den Verdacht gekommen, als sei er strenger Aristokrat, wo nicht sogar Royalist. — Der Sohn empfing diese Trauerpost mit schwerem Schmerz; doch, seine sich stets gleichbleibende Ruhe leitete ihn nicht zu einer Vorschnelligkeit, zu einem Affect, wodurch er den Zweck seines

Beginnens einer Ansicht, einem Ingrimm des Privatmannes geopfert haben würde. Dazu kam, daß er in jenen Schreckenszeiten, wo Robespierre, Danton, Petion und andere ihres Gelichters, täglich mehrere Hunderte hinwürgen ließen, auf die Gefühle des Sohnes verzichten mußte, sie wenigstens nicht laut werden lassen durfte, wenn er selbst nicht ein gleiches Schicksal, als sein hochbejahrter, würdiger Vater, hätte erfahren wollen. So viel aber konnte der unbefangene Moreau nicht bergen, daß er sich nicht laut hätte darüber äußern sollen, die jetzigen Gewalthaber seien Blutrichter, welche die neue Republik entwürdigten, und sie der Verachtung aller andern Staaten Preis gäben. Robespierre, der überall seine Kundschaften hatte, wurde von dieser heftigen Aeußerung das Generals Moreau unterrichtet; allein er wagte es auch jetzt nicht, den öffentlich anzugreifen, der schon die allgemeine Liebe und das Vertraun einer Armee, auf welche ganz Frankreich jetzt sein Augenmerk richtete, gewonnen hatte. In einem besondern Schreiben machte er dem General Moreau seine Vorschnelligkeit bemerklich, allein dieser — ließ den Brief unbeantwortet, und blieb bei seinem System. — Eigentlich hatte Moreau in dem ersten Affect, als er von diesem höchst strafbaren Verfahren benachrichtigt war, Frankreich als ein unwürdiges Vaterland verlassen, und fremde, wahrscheinlich brittische Dienste nehmen wollen; das Zureden seines gemäßigten und sehr besonnenen Freundes, Pichegrü, hielt ihn bei den Bannern der Republik fest. Daß er gerade in diesem Augenblick, wo er den Tod des Vaters zu rächen hatte, blieb, das gewann ihm und vermehrte ihm die Liebe, welche er schon früher in der Armee gehabt hatte, und seine Bestimmung als Feldherr schien nunmehr entschieden zu sein.

Moreau, als Befehlshaber des rechten Flügels der Armee, hatte anerkannt den wichtigsten Antheil an den Vorschritten der Armee in Holland gehabt, und als nach dem Treffen bei Bortel Pichegrü, krankheitshalber, den Oberbefehl niederlegen mußte, erhielt Moreau das Generalcommando im März 1795. Er beschloß den Feldzug damit, daß er die Veste Bentheim nahm, wo er außer den Gefangenen dreißig Kanonen und zwölf Haubitzen fand. In dieser Zeitperiode der Vorschritte der französischen Revolution ist es ihm besonders dankbar anzurechnen, daß er eine strenge Mannszucht in der Armee wieder herstellte, und durch eine unbedingte Gerechtigkeitspflege den Waffen der Republik Ehre zu geben, überall strebte. In welcher Art Moreau eigenhändig die Auffo..rungen damals an die Kommandanten der belagerten Plätze erließ, davon nur ein Beispiel. An den Kommandanten von Menin, General Hammerstein, schrieb er: „Monsieur le commandant! L'humanité me décide, à Vous sommer de remettre sûr le champ à l'armée de la République française la plaçe, que Vous commandez. Une plûs lougue résistançe deviendroit inutile, et n'auroit pour Vous que le triste âvantage, de sacrifier tous Vos soldats. J'attends de Vous une réponse très promte et bien précise. Le Général etc. Moreau. *)

*) Mein Herr Kommandant! Das Gefühl der Menschlichkeit bestimmt mich, Sie aufzufordern, sogleich der Armee der französischen Republik den Platz zu übergeben, den Sie befehligen. Ein längerer Widerstand würde unnütz sein, und Sie würden dadurch nur den elenden Namen haben, alle Ihre Truppen aufgeopfert zu sehen. Ich erwarte von Ihnen eine schnell unbedingt bestimmende und entscheidende Antwort. ,c. Moreau.

Auch die Armee verdankte ihm wichtige Verbesserungen, in dieser Zeit, wo die Armeen der Republik sich eigentlich erst bildeten. Moreau war, den reinen Sinn des Soldaten, welcher für eine wahrhafte Sache in das Feld sich stellt, in das Auge fassend, ein großer Feind aller der Betrügerein und Unterschleife, welche durch den Troß der Armee eingeleitet werden, und die Armee selbst zum Verhungern oder wenigstens zum Verzweiflen und zu jenem bösen Mißvergnügen bringen können. Daher entfernte er auch von der Armee alle diejenigen, welche das Lager als eine Goldgrube betrachteten; auf der andern Seite aber hielt er auch sehr strenge darauf, daß seiner Mannschaft pünktlich und vollständig das gereicht wurde, was der ermüdete Soldat erwarten durfte. Eben durch diese genaue Vorsorge, worin er unermüdet war, gewann er immer mehr die Liebe und das Vertraun der Armee.

Jetzt nahete der Zeitpunkt, wo Moreau Gelegenheit fand, ganz Europa aufmerksam zu machen auf den jungen Feldherrn, und von ganz Frankreich sich die Anerkennung des Werthes abzutrotzen, womit er, bescheiden genug, niemals ruhmredig gewesen war.

Carnot nemlich leitete im Directorium die Kriegsangelegenheiten. Die große, durch England gegen Frankreich angereitzte Koalition der Nordmächte Europa's, welche durch den Pilnitzer Tractat vorzüglich eine scheinbare Einmüthigkeit bekommen gehabt, sah theilweise es ein, daß dieser Krieg von außen gerade das war, was die Revolution organisiren mußte, und darum trat Spanien von der Schaubühne ab, darum schloß Preußen den Baseler Separatfrieden, hauptsächlich wegen der Spannung zwischen den preußischen und östreichschen Feldherrn, welche Spannung die Franzosen denn trefflich zu

benutzen wußten. — Nur Oestreich und das deutsche Reich hatten noch große Streitkräfte im Felde, und diese Massen bedrängten den Rhein und Italien. Carnot entwarf 1796 den Plan, drei Armeen zu bilden, nämlich eine für Italien und zwei für den Rhein, welche letztere ihre Vereinigung an den Ufern der Donau finden sollten. Für die italienische Armee war Napoleon Buonaparte als Feldherr bestimmt, und was er in seinen italienischen Feldzügen gethan, wie er dort den französischen Waffen wieder aufhalf, und eine musterhafte Kriegskunde in diesen italienischen Feldzügen entwickelte, — davon ist hier die Rede nicht. So viel aber wollen wir bemerken, daß der Director Barras keinen besseren Einfall haben konnte, als den, den Obrist Buonaparte an die Spitze der italienischen Armee zu stellen. Daß dieser Obrist späterhin die Republik in die Tasche stecken würde, das freilich konnte Barras damals nicht ahnden.

Genug, in dieser Periode standen, trotz des Separatfriedens mit Preußen und Spanien, die Sachen schlecht für die junge Republik. Moreau und Jourdan wurden zu Befehlshabern der Armeen gegen Deutschland ernannt, und Oestreich sollte zum Frieden gezwungen werden.

Die Hauptarmee der Oestreicher stand an beiden Theilen des Rheins; am Oberrhein unter dem Befehl von General Wurmser und Erzherzog Karl, und am Niederrhein unter dem Prinz von Wirtemberg. Mit den Kontingenten des deutschen Reichs bildete diese Linie eine Streitmasse von 200,000 Mann. Hiergegen rückten nun die französischen Armeen an, nämlich die Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan, und die Rhein- und Mosel-Armee im Elsaß unter Moreau.

Diese Armeen waren anfangs nicht stark genug gegen die überlegnen Oestreicher, und beobachteten daher die Defensive. Zudem waren Jourdan und Moreau in einer großen Abhängigkeit von den Pariser Gewalten. Napoleon Buonaparte indessen machte in Italien mit reißender Schnelligkeit solche Fortschritte, daß in Mitte des May die Oestreicher es für gerathener hielten, den Kriegsschauplatz an den Rhein zu verlegen. Erzherzog Karl kündigte am 21sten May den Waffenstillstand auf, und am ersten Junius wurden die Feindseligkeiten am Niederrhein wieder angefangen.

Jourdan drang nun sehr eilig vor, und Erzherzog Karl kam an der Lahn und Sieg dem gedrängten Prinz von Wirtemberg mit 10,000 Mann zu Hülfe, schlug auch Lefevre und Kleber am 15ten Junius bei Wetzlar und am 19ten Junius bei Uckerod, so daß sie bis Düsseldorf weichen mußten. Außer jenen 10,000 Mann waren aus diesen Stellungen kürzlich auch noch 20,000 Mann von Wurmsers Corps nach Italien, wo sie höchst nöthig sein mußten, abmarschirt, und diesen Augenblick glaubte der besonnene Moreau benutzen zu müssen. Er zog schnell seine geringe Macht gegen Strasburg hin zusammen, die Oestreicher zogen sich über den Rhein zurück, und Moreau rückte am 23sten Junius in die Stadt ein, stand auch sogleich den 24sten Junius, bei guter Frühe, mit 36,000 Mann am rechten Rheinufer. Diesen Uebergang hätte man ihm freilich sehr erschweren können und sollen, allein durch Ueberraschung, wodurch späterhin Moreaus Nachahmer so oft siegte, erzwang sich hier der General Moreau den Besitz des Ufers, und auch Kehl, mit Reichstruppen besetzt, war genommen, ehe es sich von seinem Erstaunen hatte erholen können.

Moreau entwickelte bei und nach diesem Uebergang seine großen Talente. Er drang mit reißender Schnelligkeit gegen den Schwarzwald und gegen Rastadt vor, obschon jeder Platz ihm streitig gemacht wurde. Die schwäbischen Truppen waren durch ein östreichisches Corps unter General Szataray verstärkt; nichts desto weniger aber wurden sie am 28sten Junius bei Rennchen geschlagen, wo dem General Desair die Ehre des Tages gebührt. Würmser, der östreichische Generalissimus in dieser Linie war nach Tyrol abgegangen, weil die Vormauern von Italien her bedrohet wurden, und das Kriegskollegium hatte an dessen Stelle Latour gesetzt. Allein auch dieser wurde am 5ten Julius über die Murg geworfen, und Moreau, der Sieger, zog in Rastadt ein.

Unterdeß hatte Erzherzog Karl von Oestreich 25,000 Mann unter Wartensleben zwischen der Sieg und Lahn stehn lassen, eilte mit seinen übrigen Truppen an den Oberrhein zurück, dem übermüthigen Feinde entgegen, und am 9ten Julius kam es schon bei Herrenalb zu einem allgemeinen Treffen. Moreau hatte seine Stellung meisterhaft genommen, und bewies hier, was es heißt, einen guten Generalstab um sich zu haben, der die ganze Gegend kennt. Alle Gebirgspässe hatte Moreau bereits besetzt, als die östreichischen Linien anrückten, und so war es denn wohl keinen Zweifel unterworfen, das der Gewinn des Tages ihm werden mußte. Die Oestreicher fochten hier mit einer ruhmwürdigen Tapferkeit; allein die Stellung der Franzosen war zu fest, zu unangreifbar. In größter Ordnung zogen sich nach dem vergebenen Unternehmen die Oestreicher auf Ulm. Allein auch auf diesem Marsch ließ Moreau, der Unermüdete, ihnen keine Ruhe, und

drängte sie, unter steten Gefechten, bis Nördlingen und Donauwerth zurück.

Bei diesem Rückzug der Oestreicher bekamen die schwäbischen und fränkischen Stände ganz andere Gesichtspuncte, ganz andere Ansichten. Der damalige Markgraf von Baden war aus seinen Staaten vertrieben, und der damalige Herzog von Wirtemberg war sogar in seiner Hauptstadt angegriffen worden. Die Einzelnen waren zu schwach, dem bewaffneten Frankreich eine Macht entgegen zu stellen; sie ergriffen daher die klügste Parthie, nemlich die der Unterhandlung, und bereits am 17ten Julius wurde mit Wirtemberg und am 26sten Julius mit Baden ein Waffenstillstand geschlossen, der nachher unbedingt die Annäherung dieser Landtheile an Frankreich beurkunden mußte. — Wirtemberg und Baden schlossen gleich darauf mit der Republik Frankreich einen Frieden, wonach jene ihren Ansprüchen an die Besitzungen über dem linken Rheinufer entsagten, und keinen Feind der französischen Republik zu unterstützen versprachen. So übel und schwer auch diese Meinung und Erklärung in dem wahren Deutschland damals aufgenommen wurde, so konnte doch nur die Folgezeit Richter über diese diplomatischen Verhandlungen sein, und die Geschichte das Vorschreiten der Entwicklung der französischen Macht auf Deutschland würdigen sollen.

Auch Sachsen zog sein Kontingent zu der östreichischen Armee, welche damals die Rechte Deutschlands vertheidigen wollte, zurück, und der obersächsische Kreis schloß am 13ten August zu Erlangen einen Neutralitätsvertrag. Als nun ein aus Preußen, Hannoveranern und Braunschweigern zusammengesetztes Observationscorps von 42,000 Mann nach der Verhandlung vom 5ten August

die Neutralitätslinie bestimmte, konnte Oestreich, welches jetzt fast allein noch im Felde stand, der schnell vordringenden Armee des Moreau zwar noch große Streitkräfte entgegen stellen, allein es mußte bei der großen Täuschung, bei der schweren Erfahrung eine Schnelligkeit in der Bewegung versuchen, wozu kaum die Mittel vorhanden sein konnten, denn Moreau, der Feldherr, rasch, berechnet, niemals kühn und verwegen in seinen Bewegungen, handelte jetzt überall mit der großen Zuversicht, worauf Talent, mit Besonnenheit verbunden, vertrauen darf.

Bei dem Abfall der Reichsstände behandelte nun auch Oestreich den Krieg gegen Frankreich noch kälter als vorher, und Moreau benutzte diesen Zwiespalt schnell und glücklich, um immer weiter vorzudringen. — Jourdan hatte unterdeß seine Armee am Niederrhein wieder gesammelt, und ließ Truppenmassen mit Erfolg übersetzen. Schnell waren die Oestreicher zurückgedrängt, und nach einigen hitzigen Gefechten, nämlich bei Montabour (4ten Julius) und bei Friedberg (10ten Julius) erschienen die Franzosen am zwölften desselben Monats vor Frankfurt. Nach einem zweitägigen Bombardement ergab sich die Stadt. Lefevre nahm nun sogleich (17ten Julius) Aschaffenburg, Bernadotte besetzte Darmstadt, und Jourdan verlegte sein Hauptquartier nach Diebach. Die Oestreicher zogen sich auf Würzburg zurück, wurden aber auch von hier sehr bald durch ganz Franken hin bis an die Gränze von Böhmen zurückgeworfen, und Jourdan konnte bald darauf (am 19ten August) sein Hauptquartier nach Amberg verlegen. Zugleich hatte die italienische Armee, unter Napoleon Buonapartes Befehl die Oestreicher über den Mincio zu-

rückgeworfen, und in den Engwegen von Tyrol suchte diese Armee erst wieder einen Sammlungspunct auf.

Der kühne Plan, welchen Carnot entworfen hatte, schien jetzt seiner Ausführung nahe zu sein. Oestreichs Lage war für den Augenblick höchst mißlich. Die Armeen unter Jourdan, Moreau und Buonaparte, hatten sich so einander genähert, daß in kurzem ihre Vereinigung an den Gränzen Oestreichs zu erwarten stand, und in dieser Stellung konnte die Republik, Wien bedrohend, den Frieden vorzeichnen. In diesem mißlichen Zeitpunkt entwickelte Erzherzog Karl sein Feldherrntalent, und rettete die östreichische Monarchie von der Gefahr, einen schimpflichen Frieden eingehn zu müssen.

Er hatte bisher immer Moreau entgegen, südwärts der Donau gestanden, und Bewegungen gemacht, nach welchen die besondere Aufmerksamkeit der französischen Macht hieher sich wenden sollte. Unterdeß aber hatte er große Verstärkungen an sich gezogen, und, ohne seine Linie ausdehnen zu wollen, sich in Kolonnenmarsch gesetzt. Urplötzlich, während er Latour am Lech stehen ließ, brach er auf, ging den 17ten August bei Ingolstadt über die Donau, stieß am 22sten August bei Teiningen auf Jourdans rechten Flügel unter Bernadotte, und gewann hier, durch die Reiterei, einen entscheidenden Sieg. Die Folge dieses Sieges war, daß die geschlagne Jourdansche Armee sich nicht mit Moreau vereinigen konnte, und daß letzterer in die gefährlichste Lage gestellt war.

Der geschlagene Flügel Bernadottes warf sich auf das Centrum, welches unter Jourdan selbst jenseits Amberg aufgestellt war; Erzherzog Karl verfolgte aber rasch, und sandte dem Graf Wartensleben nach der böh-

mischen Gränze Befehl, sofort, es koste was es wolle, anzugreifen. Jourdan zog sich nach Amberg zurück, wo es am 24sten August zu einer sehr blutigen Schlacht kam. Wartensleben griff in der Front an, Erzherzog Karl in der rechten Flanke, und während der Schlacht vereinigte sich der Erzherzog mit Wartensleben. Die gänzliche Niederlage der Franzosen war hierdurch entschieden. — Auf dem schnellen Rückzuge wurden die Franzosen sogar von den fränkischen Bauern verfolgt; sie räumten am 30sten August Bamberg, sammelten sich bei Würzburg, und stellten sich hier wieder auf, wurden aber auch hier am 3ten September gänzlich geschlagen.

Die Flucht der Franzosen glich nun der von Roßbach; bis zur Lahn fanden die verfolgenden Oestreicher keinen Feind, Aschaffenburg und Frankfurt wurden geräumt, die Blokade von Mainz aufgehoben, Ehrenbreitstein entsetzt, auch Gießen und Wetzlar mußten die Franzosen verlassen, und in der letzten Schlacht, welche Jourdans Armee diesseits des Rheins bei Limburg lieferte, verlor die Macht der französischen Republik noch 6000 Mann und 40 Kanonen. Die Folge davon war, daß diese Armee der Republik sich hinter den Rhein zurückzog.

Moreau hatte sich anfänglich durch die Niederlagen, welche Jourdan erlitten hatte, nicht irre machen lassen. Er besetzte am 23sten August Augsburg, ging über den Lech, und drang in Baiern bis an die Iser. Sein linker Flügel legte sich vor Ingolstadt, München war bereits von den Oestreichern verlassen und der Churfürst hatte mit seiner Familie sich nach Sachsen begeben; alles war von Moreau vorbereitet, von dieser Seite den französischen Waffen eine Ehrenrettung zu geben. Da

wurde am 7ten September mit Baiern ein Waffenstillstand geschlossen, dem zufolge Baiern der Verbindung mit Oestreich entsagte, und den Franzosen freien Durchzug verstattete. — Auch die Nachrichten aus Italien lauteten erfreulich. Beide Flügel der östreichischen Armee waren bei Roveredo und Bassano geschlagen, und Napoleon Buonaparte hatte sich sogleich darauf in Bewegung gesetzt, den alten, tapfern Wurmser, der schon von Tyrol abgeschnitten war, gänzlich einzuschließen. Wurmser aber merkte die Art des Verfahrens, ihn in Corpsgefechten aufreiben zu wollen. Er schlug alle einzelne Divisionen, welche ihm entgegen gestellt wurden, er schlug den Obergeneral Buonaparte selbst bei Cerea, und vereinigte sich am 13ten September mit der Garnison von Mantua. So konnte die italienische Armee nichts für Moreau thun, Jourdans Armee war über den Rhein zurückgeworfen, und Moreau mit seinem Häuflein schon im Rücken abgeschnitten, hatte bereits am 11ten September bei Ingolstadt und München schwere Verluste erlitten.

Jetzt war der Zeitpunkt, wo Moreau seine Kunst als Feldherr vollständig zu entwickeln hatte. Im Vorrücken hilft das Glück, die Verwegenheit; auf dem Rückzug allein die Besonnenheit, die Taktik, die Liebe der Mannschaft zu dem Feldherrn. Der jüngere Cyrus, dessen Rückzug Xenophon so schön beschrieben hat, ist ein Muster für Feldherrn. Moreau's Rückzug kann, wenn man Besonnenheit, Entschlossenheit, genaue Berechnung der Verhältnisse, Tapferkeit und Ermüdungen aller Art, als die Grundlagen betrachtet, dem des Cyrus zur Seite gesetzt werden, und zwar um so mehr, da hier der Erfolg das Beginnen rechtfertigte.

Durch die Niederlagen Jourdan's war Moreau in

seiner mißlichen, vorgeschobenen, verwegenen Stellung umringt; die siegreiche italienische Armee konnte ihm, der den rechten Flügel führte, nicht zu Hülfe kommen, ihn nicht unterstützen, indem das Centrum durchbrochen war. Auf sich selbst, und auf das Vertraun, welches er bei seiner Mannschaft hatte, mußte er sich daher verlassen, und hieraus eine Selbstständigkeit bilden. — Er schickte den General Desaix an das linke Donauufer vor, um die Oestreicher in der Flanke zu beunruhigen; allein der Versuch war ohne Erfolg, und dagegen drang Erzherzog Karl in verschiedenen Kolonnenmärschen von Mainz und Manheim gegen den Oberrhein hin. Umringt von Feinden ohne Zahl, von Feinden, die ihm weit überlegen waren, mußte nunmehr Moreau darauf bedacht sein, schnell, und mit Besonnenheit die ermüdeten Truppen durch die Haufen der Feinde von der Iser bis an das rechte Ufer des Rheins zurück zu ziehen, denn er war von allen, die mit ihm in gleichen Wirkungskreise gewesen waren, verlassen, und sein vorgeschobenes Armeecorps war ohne alle Verbindung mit der Hauptmacht, mit dem Mutterlande. Ein geschickter Rückzug war das einzige Rettungsmittel bei der dringenden Gefahr, gänzlich aufgerieben zu werden. Dieses auszuführen, dazu gehörte gewiß eine nicht geringe Besonnenheit, ein nicht gewöhnliches Talent, eine nicht gewöhnliche Kenntniß der Ortsgelegenheit. Moreau war der Unwandelbare, welcher mit jener Kraft der Seele, so die Gemeinheit zurückwirft, das that, was der geborne Held thun muß, und was der zugeordnete Feldherr nie erlernen wird. —

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß besonders der Feldherr erst im Unglück seine wahre Größe bewähren kann. Ein stets siegendes Heer zu befehligen, dazu

gehört kein besonderes Geschick, kein Vertraun bei der Mannschaft, keine mühselige Berechnung. Der gemeine Mann folgt gern, blind und brav dem Glücksstern seines Führers, und daß unter solcher Konstellation Sieg auf Sieg folgen müsse, bis endlich der Krug bricht, das gehört zu der Ordnung der menschlichen Dinge. Allein, bei einer geschlagenen Armee das Vertraun zu erhalten, sie selbst zusammen zu halten, auch auf dem Rückzug dem siegestrunkenen Feinde Achtung einzuflößen, jeden Fußbreit Landes sich streitig machen zu lassen, das Vertraun zu sich selbst und die Besonnenheit nicht zu verlieren, dazu gehört in der That kein kleines Talent. Napoleon Buonaparte war groß als Feldherr, so lange er im Vorrücken war; eine geschlagene Armee konnte er nimmer befehligen. Dreimal hat er nach verlornen Schlachten die Armee verlassen, und mit der verlornen Schlacht auch den Kopf verloren. Um nur von der neuern Geschichte zu reden, so war nach der Schlacht von Austerlitz, nach der Schlacht von Jena auch nicht die Besonnenheit auf ihrem rechten Platz; Friedrich der Zweite hingegen bewährte seine Größe besonders nach der Schlacht von Kollin und nach dem Ueberfall bei Hochkirch. Auch Erzherzog Karl zeigte bei seinem Rückzügen eine Besonnenheit, welche es werth ist, der Vergessenheit entrissen zu werden. Jetzt kam Moreau an die Probe, und wir wollen sehn, ob und wie er sie bestand.

An der Spitze einer Armee von 60,000 Mann, welche dennoch aber viel zu schwach war, den von allen Seiten andringenden Feind abzuhalten, an der Gränze von Baiern, dessen Einwohner die gerechteste Veranlassung hatten, die Ausschweifungen der Armee der französischen Republik zu rächen, im Rücken bedroht,

in den Flanken schon umgangen, neugeworbene Truppen führend, welche nicht, wie Veteranen auf einem Rückzuge, die Besonnenheit festhalten können, mußte Moreau in der That ein glänzendes Talent, ein besonderes Geschick, und eine unermüdete Thätigkeit haben, wenn er diese Truppenmasse an das rechte Rheinufer zurückführen wollte. — Er sah es voraus, daß er aufgerieben werden würde, wenn er das Heer theilte; nur durch eine concentrirte Stellung konnte er den Artillerie-Park und die Bagage retten. Er zog daher, als er Jourdan's gänzliche Niederlage erfahren hatte, alle seine Truppenmassen zusammen, und zog sich in rückgängiger Bewegung nach dem Rhein hin.

Um nun im Angesicht der verfolgenden Oestreicher glücklich bis an den Lech zu kommen, und diesen zu passiren, so machte Moreau einen falschen Angriff gegen Schwabenhausen. Latour wollte sich nicht schlagen, sondern nur den Franzosen den Rückzug erschweren, und machte daher eine rückgängige Bewegung. Diesen Augenblick benutzte Moreau, um das Ufer des Lech zu gewinnen. Am 20sten September ging er mit dem rechten Flügel und dem Centrum bei Augsburg über den Lech, auf den Brücken von Lechhausen und Friedberg; der linke Flügel ging bei Rain über, nachdem er ein feindliches Corps, welches sich dem Uebergang entgegen stellte, geworfen hatte. Die Vorposten blieben noch auf dem rechten Ufer des Lech so lange, bis die ganze Armee auf der linken Seite im vollen Marsch war; dann aber zog er auch diese Posten wieder an sich.

Da der Donau wegen der nächste Weg auf Kehl versperrt war, so mußte Moreau durch den Schwarzwald defiliren. Streng verfolgt, zog er seine weit ausgedehnte Linie, womit er hier einen Beweis von

der Größe seiner Streitkräfte hatte geben wollen, zusammen, und griff am 2ten October den General Latour zwischen Schussenried und Biberach an. Nach einem hartnäckigen Gefecht nöthigte ihn Moreau, zu weichen, so daß er nun seinen Rückzug ungehindert fortsetzen konnte. Vergebens versuchte es der Erzherzog Karl, Moreau den letzten Theil seines Weges streitig zu machen, denn Moreau änderte täglich seine Marschpläne, und zwar so geschickt, und mit solcher Besonnenheit und Täuschung, daß alle Versuche, ihn von Frankreich abzuschneiden, ihn aufzureiben, vereitelt wurden. — Selten nur ließ er sich angreifen; auf dem Rückmarsch selbst war er überall, wo er die Nothwendigkeit einsah, der angreifende Theil zu sein, und warf den Feind zurück. Dadurch gewann er denn stets einige Tage Ruhe, daß seine ermüdete Armee sich erholen konnte. In dieser regelmäßigern Bewegung hatte er zugleich auch Gelegenheit, besser für die Verpflegung der Truppen sorgen zu können. Den größten Theil des Gepäcks und des schweren Geschützes sandte er über die Schweitz, und er selbst erreichte am 12ten October mit dem Kern seines Heeres Freiburg. Hier glaubte er, am diesseitigen Rheinufer sich noch halten zu können, allein Erzherzog Karl, der mit seiner ganzen Macht diesem gefährlichen Gegner gefolgt war, lieferte ihm am 19ten October bei Emmendingen ein Treffen, in welchem das östreichische Fußvolk besonders mit einer seltenen Tapferkeit focht, und dadurch den Sieg auf die Waffen Oestreichs warf.

Moreau wollte immer noch nicht weichen, ordnete von neuem auf den Höhen von Schlingen seine Massen, und bot dem Feinde die Spitze. Auch hier griff ihn Erzherzog Karl am 24sten October wieder an, und Ge-

neral Nauendorf erstürmte mit kluger Berechnung die Pässe von Kandern. Hiernach mußte Moreau befürchten, daß er von dem Rhein abgeschnitten werde, er hielt daher durch falsche Bewegungen den Feind auf, und ging am 26sten October bei Hüningen und Breisach in bester Ordnung mit seiner ganzen Armee über den Rhein.

Die Rettung dieser Armee für die Republik Frankreichs gehört ohnfehlbar zu den Meisterstücken der Kriegskunst. Wenige nur sahen den wahren Werth ein. In jener stürmischen Zeit der französischen Revolution wollte das Volk Thaten, und Erfolg der Thaten haben. Ein Rückzug war aber nicht dazu geeignet, dem Volke den geschlagenen Feldherrn, der auf dem Rückzuge begriffen war, zu empfehlen, und dazu kam, daß Moreau in seinem hohen Selbstgefühl es verwarf, zu falschen, zu Schauspielerkünsten seine Zuflucht zu nehmen. Er ging den geraden Weg, und dieser gerade Weg zeigte ihm die Hinfälligkeit des menschlichen Geschlechts. Hätte er nicht zu sehr als Republikaner gedacht und gehandelt, so hätte er vielleicht jetzt die Zügel der verwilderten Regierung schon sich zueignen können, trotz dem daß er auf dem Rückzug, nicht siegreich in Frankreich wieder erschien; doch die Armee liebte ihn, vergötterte ihn, das Volk sprach rühmlichst von seinem Bürgersinn, und die öffentlichen Gewalten waren gezwungen, die allgemeine Meinung zu ehren. Allein Moreau strebte nicht nach äußern Ehren, und es wurde ihm der Triumph, daß sein Rückzug, welcher, wie jeder Rückzug, nur von wahren Kennern der Kriegsereignisse beurtheilt werden konnte, von diesen aber auch, sowohl im In- als Auslande bewundert und angestaunt wurde. Eine sonderbare Zusammenstellung der Ereignisse wollte, daß um

diese Zeit das Durchdachte und Kunstvolle, so in diesem meisterhaften Rückzuge liegt, von der gebietenden Volksmasse nicht gehörig anerkannt und gewürdigt werden sollte. Dieses Meisterwerk Moreau's wurde von der Menge ganz unbeachtet gelassen; nur die wenigen, in der Strategie erfahrenen, das Wesen des Generalstabs umfassenden Männer, bewunderten den würdigen Nachahmer des jüngern Cyrus. Hierzu rechne man noch, daß gerade um diese Zeit Napoleon Buonaparte in Italien die glänzendsten Siege erfocht, das Vertraun der Bürgergewalten, die Liebe und Anneigung der Armeen an sich riß. Uebrigens aber läßt sich die Vernachlässigung, welche Moreau selbst, in seiner herrlichen Unbefangenheit, in der Reinheit seines Charakters nicht bemerkte, dadurch entschuldigen, daß er zu wenig dafür that und thun wollte, sich einen Namen machen zu wollen. Denn Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit waren die Grundlinien seines Verfahrens im öffentlichen Leben; die Wahrheit allein war sein Gott.

Der ganze Rückzug wurde durch die Anordnungen Moreau's nach dem Uebergange bei Kehl gekrönt. Desair vertheidigte hier den Brückenkopf so gut, daß die Oestreicher den ganzen Winter hindurch hier beschäftigt waren, und nach Italien keine Vertheidigungstruppen senden konnten. Nur erst am 9ten Januar 1797 kapitulirte Kehl, und am 2ten Februar Hüningen.

Moreau, der sich unterdeß an den Niederrhein begeben hatte, um die Sambre- und Maasarmee zu bilden, ließ nunmehr hier den General Hoché zurück, und eilte nach Paris, mit dem Directorium das Nöthige für den künftigen Feldzug zu berathschlagen. Das Directorium erkannte seinen Werth, und gab ihm größere Gewalt. Gegen Ende des Frühjahrs stand er an

der Spitze der Oberrheinarmee, und ging am 20sten April 1797 mit vierzig Bataillons bei Dierheim im Angesicht des Feindes über den Rhein. General-Lieutenant Sztarray stand ihm mit 15,000 Mann gegenüber; allein nichts desto weniger erzwang Moreau mit geringer Aufopferung den Uebergang. Viel freilich half ihm hierbei, daß die östreichischen Truppen in ausgedehnten Kantonirungen lagen, und daß der Rheinstrom gerade damals sehr seicht war. Schnell nahm nun Moreau Kehl wieder ein, und drang dann gegen den Schwarzwald vor, weil die Oestreicher sich nach Offenburg zurückgezogen hatten. Er war auf dem Wege, seines Rückzuges falsche Urtheile zu vernichten und zu rächen, in Baiern vorzudringen, und sich gegen die Hauptstadt der östreichischen Monarchie zu werfen, als die Nachricht von dem Tractat von Loeben (18ten April) einlief, und die Armee in ihrem reißenden Vorschritt hierdurch gehemmt wurde.

Während nun die Truppen im Sommer in ihren Stellungen blieben; hatte sich am 4ten September die Entwickelung der Revolution genähert, wo auf einmal eine Menge der Großwürden verhaftet, und mehrentheils deportirt wurden. Die Bergparthei scheint in dieser Periode der Revolutionsgeschichte Frankreichs die Oberhand gewonnen zu haben; der gemäßigte Royalismus, die Repräsentation in der Einheit sollte wieder an die Tagesordnung kommen, nachdem das Volk von der Mehrheit, und von den Factionen ermüdet war.

Jene, jetzt siegende Parthei des vierten Septembers (18ten Fructidor) warb durch ganz Frankreich Anhänger ihres Glaubens, und forderte sogar die Armeen auf. Manche Anführer nahmen Antheil an den Vorbe-

reitungen zu dem 18ten Fructidor. Nur die Rheinarmee unter Moreau blieb unwandelbar und verlangte die Festhaltung der republikanischen Konstitution. Durch kein Versprechen, durch keine Verheißung war Moreau zu bewegen, von seinem wahren, großen Römersinn abzugehn. — Sein Sturz war von der geheimen Parthei daher beschlossen.

Unglücklicherweise mußte er selbst Gelegenheit dazu geben. Von allen, die an jenem schändlichen Tage, (18ten Fructidor) bei Seite geschaft wurden, dürfte vielleicht keiner sich einen größern Namen und bedeutendern Einfluß für Frankreich erworben gehabt haben, als Pichegrü, der Eroberer von Holland, der vertrauteste Freund Moreau's. Er war den Machthabern zu groß, als daß sie ihn nicht hätten stürzen sollen, und Pichegrü fiel. Moreau hatte zu Anfang des vorigen Feldzuges einen Briefwechsel des Prinzen Condée mit Pichegrü bei dem gefangenen General Klingling in einer Chiffernsprache aufgefunden, und, wahrscheinlich aus persönlicher Freundschaft für Pichegrü dieses ganze Paquet bis hieher aufbewahrt. Jetzt, wo die Gefahr dringend wurde, sandte er jene Briefe an Barthelemy. Dieser war aber nebst Pichegrü bereits verhaftet, und die übrigen Directoren bekamen Moreau's Brief nebst Beilagen in die Hände. — Moreau wurde sogleich nach Paris geladen, um sich über die Verspätung des Einsendens der gedachten Papiere auszuweisen, und die Folge hiervon war, daß ihm der Armeebefehl genommen wurde.

Von allen öffentlichen Geschäften entfernt, in philosophischer Ruhe, nur von auserwählten Freunden umgeben, lebte nunmehr Moreau ein Jahr lang theils zu Passy, bei Paris, theils zu Chaillot, bei dem

General Kleber, welcher gleichfalls außer Thätigkeit gesetzt war. Er fühlte sehr schmerzhaft den Undank seines Vaterlandes, aber er sprach nie davon, und sehnte, ohne alle Ruhmsucht, als reiner Republikaner sich darnach, diesem zerfleischten Vaterlande wieder dienen zu können. — Durch die französischen Umwälzungen in Italien und durch die Ungezogenheit der französischen Gesandten auf dem Friedenstage zu Rastadt, waren die europäischen Mächte gereitzt. Die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich, und eine neue Waffenbewegung war durch ganz Europa.

Schon vor dem Anfange des Feldzuges herrschte im Herbst 1798 bei der italienischen Armee eine große Mißstimmung, theils wegen des Pressens der Kommissaire und der schlechten Verwaltung, theils wegen der schlechten Wahl der Oberfeldherrn. Moreau wurde überall von der Armee vermißt, und der Soldat forderte laut, den anspruchslosen, rechtlichen und gerechten Mann, den besonnenen Führer, den streng unbescholtenen, wahren Republikaner an der Spitze der Linien zu sehen. Das Directorium gab theilweise dieser lauten Meinung nach und Moreau wurde als zweiter General-Inspector der Infanterie bei der Armee in Italien wieder angestellt. Im October 1798 traf er als solcher in Mailand ein. Man sollte glauben, Moreau würde, als vorheriger Generalissimus, diesen untergeordneten Dienst nicht angenommen, oder ihn seinen Vorgesetzten erschwert haben; allein den ganzen Winter hindurch blieb er, ohne weitern Anspruch zu machen, streng in seiner untergeordneten Rolle, ohnerachtet der erste Inspector, Gauthier, ein sehr pedantischer Mann war, dessen Schwäche von der Armee bald erkannt wurde.

Joubert, rechtschaffen und tapfer, aber ohne

Glück, befehligte in Italien eine der schönsten Armeen, welche die junge Republik bis dahin in das Feld gestellt hatte. Unter ihm standen Championet und Macdonald, und das Directorium wandte die Kräfte von ganz Frankreich jetzt nach Italien hin. Die Sachen gingen glücklich, Neapel sogar wurde erobert; allein Joubert nahm seinen Abschied, und an dessen Stelle kam Scherer, ein Mann, der als starker Trinker bekannt war, und den Hoche öffentlich einen Verräther genannt hatte.

Moreau, den die Armee an Jouberts Stelle gewünscht hatte, lebte in Mailand sehr eingezogen. Nach Scherers Ankunft erst fing er an, wieder eine Rolle zu spielen, denn er bekam den Oberbefehl über drei Divisionen, wodurch das Directorium die Armee mit der Wahl des Oberfeldherrn versöhnen wollte. — Die Feindseligkeiten brachen von Italien her wieder aus; Scherer hatte Befehl, die Oestreicher unter General Kray anzugreifen, ehe die Russen, welche unter Suwarow bis Tyrol schon gekommen waren, sich mit ihm vereinigen könnten. Am 25sten März 1799 brach er auf mit 43,000 Mann, ging am 30sten März über die Etsch, wurde aber mit Verlust wieder zurück geworfen. Zwar wußte Scherer, daß Jourdan am 25sten März vom Erzherzog Karl bei Stockach auf das Haupt geschlagen sei; nichts desto weniger aber setzte er seine Bewegungen gegen die Etsch fort, ohne Macdonald mit seinen 30,000 Mann, der keinen Feind vor sich hatte, an sich zu ziehen. Am 4ten April bot der östreichische Feldherr Kray bei Magnano die Schlacht an. Montrichard sollte mit einer Division einen falschen Angriff auf Legnago machen; Moreau mit seinen übrigen zwei Divisionen Victor und Hatry den Feind von Verona zurück werfen, und Scherer wollte mit dem Rest

der Armee die Verschanzungen von Pastrengo erstürmen, und bei Pola über die Etsch gehen. Gegen 10 Uhr Morgens war fast alles schon gelungen. Anstatt aber nun am linken Ufer der Etsch gegen Verona hin zu eilen, blieb Scherer ruhig stehn, und hörte es den ganzen Tag über zu, wie Moreau hier mit seinen zwei Divisionen im furchtbarsten Feuer stand. Zuletzt war durch das falsche Vordringen eine Lücke entstanden, in welche die Oestreicher eindrangen, und Scherers Macht überflügelten. Er würde verloren gewesen sein, wenn nicht Moreau schnell seine errungenen Vortheile aufgeopfert hätte, und ihm zu Hülfe geeilt wäre. Mit Anbruch der Nacht mußte sich die ganze französische Armee zurück ziehen. Höchst unzufrieden war die Armee mit dieser Führung des Generals Scherer. Bald mußte er auch über den Mincio und Oglio sich zurück ziehn, und eine starke Desertion riß ein. Viele Offiziere quittirten, und alles verlangte Moreau an der Spitze zu sehen. Scherer sah zuletzt ein, daß er dieser Stelle nicht gewachsen sei, eilte nach Paris, und das Directorium übertrug am 25sten April dem General Moreau den Oberbefehl.

Diese schöne Armee war jetzt, als Moreau den Oberbefehl übernahm, bis auf 25,000 Mann geschmolzen. Diese Truppen waren ermüdet und entkräftet, zerlumpt und ohne Schuhe, von allem entblößt, und umlagert von einem Heer von Kommissairs und Lieferanten, welche Scherer nicht fortgejagt hatte, und welche die Blutigel für ein noch so tapferes Heer sind. Dieser entnervten Macht standen 60,000 Russen und Oestreicher unter Suwarow gegenüber. Moreau ließ sich durch alle diese Ansichten nicht abschrecken, und ging rüstig an das Werk zu Wiederherstellung der Armee, denn er

war des Vertrauns seiner Leute, seiner alten Kriegsgefährten, gewiß.

Die Soldaten, welche schon länger unter ihm gedient hatten, vergötterten ihren Helden, der sie mit Besonnenheit führte und der auch in den Lägern und selbst auf dem Rückmarsch für die Verpflegung des Soldaten die genaueste Sorge trug. Die andern Divisionen, welche ihn noch nicht persönlich kannten, waren begierig, diesen gefeierten Helden zu sehen, und erwarteten ihn, wie die übrigen Generale, mit großem Pomp umgeben, in reichgestickter Uniform. Wie erstaunten sie, als sie einen ganz anspruchslosen Mann im blauen Ueberrock, ohne alles Abzeichen erblickten! — Wir werden späterhin noch zu bemerken Gelegenheit haben, daß dieses einfache Wesen, welches Moreau stets hatte, nicht Ziererei, sondern Character war. — Wie erstaunten aber auch eben diese Krieger, wenn der einfache Mann im blauen Ueberrock allen Gefahren der Schlacht sich aussetzte und mit einer Tapferkeit und Besonnenheit in dem Eisenfelde dastand, welche Ermuthigung geben mußte!

An der Adda nahm er zunächst eine feste Stellung. Suwarows Ungestüm und die Kühnheit der Oestreicher, welche von Felsen zu Felsen Brücken geschlagen hatten, erzwang ihnen den Uebergang bei Lecco, Trezzo und Cassano. Hier entwickelte sich ein mörderisches Gefecht. Die Russen erstürmten die Verschanzungen, Cassano mußte mit einem großen Magazin und zehn Kanonen dem Feind überlassen werden. Die Russen und Oestreicher verfolgten sehr schnell, zehn Meilen unter Cassano wurde er von neuem angegriffen; der linke Flügel unter Serrurier wurde abgeschnitten, und mußte sich ergeben; Moreau selbst aber sah sich genöthigt, mit dem

Ueberrest von 15,000 Mann noch weiter zurück zu gehen. — Eigentlich bezweckte er nun, eine feste Stellung anzunehmen, um die großen Streitkräfte, welche ihm entgegen standen, so lange aufzuhalten, bis er sich wieder gesammelt, und Verstärkung bekommen hätte; allein Macdonald war von Neapel aufgebrochen, um nach der Lombardei vorzudringen, und daher mußte Moreau eine Stellung nehmen, in welcher er Macdonald die Hand reichen konnte. Einen Theil seiner Truppen sandte er daher gegen Genua, und mit seiner Hauptmacht ging er bei Turin und Cazale über den Po. Sogleich warf er sich nun auf Alessandria und Turin. Den größten Theil des Gepäckes sandte er durch das Gebirge nach Frankreich zurück. Diese ganze Bewegung zeigte wieder den großen Meister im Rückzuge. Mit Ehren aber wollte Moreau, wie vormals in Baiern und Schwaben, das Kriegstheater verlegen, und am Po, Valence im Rücken habend, stellte er sich auf, die Schlacht anbietend. Sie wurde angenommen, Moreau war der Sieger des Tages, und den Russen würde der Rückzug abgeschnitten sein, wenn die französische Division Victor rascher in ihren Bewegungen, den Po entlang, gewesen wär.

Nach dieser Affaire schienen die Oestreicher auf Genua sich werfen zu wollen. Moreau beschloß daher, ihnen zuvor zu kommen. Er eilte über Asti nach Turin, und sandte die Division Victor ohne Artillerie über Aqui in die Riviera von Genua, damit die Verbindung mit der Armee Macdonalds hergestellt werde. Durch diese Bewegung bezweckte Moreau besonders auch, den Transport des Gepäcks, welches den Col di Tenda nicht hatte passiren können, und jetzt über den Cenis mußte, zu decken. Um dieses zu bewerkstelligen, mußte der

Feind getäuscht, und ihm glaubend gemacht werden, als wolle die Armee die Anhöhen von Turin vertheidigen. Moreau mußte unterdeß einen neuen Weg durch die Felsen durchhauen lassen, sich in der Provinz Mondovi durch die Insurgenten durchschlagen, und als nun das Ueberbringen des Gepäcks im Angesicht eines viermal stärkeren Feindes ausgeführt war, so marschierte Moreau erst, um den Feind nochmals zu täuschen, auf Coni und Mondovi, und dann schnell über Bagnasco, Loano auf Genua.

In Genua hatte der sehr geschickte General Perignon den Oberbefehl. Er hatte, um Moreau's Marsch zu schützen, die Anhöhen bis Voltry besetzt, und außerdem seine Vorposten bis Pontrimali vorgedrängt. Dadurch gab er dem General Macdonald die beste Gelegenheit, sich wieder vollständig mit der oberitalienischen Armee unter Moreau zu vereinigen. Allein Macdonald, von Ehrgeitz hingerissen, wollte für den Helden des Tages gelten, wollte allein die Russen und Oestreicher schlagen, kümmerte sich nicht um die Befehle des Obergenerals Moreau, und marschierte über Modena nach Piazenza, wohin ihm Moreau, der eigentlich von ihm beleidigt war, dennoch die Division Victor zur Hülfe schickte, weil er voraus sah, daß Macdonald dieser Hülfe bedürfen würde. Um aber die anrückenden Oestreicher von Massena abzuhalten, setzte sich Moreau sogleich mit 14,000 Mann in Marsch, den Feind von Tortona zurückzudrängen, und sich dann an Bobbio zu lehnen. Die Insurrection in der Provinz, wo die bewaffneten Bauern alle Couriere u. s. w. todt schlugen, hinderte diese sehr wohl berechnete Verbindung.

Durch dieses Abschneiden der Verbindung war Moreau in die größte Verlegenheit gekommen, weil

er nicht wußte, was Macdonald im Sinne führe. Er stellte sich mit 14,000 Mann zwischen Gavi und Novi auf, und warf mit vielem Glück den Feind über St. Gucliano. In diesem sehr blutigen Treffen wurde Moreau selbst verwundet, und drei Pferde unter ihm fielen. Schon traten die Russen und Oestreicher den Rückzug über den Tomaro an, als urplötzlich die Nachricht anlangte, daß Suwarow die neapolitanische Armee unter Macdonald geschlagen, und daß Turin kapitulirt habe. Auf den Grund dieser Nachrichten behaupteten nun die Oestreicher Alessandria, und Moreau mußte die schwer errungenen Vortheile aufgeben.

Obschon er auf Macdonald hätte zürnen dürfen, so wandte er doch alles an, denselben bei dem Rückzug zu unterstützen. Deshalb sandte er, was er an Truppen entbehren konnte, gegen Alessandria, und schien selbst über die Bormida gehn zu wollen. Hierdurch wurde Suwarow bewogen, den General Bellegarde zu unterstützen, und als jener auf der Höhe von Sale angekommen war, zog sich Moreau schnell über Novi in seine erste Stellung zurück. Hierdurch war Macdonald von dem Verfolgen der russischen Armee befreit, konnte sich nach Toscana zurück ziehn, und von hier ab mit Moreau sich vereinigen.

Als die Armeen zusammen trafen, war Macdonald nur noch 22,000 Mann stark, und diese Truppen waren für den Augenblick unbrauchbar. Von Neapel bis Genua in beständigen Gefechten gewesen, hatten sie keine Ammunition mehr, die Gewehre waren unbrauchbar geworden, und der Soldat sah in seiner zerlumpten Kleidung einem Bettler ähnlich. So weit seine Kräfte reichten, gab sich Moreau alle mögliche Mühe, diese zerrüttete Armee so schnell als möglich wieder

herzustellen; allein ganz konnte es ihm nicht gelingen, indem das französische Directorium jetzt die italienischen Armeen zu vernachlässigen schien. — Moreau, der die Belagerung von Alessandria nicht hatte aufheben können, that jetzt alles Mögliche, um Mantua, welches man den Schlüssel von Italien nennen darf, zu retten und zu entsetzen; — allein in diesem Augenblick kam Joubert an, welcher den Oberbefehl über die italienischen Armeen bekommen hatte, und Moreau wurde beauftragt, die zersprengte Rheinarmee wieder herzustellen.

Moreau unterwarf sich dem Befehl der Republik. Joubert indessen überzeugte sich davon, daß eine Schlacht geliefert werden müsse, und bat den General Moreau dringend, so lange noch bei der italienischen Armee zu bleiben, bis diese Schlacht geliefert sei. Der anspruchslose Moreau ließ sich hierzu bereit finden. Die Schlacht entwickelte sich bei Novi, und Joubert, der den rechten Flügel führte, wurde bald tödtlich verwundet. Vielleicht ungern übernahm nun Moreau sogleich den Oberbefehl wieder. Er stellte die Ordnung wieder her, und trieb die Russen zurück. Melas, der östreichische, sehr bewährte General, umging nach einem Gefecht von zwanzig Stunden die Franzosen, und würde, wenn er nur noch 1000 Schritt hätte vorrücken können, die ganze französische Armee vom Rückzug abgeschnitten haben. Moreau indessen, der stets besonnene, auch im Unglück nüchterne Feldherr, bemerkte schnell genug diese Diversion, und rettete sich mit seiner Armee, so gut er konnte. Obschon er 1200 Gefangene und einen großen Theil der Artillerie verlor, so behauptete er doch seine Stellung, und verließ das Schlachtfeld nicht. Schnell zog er sich auf das genuesische Gebiet zurück, vertheidigte die Bocchetta, einen

Gebirgspaß, und erwartete hier neue Verstärkung von Frankreich. General Championet brachte diese auch, und lösete Moreau in dem ungern angenommenen Oberbefehl ab.

Moreau war durch dieses Verfahren im geringsten nicht entrüstet; denn wenn auch dieser Rückzug wieder mit einer musterhaften Sorgfalt von ihm geleitet war, und wenn auch das Directorium den Werth, welchen er in sich fühlte, nicht anerkannte, so war er doch zu sehr Patriot, als daß er bei einem Partheigeist hätte eine Stimme führen wollen. Die Kenner seiner Führung in diesen beiden Feldzügen nannten ihn den französischen Fabius, ein Name, den er mit vollem Recht verdiente.

Er ging nach Paris, und Napoleon Buonaparte wußte ihn in sein Interesse zu ziehen, ohne daß jedoch Moreau an die Person des Mannes sich gehängt hätte. Nur mogte er die Ueberzeugung haben, daß dem Elende, welchem Frankreich das schwankende Directorium zuführte, nicht anders abgeholfen werden könne, als wenn ein Einziger in die Zügel der Regierung griff, und Buonaparte hielt er in dieser Hinsicht der Unterstützung werth, weil er dessen Entschlossenheit, Kälte, Kriegsglück und unermüdliche Thätigkeit, dessen Nüchternheit, Studium der Geschichte und der Diplomatik kannte, ohne daß bis dahin die tief in seinem Innern ruhende Herrschsucht, launenhafte Willkühr, und jenes kindische Begehren nach allem, was ihm gefiel, sich noch entwickelt hatten. Daher war denn Moreau auch Theilnehmer des bekannten Umsturzes vom 18ten Brumaire (9ten November 1799). Darauf begleitete Moreau den Napoleon Buonaparte in den Rath der Alten, und war der Erste mit, der den ersten Konsul einsetzte. — Na-

poleon Buonaparte erkannte späterhin das, was der Held der Rheinarmee, der anspruchslose Liebling des Volkes, für ihn gethan hatte, öffentlich mit großem Dank an; allein er schien sich nicht davon überzeugen zu können, daß der freie Republikaner Moreau zu seinen herrschsüchtigen Plänen schweigen würde; er fürchtete ihn, und daher entstand zwischen Beiden eine Entfernung, eine Kälte, welche Volk und Armee sehr wohl bemerkten. Moreau schlug das Großkreuz der Ehrenlegion aus, und erschien nie in dem Prunkzirkel.

Im Jahr 1800 brachen die Feindseligkeiten mit Oestreich von neuem aus. Moreau erhielt den Oberbefehl der Rheinarmee, sammelte sie auf 100,000 Mann, und ging am 5ten April bei Kehl, Breisach und Basel über den Rhein. Nach vielen Gefechten hatte diese Rheinarmee endlich bis in Baiern vordringen können, und am 29sten Junius verlegte Moreau sein Hauptquartier nach München. Erst am 15ten Julius nahm er einen Waffenstillstand an, obschon in Italien nach der Schlacht von Marengo früher ein solcher abgeschlossen war; denn um diese Zeit erst hatte die Rheinarmee die Stellungen genommen, welche bei dem Waffenstillstande von bedeutendem Einfluß waren.

Der Churfürst war von München geflüchtet. Während dieses Waffenstillstandes lebte Moreau im Schloß so einfach und bürgerlich, daß ihn kaum die nächsten, zurückgebliebenen Schloßbedienten herausfinden konnten. In der Stadt kannte man ihn fast gar nicht. Am liebsten war ihm die Gesellschaft seiner Generale und der Officiere des Generalstabs. Zu jeder Stunde konnten diese zu ihm kommen. — So gern er sich mit ihnen in scherzhaften Gesprächen ergötzte, so trat doch sogleich der ihm angeborne, anspruchslose Ernst wieder ein,

wenn Dienstsachen behandelt werden sollten. Er hatte die Jagd lieb gewonnen, und wollte eben, die Büchse in der Hand, auf die Pirsch; da erschien ein General-Adjudant mit eingegangenen Briefen und Papieren zum Unterzeichnen. Moreau stellte sogleich sein Gewehr zur Seite, ging mit dem Adjudanten in das Zimmer, besorgte, was zu besorgen war, und aus der Jagd wurde nichts. Auf der andern Seite bemerkte man auch nicht im geringsten an seiner Laune, daß er bei einem Vergnügen gestört sei.

Moreau kündigte, dem erhaltenen Befehl gemäß, am 29sten August den Oestreichern den Waffenstillstand auf, und am 10ten September sollten die Feindseligkeiten wieder beginnen. Oestreich indeß bequemte sich zu einem neuen Waffenstillstande auf 45 Tage, und die Franzosen erhielten Philipsburg, Ulm und Ingolstadt, deren Werke Moreau sogleich schleifen ließ.

Wahrscheinlich aus Ansichten, welche ihn selbst und seine Privatverhältnisse betrafen, übergab Moreau um diese Zeit den Oberbefehl an Dessolles, und reisete nach Paris, wo er jetzt sich vermählte.

Mit Ende Novembers begannen die Feindseligkeiten von neuem. Moreau eilte zu der Armee zurück, und fand hier, daß Desolles sich an der Rednitz, Altmühl, Donau und Iser zusammengezogen hatte. Erzherzog Johann befehligte jetzt die östreichische Armee, und setzte in der stürmischen Novembernacht, vom 30sten November, die Mehrzahl seiner Truppen bei Mühldorf über den Inn. Schnell warf er sich nun auf den linken Flügel der Franzosen unter Grenier, und schob ihn bei Ampfing und Haag zurück. Moreau zog sich, auf erhaltene Nachricht von den Bewegungen des Feindes, zusammen, und am 3ten December kam es bei Hohen-

linden zu einer allgemeinen Schlacht, welche von 7 Uhr Morgens, bis Abends 5 Uhr dauerte. Von beiden Seiten wurde mit der größten Kunst, Tapferkeit und Erbitterung gefochten; endlich aber siegte Moreau's Ausdauer und Beharrlichkeit. Er durchbrach das Centrum, und warf die Armee auseinander.

Schnell verfolgte er die Vortheile seines Sieges, ging schon am 9ten December über den Inn, am 13ten über die Salza, und am 19ten December erkämpfte er den Uebergang über die Salza. — Erzherzog Karl hatte unterdeß den Oberbefehl wieder übernommen, und es wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, wonach den Franzosen Würzburg, Braunau, Kufstein und ganz Tyrol eingeräumt ward. Hierauf folgte der Friede von Lüneville, und Moreau kehrte nach Paris zurück, wo man den bescheidnen Sieger von Hohenlinden mit allgemeinem Beifall empfing; denn man sah es ein, daß die meisterhaften Bewegungen vor, in und nach dieser Schlacht den vortheilhaften Frieden herbei geführt hatten. — Als Moreau dem ersten Konsul sich zeigte, überreichte ihm dieser ein Paar schöne, mit Diamanten besetzte Pistolen, mit den Worten: „einige Ihrer Siege stehen darauf, Bürgergeneral, aber nicht alle; wären sie alle darauf verzeichnet, so konnte kein Platz für die Brillanten gefunden werden."

Von jetzt an lebte Moreau still und eingezogen auf seinen Besitzungen, glücklich im Kreise der Seinigen. Selten kam er nach Paris. Von allen öffentlichen Angelegenheiten zog er sich zurück, mehr vielleicht aus Neigung, als weil er die Wendung voraus sah, welche die Sachen nehmen würden.

Er hatte ein Landgut gekauft, welches ehemals einem Emigranten gehörte, und auf dessen Verschöne-

rung hatte er über 100,000 Franken verwendet. Der Emigrant war von der Liste gestrichen, kehrte nach Frankreich zurück, und wünschte seinen ehemaligen Landsitz noch einmal zu sehen. Verkleidet kam er hin, fand noch einen alten, ehemaligen Gärtner, und entdeckte sich diesem, verlangte aber ausdrücklich, daß Moreau nichts davon erfahren solle. Der Gärtner versprach es, zeigte aber zugleich seinem neuen Herrn, dem General Moreau, die Sache an. Moreau sagte, daß er auf einen Tag verreisen werde, wo denn der Emigrant ungehindert alles besehen könne, Abends aber mögte er den Fremden in einen, ihm bezeichneten Pavillon des Parks führen. Der Fremde kam in den Pavillon, und fand hier zu seinem Erstaunen den General Moreau. Dieser ging liebreich auf den Erstaunten zu, ergriff ihn bei der Hand, und sagte: „warum thun Sie so fremd in Ihrem Eigenthum? Von dem Augenblick, wo ich erfuhr, daß der vormalige Besitzer aus der Liste der Emigranten gestrichen sei, habe ich mich hier als einen Verwalter fremder Sachen betrachtet. Ich habe das Gut für 100,000 Livres gekauft, allein es ist jetzt, in ruhigern Zeiten, 300,000 Livres werth. Ich will Ihnen einen Vorschlag thun. Entweder ich zahle Ihnen, als dem rechtmäßigen Besitzer, die übrigen 200,000 Livres noch heraus, oder ich überlasse Ihnen das Gut für die Kaufsumme.“ Nun entstand ein edler Wettstreit, und zuletzt mußte der Emigrant von dem großherzigen Moreau die 200,000 Livres annehmen.

Auch besaß er Grosbois, das ehemalige Lustschloß von Monsieur und nachher von Barras. Wenn er sich hier aufhielt, beschäftigte er sich viel mit der Jagd und Fischerei. Da Moreau hier nie Cour annahm, und sehr eingezogen mit wenigen vertrauten Freunden lebte,

so verzweifelte ein Engländer fast an der Möglichkeit, den großen Mann, den er so gern zu sehn wünschte, zu Gesicht zu bekommen. Der Engländer wanderte indeß um das Schloß herum, und wandte sich an einen Mann in grüner Jacke, der eben in einem Nachen angerudert kam, und mit dem Ruder auf der Schulter nach dem Schlosse zuging. Er fragte ihn, ob er ihn nicht dazu verhelfen könne, daß er den General Moreau sehe. Mais oui! c'est moi! (Warum nicht; der bin ich selbst!) erwiederte der Befragte.

Drei Jahre dauerte dieses glückliche Stillleben. Pichegrü, Moreau's Freund, war nach der Revolution vom 18ten Fructidor (4ten September 1797) nebst vielen Mitgenossen verhaftet, und zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Hier hatte er Gelegenheit gefunden, nach Surinam, und von da nach England zu entkommen. Von hier aus hatte er mit Moreau, der auf eine kurze Zeit sich öffentlich als den Gegner Pichegrü's erklärt gehabt, in einem Briefwechsel gestanden, und war späterhin, im Jahr 1804, mit mehreren Vertrauten heimlich nach Paris gekommen. Pichegrü wollte hier Plane zum Umsturz der neuen, monarchischen Regierung ausführen, und Moreau mußte in dieses Unternehmen gezogen werden. Moreau sprach mit Pichegrü, schloß sich aber an die Verschwornen nicht an; auf der andern Seite aber zeigte er auch die Verschwörung, wovon er theilweise Kunde hatte, der Regierung nicht an. Vor Ausbruch der Verschwörung wurde sie entdeckt, Moreau's Mitwissenschaft wurde verrathen, und am 15ten Februar wurde er verhaftet. Eine Kriminaluntersuchung, auf welche ganz Frankreich, ganz Europa seine Augen richtete, wurde gegen ihn eröffnet, und unterdeß ließ

Buonaparte am 20sten May sich zum Kaiser proclamiren.

Moreau wurde beschuldigt, daß er mit Pichegrü und dessen Genossen, welche Abgesandte der Familie der Bourbons gewesen, häufige Zusammenkünfte, sogar in seinem eignen Hause, gehabt, daß er an der Verschwörung, den ersten Konsul zu ermorden, Theil gehabt, daß er die Dictatur an sich habe reißen, und dann die Bourbons nach Befinden der Umstände zurückführen wollen. Nur so viel war gewiß, daß Moreau, über Napoleons Anmaßungen unzufrieden, einst zu seinem Freunde Garat gesagt hatte: „wir taugen nicht zu Verschwörungen; aber ich kenne einen Verschwörer, dem er nicht entgehn wird, der ist er selbst. Er wird sich in seinen Thorheiten vernichten.“ Wir heben aus seiner Vertheidigungsrede, die er selbst am 5ten Junius vor versammeltem Gericht hielt, hier einige Stellen aus:

„Meine Herren, indem ich vor Ihnen erscheine, begehre ich einen Augenblick selbst angehört zu werden. Mein Zutrauen in die Vertheidiger, welche ich gewählt habe, ist unbeschränkt; ich habe ihnen ganz die Sorge übertragen, meine Unschuld zu vertheidigen. Nur durch ihr Organ will ich zu der Gerechtigkeit sprechen; aber ich fühle das Bedürfniß, selbst zu Ihnen sowohl, als zu der Nation zu reden. — Unglückliche Umstände, durch Zufall erzeugt oder durch Haß vorbereitet, können einige Augenblicke des Lebens des redlichen Mannes verdunkeln. Ein Verbrecher kann zwar mit vieler Kunst den Verdacht so wie die Beweise seiner Verbrechen von sich entfernen: aber das ganze Leben

eines Angeklagten ist immer das sicherste Zeugniß für oder gegen ihn. Also stelle ich die Geschichte meines ganzen Lebens den Anklägern, welche mich verfolgen, entgegen. Es war öffentlich genug, um gekannt zu seyn. Ich will nur einiger Epochen desselben erwähnen, und die Zeugen, auf welche ich mich berufe, werden das französische Volk und die Völker, welche Frankreich besiegt hat, seyn. — Beim Ausbruche der Revolution, welche die Freiheit des französischen Volks begründen sollte, beschäftigte ich mich mit dem Studium der Rechtswissenschaft. Diese Staatsumwälzung änderte aber die Bestimmung meines Lebens, ich widmete es den Waffen. Nicht aus Ehrgeiz aber nahm ich eine Stelle unter den Soldaten der Freiheit; ich ergriff den Militairstand aus Achtung für die Rechte der Nation; ich wurde Krieger, weil ich Bürger war. Diesen Charakter brachte ich mit zu den Fahnen; ich habe ihn immer darunter behauptet. Je mehr ich die Freiheit liebte, desto mehr war ich der Disciplin unterworfen. Ich stieg ziemlich schnell, aber immer von Grad zu Grad, und ohne einen einzigen zu überspringen; stets diente ich dem Vaterlande, nie schmeichelte ich den Kommité's. Ich gelangte zur Oberbefehlshaber-Stelle, als der Sieg uns mitten unter den feindlichen Nationen vorrücken ließ; ich bestrebte mich nicht weniger, sie den Charakter des französischen Volks achten, als sie seine Waffen fürchten zu machen. Der Krieg unter meiner Anführung war nur auf dem Schlachtfeld eine Geißel. Selbst mitten unter ihren verwüsteten Fluren ertheilten mir mehr als einmal die feindlichen Nationen und Mächte dieses

Zeugniß. Ich hielt ein solches Betragen für eben so geeignet als unsere Siege, für Frankreich Eroberungen zu machen. Selbst in denjenigen Zeiten, wo entgegengesetzte Grundsätze in den Regierungs-Ausschüssen zu gelten schienen, erregte dieses Betragen weder Verläumdung noch Verfolgung gegen mich. Keine Wolke trübte je, bis zu dem nur zu bekannten 18ten Fruktidor, meinen allfälligen militairischen Ruhm. Diejenigen, welche diesen Tag mit solcher Schnelle herbeiführten, warfen mir vor, daß ich zu langsam gewesen sey, einen Mann anzugeben, in welchem ich bis zu dem Augenblick nur einen Waffenbruder sehen konnte, wo die Evidenz der Thatsachen und Beweise mich überzeugte, daß er mit Wahrheit, und nicht auf ungerechten Verdacht hin, angeklagt sey. Das Direktorium, das allein alle Umstände meines Betragens hinlänglich genau, um zu dessen Beurtheilung fähig zu seyn, kannte, und das, wie man wohl weiß, nicht gestimmt seyn konnte, mich mit Nachsicht zu beurtheilen, erklärte laut, wie sehr es mich untadelhaft finde. Es gab mir Anstellung: der Posten war nicht glänzend, er wurde es aber in kurzer Zeit. Ich darf glauben, die Nation hat nicht vergessen, wie würdig ich mich dessen zeigte; sie hat nicht vergessen, mit welcher Hingebung man mich in Italien in untergeordneten Posten fechten sah; sie hat nicht vergessen, wie ich durch die Unfälle unsrer Armeen wieder zum Oberkommando gelangte, und gewissermaßen durch unsre Niederlagen wieder zum Obergeneral ernannt wurde; sie erinnert sich, wie ich aus den Trümmern der auseinander gestreuten Armeen zweimal eine neue bil-

dete, und wie, nachdem ich sie zweimal in den Stand gesetzt hatte, den Russen und Oesterreichern die Spitze zu bieten, ich zweimal den Oberbefehl niederlegte, um einen andern von grösserer Wichtigkeit zu übernehmen. Ich war in dieser Epoche meines Lebens nicht mehr Republikaner, als in allen andern; ich schien es mehr. Ich sah ganz besonders die Blicke und das Zutrauen derjenigen auf mich gerichtet, die im Besitz waren, der Republik neue Bewegungen und eine neue Richtung zu geben. Man schlug mir vor — das Faktum ist bekannt — mich an die Spitze eines, dem 18ten Brumaire ungefähr ähnlichen Tages, zu stellen. Hätte ich viel Ehrgeiz besessen, so konnte sich derselbe leicht mit allem Scheine der Vaterlandsliebe bedecken, oder selbst mit allen ihren Gefühlen prangen. Der Vorschlag wurde mir durch Männer gemacht, die in der Revolution durch ihren Patriotismus, und in unsern Nationalversammlungen durch ihre Talente berühmt waren. Ich lehnte ihn ab; denn ich hielt mich für tauglich, Armeen zu kommandiren, aber die Republik wollte ich nicht kommandiren. Dies war, wie ich glaube, ein hinlänglicher Beweis, daß, wenn ich Ehrgeiz hatte, es nicht derjenige der höchsten Gewalt oder der Macht war. Bald darauf bewieß ich dies noch besser. Der 18te Brumaire erschien; ich befand mich zu Paris. Diese Revolution, durch andere als mich veranlaßt, konnte mein Gewissen nicht beunruhigen. Von einem mit großem Ruhme umgebenen Manne geleitet, konnte sie mich glückliche Resultate hoffen lassen. Ich unterstützte sie, während andre Partheien in mich drangen, mich an ihre Spitze zu stellen,

um sie zu bekämpfen. Ich empfing in Paris die Befehle des Generals Bonaparte. Indem ich sie vollziehen ließ, trug ich dazu bei, ihn auf den hohen Grad von Macht zu erheben, den die Umstände nöthig machten. Als er mir einige Zeit nachher den Oberbefehl über die Rheinarmee anbot, nahm ich ihn mit eben der Hingebung, wie aus den Händen der Republik selbst, an. Nie waren meine militairischen Fortschritte rascher, zahlreicher und entscheidender, als in diesem Zeitpunkte, wo ihr Glanz sich auf die Regierung, welche mich anklagt, verbreitete. Bei der Rückkehr von so vielen Siegen, unter denen der größte der war, die Ruhe des festen Landes auf wirksame Art gesichert zu haben, vernahm der Krieger den lauten Ruf der Nationalerkenntlichkeit. Welcher Augenblick, um zu konspiriren, wenn ein solcher Vorsatz je in meiner Seele hätte entstehen können. Man kennt die Ergebenheit der Armeen für die Feldherren, welche sie lieben, und welche sie eben von Sieg zu Siege geführt haben. Hätte ein Ehrgeiziger, ein Verschwörer, die Gelegenheit vorübergehn lassen, wo er an der Spitze einer Armee von hunderttausend Mann, die so oft Sieger war, mitten unter eine Nation zurückkehrte, die noch in Unruhe, und stets für ihre Grundsätze und deren Dauer besorgt war? Ich dachte nur daran, das Heer zu entlassen, und kehrte in die Ruhe des bürgerlichen Lebens zurück. In dieser Ruhe, die nicht ohne Ruhm war, genoß ich unstreitig meiner Ehren, jener Ehren, die mir keine menschliche Gewalt entreissen kann; der Erinnerung an meine Thaten, des Zeugnisses meines

Gewissens, der Achtung meiner Landsleute, so wie der Fremden, und, wenn ich es sagen muß, des schmeichelhaften und süßen Vorgefühls der Nachwelt. Ich genoß eines Vermögens, das nur darum groß war, weil meine Wünsche nicht unermeßlich waren, und das meinem Gewissen keine Vorwürfe machte. Ich hatte meinen Ruhegehalt. Zuverlässig war ich mit meinem Loos zufrieden, ich, der ich nie das Loos eines andern beneidete. Meine Familie und Freunde waren mir um so theurer, da sie von meinem Kredit und meinem Vermögen nichts mehr zu hoffen hatten, und daher nur mir selbst ergeben seyn konnten. Alle diese Güter, die einzigen, auf die ich einen hohen Preis zu setzen vermochte, füllten meine Seele ganz, und ließen darin weder für einen Wunsch, noch für Ehrgeiz Raum übrig; sollte sie verbrecherischen Entwürfen offen gestanden haben? Diese Stimmung meiner Seele war so wohl bekannt; sie war durch die Entfernung, in der ich mich von jeder Bahn des Ehrgeizes hielt, so wohl verbürgt, daß seit dem Siege von Hohenlinden bis zu meiner Verhaftung, meine Feinde kein andres Verbrechen an mir finden oder suchen konnten, als die Freimüthigkeit meiner Reden — meiner Reden! Sie waren oft den Maaßregeln der Regierung günstig, und wenn sie es zuweilen nicht waren, konnte ich denn glauben, daß diese Freimüthigkeit ein Verbrechen bei einem Volke sey, das so oft die Freiheit des Denkens, des Sprechens, und der Presse dekretirt, und das solche selbst unter den Königen in hohem Grade genossen hatte? Ich bekenne es, geboren mit einer großen Freimüthig-

keit des Charakters, konnte ich diese Eigenschaft jener Gegend Frankreichs, wo ich das Licht erblickte, nicht verlieren, weder in den Lagern, wo alles ihr neuen Schwung giebt, noch in der Revolution, welche immer die Freimüthigkeit als eine Tugend des Menschen und eine Pflicht des Bürgers ausgerufen hat. Allein tadeln wohl Konspiranten so laut dasjenige, was sie mißbilligen? Soviel Freimüthigkeit verträgt sich keinesweges mit den Geheimnissen und Verbrechen der Politik. Wenn ich Verschwörungsplane hätte machen und verfolgen wollen, so hätte ich meine Gesinnungen verheimlicht, und mich um alle Stellen beworben, die mich mitten unter die Macht der Nation versetzt hätten. Um diesen Gang zu gehn, hatte ich in Ermangelung eines politischen Genie's, das ich nie besaß, Beispiele, die der ganzen Welt bekannt sind, und die der Erfolg noch eindrücklicher gemacht hat. Ich wußte vielleicht gar wohl, daß Monk sich nicht von den Armeen entfernt hatte, als er konspiriren wollte, und daß Kassius und Brutus sich dem Herzen Cäsars näherten, um es zu durchbohren. Richter! ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. So war mein Charakter, so war mein ganzes Leben. Ich versichre im Angesichte des Himmels und der Menschen die Unschuld und Reinheit meines Betragens: Sie kennen Ihre Pflichten. Frankreich hört Sie, Europa heftet seine Blicke auf Sie, und die Nachwelt wartet Ihrer!

Diese kurze, aber meisterhafte Vertheidigung, machte den tiefsten Eindruck auf die Gemüther. Allein weder diese Rede, noch ein Brief, den er an Napole-

an schrieb, schien ihn vom Tode retten zu können, denn er war mit Georges Cadoudal in eine Kathegorie gestellt. In dem Briefe, den er an Napoleon geschrieben, sagt er: „Eröffnungen wären ihm gemacht worden; er habe sie zurück gewiesen; dergleichen anzuzeigen, sey seinem Character zuwider. Er halte Angeberei für schändlich, zumal gegen Männer, denen er Dankbarkeit schuldig sey oder mit denen er vorhin in Freundschaft gestanden." — Napoleon gab diesen Brief zu den Anklageacten. Militair und Volk aber wollte den großen Helden in so vielen Gefahren, den anerkannt größten Feldherrn, vielleicht seiner Zeit, gerettet wissen, ihn, der zur Ehre des Volkes so vieles gethan hatte.

Am 9ten Junius, an dem Tage, wo das Urtheil ausgesprochen werden sollte, war ganz Paris in wilder Bewegung. Nachdem das Gericht bis um drei Uhr in der Nacht zum 10ten berathschlagt hatte, — wahrscheinlich um deswillen so lange, damit der Volksandrang sich unterdeß verlaufen solle, so wurde Georges mit neunzehn andern der Verschwornen zum Tode verurtheilt. Pichegrü, von dem man nur so viel hatte heraus bringen können, daß er nach Paris gekommen sey, um von der Emigrantenliste ausgestrichen zu werden, war schon am 6ten April auf eine schändliche Art im Bette ermordet. Moreau erhielt die Wahl zwischen einem zweijährigen Gefängniß, oder der Verbannung aus Frankreich. Napoleon war diese ganze Nacht hindurch wach, und fürchtete, daß die große Parthei Moreau's etwas für letztern thun würde; es hätte auch in diesem Augenblick Moreau ein Weniges gekostet, sich, ohnerachtet er vor Gericht stand, an die Spitze einer Gegenparthei zu stellen; allein Moreau war der Mann

nicht, der, um seiner Person willen, sein Vaterland hätte in Gefahr bringen sollen. Jene Ansicht aber mogte — so ungern man es vielleicht zugab, die Veranlassung dazu seyn, daß gegen Moreau gelinder erkannt wurde.

Moreau wählte sogleich die Entfernung aus seinem Vaterlande, ordnete schnell seine Angelegenheiten, und während Georges guillotinirt wurde, brachte man Moreau mit seiner Familie in aller Stille aus Paris über die spanische Gränze. Savary führte ihn dahin ab, und Fouché hatte auf Napoleons Veranlassung es dahin gebracht, daß diese Verbannung als eine nothwendige Maaßregel der Regierung bestimmt wurde. Mit welchen Empfindungen der Sieger von Hohenlinden sein undankbares Vaterland verließ, das läßt sich denken, und diese Empfindungen mußten um so schmerzhafter seyn, da der gemäßigte Republikaner es jetzt bei der Rückkehr Frankreichs zur Monarchie einsah, daß das viele, in Ströhmen für die Freiheit vergossene Blut, nur dazu gedient hatte, das Volk zu ermüden, damit der Herrschsucht eines Einzigen Raum gegeben werde. — In Cadix schiffte sich Moreau ein, und ging nach Nordamerika, wo er sich in der Gegend von Neu-York ankaufte, und zwar zu Morisville am Delaware, bei Trenton. Ein alter Freund, sein ehemaliger Adjudant, Obrist Rapatel, war hier seine tägliche Gesellschaft. Neun Jahre lebte hier Moreau unter seiner Familie in einer sehr beneidenswerthen Zurückgezogenheit. Sein Gefühl rechtfertigte es ihm, daß er nicht zu voreilig der öffentliche Angeber der Verschwörung gewesen war, und offenkundig hatte es das französische Volk vernommen, daß er, Moreau, keinen Theil an unwürdigen Entwürfen einer Empörung genommen hatte. — Aus dieser philosophi-

schen Ruhe mußte er sich mehreremale herausreißen, um den ermüdenden Weg nach England zu machen, wohin ihn nicht politische Neuerungslust, sondern seine Geldangelegenheiten bestimmten, indem er in englischen Stocks bedeutende Summen stehn hatte. Hier in London lebte der Bescheidene ganz unbemerkt als Privatmann, und vernahm es aber auch mit blutendem Herzen, wie sein unglückliches Vaterland unter der neuen Monarchie erseufzte, wie viele benachbarte Fürsten des festen Landes sich vergebens nach einem Retter in der dringenden Gefahr umsahen. Im December 1811 raubte ihm eine Feuersbrunst sein schönes Landhaus mit einer ausgesuchten Bibliothek. Sein geliebter Sohn starb. Seine Gemahlin, welche mit ihrer Tochter Isabella nach Frankreich reisete, um ihre Gesundheit wieder herzustellen, wurde von französischen Häfen zurückgewiesen, und mußte nach England überschiffen.

Der Bund gegen Napoleons Anmaßungen war schon zu Ende des Jahres 1812 still zusammen getreten. Man sah es ein, daß, wenn man diesem Napoleon das Vertraun seiner Armee nehmen könne, er selbst auch entnervt, und durchaus nicht mehr gefährlich sey. Noch waren in der französischen Armee eine große Menge von Soldaten und Officieren, welche bei dem Namen Moreau electrisirt wurden; es kam nur darauf an, Moreau zu bewegen, daß er sich dem französischen Kaiser entgegen stellte. Der Kronprinz von Schweden, ehemaliger französischer Marschall Bernadotte, ein alter Freund und Waffengefährte Moreau's, wurde veranlaßt, ihn zu der Reise nach Europa zu bewegen, und Moreau folgte nach langer Ueberlegung diesem Ruf, aus der festen Ueberzeugung, daß er für eine gerechte Sache seinen Namen wieder hergebe zu

dem großen Spiel. Schon früher, im Jahr 1811, hatte er eine gleiche Einladung ausgeschlagen. Nicht Rache war es, nicht Ehrgeitz, was ihn vermochte, gegen die alten, wohl bekannten Armeen Frankreichs aufzutreten; er wollte durch sein Mitwirken die schnellere Befreiung des größten Theils von Europa von einem schimpflichen Joch beeilen. So viel weiß man, daß, als Napoleon erfuhr, Moreau sey zu der Koalition getreten, er ausrief: „hätte ich damals weniger schwach gehandelt! Er allein ist gefährlicher, als eine ganze Armee!"

Genug, am 26sten May 1813 bestieg Moreau das englische Kriegsschiff Hannibal, und kam in kurzer Zeit, nemlich am 24sten Julius, glücklich in Gothenburg an. Am 6ten August gelangte er nach Stralsund, wo er unter Glockengeläut und Abfeuern der Kanonen empfangen wurde. Abends gegen 6 Uhr kam der Kronprinz von Schweden nach Stralsund, und beide alte Freunde fielen einander bei diesem ersten Wiedersehn schweigend in die Arme. Nach zwei Tagen, während welcher Zeit er sich von der politischen Lage, von den Streitkräften und von der militairischen Stellung unterrichtet hatte, eilte er über Berlin durch Schlesien nach Prag, wo die Monarchen von Rußland, Oestreich und Preußen versammelt waren.

Als er in Prag angekommen war, sollte er einen für ihn bestimmten Pallast beziehen. Allein der einfache Moreau nahm seine Wohnung in einem Privathause, in einer nicht geräumigen Gasse des Stadtviertels, die Kleinseite, und am folgenden Tage besuchten ihn in dieser einfachen Wohnung Alexander I. von Rußland, und Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Nachdem auch mit Moreau genaue Verabredungen

über die weiteren Operationen getroffen wären, begleitete er den Kaiser Alexander von Rußland in das Hauptquartier der verbündeten Armeen. Ohne bestimmte Anstellung annehmen zu wollen, trug Moreau die Uniform der russischen Adjudantur. Als die Verschanzungen von Pirna eingenommen waren, ging die Heeresmacht gegen Dresden vor. Die Vertheidigung der Franzosen vor den Linien von Dresden war trefflich und wirksam. Am 27sten August war es, wo Moreau neben dem russischen Kaiser ritt, welcher sich nach einer östreichischen Batterie, die trefflich spielte, begeben wollte, indem Napoleon durch eine Kanonenschlacht sich den Weg nach Pirna öffnen wollte, und bereits den linken Flügel der Oestreicher umging. Alexander hatte so eben seine rechte Hand auf Moreau's Schulter gelehnt und war mit ihm in einem, gewiß sehr bedeutenden Gespräch verwickelt, als Moreau das Gespräch abbrach, und sein Pferd anhielt, ohnfehlbar, um irgend eine Bewegung zu beobachten. In dem Augenblick zerschmetterte eine Kanonenkugel Moreau's linkes Bein über der Kniescheibe, ging durch den Leib des Pferdes, und nahm auch den Untertheil des rechten Fußes des Generals noch mit. Im Stürzen zerbrach der Unglückliche auch noch die Kniescheibe des rechten Schenkels. „Was macht der Kaiser?" war die erste Frage des Hingesunkenen; denn er fürchtete, daß, da dieser neben ihm geritten, die fluchbeladene Kugel ihn auch getroffen haben könne. Der Kaiser war außer sich vor Schmerz und Rührung; Moreau selbst suchte ihn zu trösten, indem er ihm sagte: „Sire! Mein Schicksal hat es so gewollt!" Es war dies hinter einer preußischen, in der Front und in der Flanke bestrichenen Batterie, im Mitteltreffen, auf der Höhe bei Recknitz.

Beide Füße wurden ihm abgenommen; mit großer Ruhe ertrug er es. Er wurde nach dem Städtlein Laun in Böhmen gebracht, und alles wurde versucht, in dem Streit menschlicher Kunst gegen die menschliche Natur zu siegen, allein alles war vergebens. Die Wunden waren zu gefährlich, und am 2ten September, Morgens um 8 Uhr, endete Moreau sein stillgroßes Leben. Mit der Ruhe, welche den wahrhaft edlen Mann in keinem Lebensverhältniß verläßt, hatte er auch in seiner schmerzhaften Krankheit, im Todeskampf selbst, wo die Natur gegen irdische Wunde zu grollen schien, eine Ausdauer bewiesen, welche den überzeugendsten Beweis davon gab, daß Moreau ein vollendeter, kräftiger, im Selbstgefühl sich verherrlichender Mann war. Am Tage vor seinem Tode schrieb er unter den größten Schmerzen noch einen Brief an Kaiser Alexander, und einen andern an seine Gemahlin, welche in England sich aufhielt. Am 3ten September wurde sein Leichnam nach Prag gebracht, einbalsamirt, und am 4ten die Exequien in der Kapelle des erzbischöflichen Pallastes gehalten.

Alles war in tiefen Schmerz versunken. Der große Held, der in vielen Schlachten gefochten hatte, der für Wahrheit und Recht jetzt wieder sich opfern wollte, er, der eine Ruhe, welche ihn neun Jahre beglückt hatte, verließ, fiel schnell, unerwartet in einem Augenblick, wo die Sonne zur Befreiung des größten Theils von Europa noch nicht in vollem Glanz heraufgezogen war. Seltsam erscheint uns der Zufall, durch den dieser sehr ruhmwürdige Mann dem Tode geopfert wurde. Die Schwerdter und Feuerschlünde der Russen und Oestreicher hatten ihn an den Ufern der Donau und des Po, wo er sich in tausend Gefahren gab, nicht getroffen;

die Wellen des atlantischen Oceans und des baltischen Meers hatten ihn sicher getragen; jetzt, wo er für eine so gerechte Sache das Schwerdt zog, fiel er, das erste Opfer des schweren Krieges. Wie die Götter der Alten eine Libation forderten, so scheint auch ein theures Haupt ohne Schuld stets dem Gott des Krieges geopfert werden zu müssen. Wir erinnern, um bei der neuesten Geschichte zu verweilen, außer Moreau nur an Ludwig Ferdinand von Preußen und an Friedrich Wilhelm von Braunschweig und Oels.

Am 23sten September wurde Moreau's Leichnam nach Petersburg abgeführt, und in einem Schreiben an Moreau's Wittwe bedauerte Kaiser Alexander mit herzlichen Worten den Verlust dieses großen Mannes, versprach, den Helden in Petersburg, der Bildsäule Peter des Großen gegenüber, ein Monument aus den erbeuteten Kanonen errichten zu lassen, und setzte Moreau's Wittwe eine Dotation von 100,000 Rubel aus. Seine abgelößten Beine wurden beigesetzt unter dem Denkmal, welches Fürst Repnin auf der Höhe, wo Moreau fiel, am 4ten November 1814 hat errichten lassen. Es ist eine Schande für Frankreich, daß dieser Mann, der zweimal in den gefahrvollsten Zeiten die Waffenehre Frankreichs durch seine hohen kriegerischen Talente gerettet hatte, in seinem Vaterlande nicht, sondern in der Hauptstadt des fernen Nordens eine Ruhestätte für seine Gebeine finden sollte!

Moreau's Aeußeres war gleich auf den ersten Blick ungemein ansprechend. Er hatte ein ziemlich volles, etwas bräunliches Gesicht im mäßigen Oval, eine hervorgebogne, römische Nase, helle, schwarze, fast etwas tiefliegende Augen, feingeschlitzten Mund, der Kinn besonders war rund und weich, die Stimme

tief, volltönend, ohne schreiend zu seyn, und angenehm, weil die Modulationen nicht schnell wechselten; Moreau hatte eine mittlere Größe, es war viel Ebenmaaß in seinem Körper und eine feine, ungesuchte Haltung. Ueber sein ganzes, gleichmäßiges, einfaches Wesen, verbreitete sich eine Ruhe und Behaglichkeit, welche nicht leicht gestört werden konnte.

Ein Augenzeuge sagt, in Hinsicht der öffentlichen Repräsentation Moreau's in Paris: „dem ihm so ganz natürlichen, einfachen Wesen entspricht auch der Anzug vollkommen. Dieser hat weder die republikanische, unmilitairische Einfachheit des runden, gepuderten Haares, noch die neu eingeführte konsularische Pracht und Eleganz. Ich sah Moreau in der glänzenden Ministerialassemblée des Kriegsminister Berthier, der einzigen Zeremonialassemblée, welche Moreau diesen Winter einige Male besuchte, und worin alle andere Generale und Staatsbeamte in der großen Uniform, und wie zu einem Hofball geschmückt, in weißseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen erschienen. Im braunen Frack mit schwarzen Unterkleidern und eben solchen Strümpfen und Bänderschuhen, und einem runden Hute in der Hand, der einzige runde Hut, der sich in allen Konsular- und Ministerialassembléen dieses Winters sehn ließ. Sein starkes, braunes Haar trägt er nicht künstlich behandelt, wie manche andere hohe Beamte."

Das Innere seines Hauses war übrigens sehr geschmackvoll eingerichtet, und seine Tafel ausgesucht fein, jedoch vermißte man dabei die ganz feinen Weine, vielleicht, weil er selbst den Wein nur als Bedürfniß betrachtete, und ein großer Feind aller Zecher war. Er machte den besten Wirth, den man sich denken kann,

und man fühlte sich durchaus ungezwungen und ohne Zwang in seinem Hause.

In Paris bewohnte er eine Zeitlang ein sehr geschmackvolles Haus, wo er im Winter Bälle gab, die man als die angenehmsten in ganz Paris betrachtete, und besonders zog er Fremde und Künstler zu seinen Gesellschaften.

Mit seiner noch lebenden Gemahlin, einer Tochter des reichen Banquier Frank, die auch eine geborne Houlot genannt wird, aus Straßburg, führte er eine sehr glückliche Ehe. Madame Moreau war eine der schönsten Tänzerinnen in Paris und auf dem Fortepiano eine anerkannte Meisterin. Außerdem malt sie sehr gut in Oel und ihre Stickereien werden bewundert. Zu dieser Ausbildung kommen sehr feine Gesellschaftstalente, eine sehr gefällige Form und Haltung, einfache Eleganz in der Kleidung, und nach dem allen darf man wohl voraussetzen, daß ein Mann, wie Moreau, mit einer solchen Frau glücklich leben mußte. — Diese Ehe war auch nicht kinderlos. Ein Sohn war des Vater Moreau ganze Freude.

Moreau hinterließ eigentlich wenig Vermögen. Er folgte nicht dem Beispiel anderer Generale, welche den Krieg als einen Erwerbzweig betrachteten. Er würde vielleicht, wenn er den Rath einiger Freunde, die das Schicksal des freien Mannes voraussahen, nicht befolgt gehabt, schwerlich in einer anständigen Unabhängigkeit haben leben können. Die Freunde riethen ihm nemlich, daß er von den sechs Millionen, welche jeder kommandirende französische General für jeden Feldzug zu seiner Disposition, wovon er keine Rechnung abzulegen brauchte, nach dem letzten Rheinfeldzug die ihm übrig gebliebenen vier Millionen für sich behalten möge. Er

wurde auf diese Warnung der Freunde aufmerksam, vertheilte zwei Millionen an die Officiere seines Generalstabs, die so viel für ihn gethan hatten, und ohnerachtet er sechs Millionen, in drei Feldzügen aber achtzehn Millionen in die Tasche hätte stecken können, behielt er doch nur zwei Millionen für sich. Moreau war es, der seinem Vaterlande den Frieden von Lüneville gab; er war es, der dreimal im Angesicht des Feindes die Franzosen über den Rhein führte; er war es allein, der die Achtung für die französischen Heere im Auslande herstellte. Einen Vandamme jagte er von der Armee fort; und seine Erklärung war: „nur auf dem Schlachtfelde sey der Krieg eine Geißel."

General Moreau, bei dessen Namen die Armee der Republik schwur, war einer von den seltenen Menschen, welche im Glück so wenig, als im Unglück, Mäßigung und Selbstständigkeit vergessen, welche sich stets gleich bleiben, und welche, von dem Glück gelockt und verführt, den Anreizungen einer falschen Göttin nicht folgen, vielmehr dem ersten Plan, welchen sie mit reiner, freier Ueberzeugung in das Auge gefaßt hatten, in allen Lebensverhältnissen unverbrüchlich treu bleiben.

Frankreich sollte die Manen dieses Helden ehren, dieses anspruchslosen, nur für sein Vaterland handelnden Mannes, dieses hochbeglückten Hausvaters, der aus einer herrlichen Ruhe in Nordamerika sich riß, blos um seinem angestammten Vaterlande in dem Streben Europa's, von unwürdiger Familiendespotie der Emporkömmlinge sich zu befreien; — diesem Manne, welcher ein Märtyrer der Wiederherstellung Frankreichs wurde, müßte Frankreich eigentlich ein glorwürdiges Denkmal setzen, und sollte dieses Aner-

kenntniß der Verdienste Moreau's auch auf dem Platz Vendome geschehen! Das Volk ist der sicherste Richter, und das Volk vergöttert noch jetzt in Frankreich den anspruchslosen, großen Mann, der ohne Falsch, Uebermuth, Dünkel und Anmaßung nur immer den wahren Weg ging. — Doch, auch Ludwig XVIII. hat bereits den Werth des Generals Moreau anerkannt. Im Jahr 1814 wollte er ihm bereits eine Bildsäule auf seine Kosten setzen lassen. Jetzt hat der König die Anweisung gegeben, daß diese Bildsäule auf Kosten des Staates errichtet werde. — Wären alle Menschen wie Moreau, die ganze Welt würde eine Republik seyn, und die Hyder des Krieges würde mit ihren Farçen sich zur Ruhe begeben müssen. — In der Kriegsgeschichte nimmt er einen bedeutenden Platz ein, und die Nachwelt wird ihn einem Cyrus, einem Aristides, einem Fabius zur Seite stellen.

II.

Andreas Hofer.

Verum enim vero is demum mihi vivere atque frui anividetur, qui aliquo negotio intentus, praeclari facino-aut artis bonae famam quaerit.

Sallustii Catil. II. ult.

Digitized by Google

Andreas Hofer.

Unwillkührlich fühlen wir zu den ſtarken, hochherzigen, emporragenden Menſchen uns hingezogen, welche in Zeiten der Gefahr, wo bei vielen Tauſenden, die Stärke ſich anmaßten, beklagenswerthe Schwäche ſich zeigt, jene große, freie Bewegung und jene helle Anſicht ſich erhielten, wodurch allein die Wahrheit des Lebens ſich noch bewähren kann.

Solche Heroen, mögen wir ſie nun im Felde des Waffengemenges, der Vaterlandsliebe, der Politik oder der Literatur finden, werden gewöhnlich Märtyrer der Wahrheit, welche ſie durchglüht, und zu neuer, dem Pöbel fremder Handlung, ſie hinreißt. Denn die Gewohnheit iſt des Menſchen, nämlich des gewöhnlichen, faulen Menſchen, Amme, die Mehrheit nennt den Neuerer, ſey er auch noch ſo rein und lauter, ei-

nen fluchbeladnen Unruhstifter, und erst das kommende Geschlecht richtet wahr und aufrichtig über solche herrschende, gebietende Gewalten, weil es partheilos und von eignem Interesse nicht befangen, in die Vergangenheit blickt.

Unter jene hochherzigen, starken Menschen, welche, wie hingeschleudert auf den Erdball, auf einmal aus dem Nichts hervorgehn, und eine Rolle spielen, da, wo man ganz andere Namen an der Spitze großer Bewegungen zu sehen glaubte, gehört in der neuern Zeit vor allen andern Andreas Hofer, beachtungswerth aus vieler Hinsicht, denn er war nicht, als er auf einem bedeutenden Platze stand, ruhmsüchtig, rangstolz, er strebte nicht nach Beute und Erwerb; die reine, ihm angeborne Liebe zu dem ihm angestammten Monarchen riß ihn aus der Gemächlichkeit seines häuslichen Lebens zu dem rauhen Waffengemenge eines Empörungskrieges. Es wäre zu wünschen gewesen, daß sein öffentliches Wirken in eine Zeitperiode gefallen wär, wo Deutschland sich noch mehr von der schmählichen Behandlung, die es von Frankreich litt, überzeugt gehabt, und den Andreas Hofer in seinem Wirken auch kräftiger unterstützt hätte, während er so, er, der Einzelne, ein Opfer der Uebermacht und des Uebermuthes fiel. Bei mehrerer Unterstützung würde durch Hofers Kriegeslust und vaterländischen Ruf die ungeheure Bergkette, deren Mittelpunct das Tyroler Gebirge ist, einen Völkeraufstand entwickelt haben, welcher nach vier verlebten, thränenschweren Jahren — und wer kann Jahre ersetzen? — die Blutfelder von Leipzig u. s. w. unnöthig gemacht hätte. — Doch die Zeit war noch nicht reif zu ihrer großen Entwicklung; als ein Märtyrer,

welcher den Völkern deutscher Nation eine Oriflamme für künftige Waffenthaten seyn sollte, erscheint uns Andreas Hofer.

Tyrol ist ein unnahbares Land, wie schon Tacitus es nennt, wenn er in seinen Annalen von diesen drei großen Gebirgsketten, die eben so viele große Thäler einschließen spricht. Der größte Gebirgsrücken, der Brenner, ist das Stammhaus dieses wild durchrissenen Gebirgslandes, und ohnerachtet der Alpenbewohner, und der Gemsenjäger insonderheit keine Gefahr scheut, die höchsten Klippen zu besteigen, so ist doch die Spitze des Orteles erst vor einigen Jahren zum erstenmal von Menschen bestiegen worden. Hoch über die Wolken emporragend, beurkundet sie es, daß Tyrol ein freies Land sey.

Ein solches Gebirgsland ist ein Land der Freiheit, und auch nur in einem Gebirgslande findet die Freiheit ihr Asyl. Die Schweitz ist ein Beweis davon, den Jahrhunderte bestätigen, und Tyrol hat, durch Hofer emporgeweckt, sich dahin beurkundet, daß es des Nachbarlandes, der Schweitz, werth sey. Die Almen (Alpen) schallen in guter Jahrszeit von Gesängen; aber die Feuer brennen auch auf den Klippen, wenn Gefahr ist, und dann nimmt jeder mannhafte Tyroler Abschied von Weib und Kind, und gesellt sich den Streitgenossen für das Vaterland zu. Einem jeden Tyroler gereicht es zur Schande, daheim geblieben zu seyn, wenn das Vaterland selbst, nämlich das Tyroler Land, in Gefahr war. —

Andreas Hofer war ein geborner Tyroler, aus dem Thal Passeyr, oder, wie es auch genannt wird, die Tyroler Schwitz, zwischen dem Eisack- und Etsch-Krei-

se. In mehreren Geschlechtsfolgen war seine Familie dort bekannt und geachtet. — Der Name „Sandwirth“ kommt daher, weil er am Sande, d. h. unter dem Fuß des Bergrückens, an der Heerstraße, wo durch den Strom der Zeiten von dem Gebirge viel Sand herabgespült ist, ein Wirthshaus besaß, welches er, eigentlich aber nebenbei, mit verwaltete. Seine Eltern waren bemittelte Leute, und er selbst hatte sich durch seinen Handel mit Wein, Getraide und Korn ein bedeutendes Vermögen erworben. Der Viehhandel machte ihn auf allen Landstraßen Tyrols bekannt. Sein Taufschein, aus dem Kirchenbuch der Pfarre St. Leonhardt in Passeyr, ist folgender:

„Am 22sten November 1767 wurde getauft Andreas Nikolaus, ein ehelicher Sohn der wohlehrsamen Eheleute: Joseph Hofer, Wirth auf dem Sand, und Maria Aignetleitnerin. Pathe war Johann Pichler auf der Mörr. —

Von Ambach, Pfarrer.“

Von seinen Eltern hatte er die eigne Wirthschaft an der Heerstraße bekommen. Das zweite Wirthshaus, das ihm gehörte, liegt am hohen Jaufen, und diente zur Herberge für die Maulthiere und Saumrosse mit ihren Treibern, die über die schmalen Pfade dieser hohen Gebirge reisen. Im Glauben der katholischen Confession, welche in Tyrol die allein herrschende ist, auferzogen, und ein sehr frommer Verehrer Gottes, hatte Andreas Hofer einen unbedingten, blinden Glauben an das, was Religion und Beruf zu derselben ihm befahl. Ohne Schwärmer zu seyn, ehrte er doch seinen

Glauben schon früherhin über alles, und späterhin war hauptsächlich die Störung des Glaubens das Motiv, welches ihn aus seiner Sphäre zu einem ungewohnten Leben riß. Das Glück begünstigte ihn, und die Natur winkte Beifall, doch von dem Gewirr der Menschen hatte er keine Kunde, in deren Listen und Ränken war er nicht erzogen, und darum mußte er fallen, ein beklagenswerthes Opfer menschlicher Nichtswürdigkeit! —

Hofer, der früherhin um die Politik sich gar nicht bekümmert hatte, weil er in diesem Gebirgslande derselben gar nicht bedurfte, trieb lange Zeit einen bedeutenden Viehhandel, wodurch er in dem ganzen Lande bekannt, und durch seine biedere Treue auch allgemein beliebt wurde. Doch, ehe wir ihn selbst auf dem großen Welttheater einführen, müssen wir von der einleitenden Geschichte dem Unkundigen das Nöthigste hier vorher anführen.

Aus ungegründetem Mißtraun gegen dieses Gebirgsvolk waren unter Kaiser Joseph II. die unnahbaren Pässe geschleift, man ließ die Landwehren verfallen, man zwang die Tyroler, die trefflichsten Schützen und Büchsenjäger, zu dem, ihnen verhaßten Dienst in der Linie, und schlimmer noch war, daß in Kirchensachen und in der ständischen Verfassung Neuerungen vorgenommen wurden. Die Tyroler waren hierüber freilich sehr schwierig, doch ihre treue Anhänglichkeit an das Haus Oestreich, dem sie vor 500 Jahren freiwillig sich übergeben hatten, wurde dadurch im mindesten nicht gefährdet. Freilich wohl äußerten die Tyroler mitunter die Freiheit, zu welcher die Gebirgsvölker am nächsten berufen sind. Denn als z. B. der ihnen sehr verhaßte Gouverneur des Tyroler Landes, Graf Sauer-

nach Wien zurückberufen wurde, gab ihm, als er vor dem Hormayrschen Landhause vorüber fuhr, eine große Versammlung ständischer Personen unter Pauken und Trompeten ein Tusch noch mit auf die Reise.

Während der ersten Kriege zwischen Oestreich und Frankreich, seit die französische Revolution einflußreich für Deutschland geworden war, konnte Tyrol nach seiner natürlichen Lage nicht der Schauplatz der Greuelscenen werden, welche mit jedem Kriege verbunden sind. Es stellte seine Mannschaften, gab seine Beiträge und lieferte, was geliefert werden mußte. Im Feldzuge von 1799 aber überschwemmten die Franzosen, besonders das Corps des Marschalls Massena, namentlich die Divisionen Lecourbe, Dessolles und Lecchi einen Theil von Tyrol, bis tief in das Oberinnthal. Verheerend, mordbrennerisch war dieser Zug, und nicht dazu geeignet, dem Tyrolerlande Vertraun zu den französischen Waffen, zu dem französischen Schutz zu geben. Es wurde auch fast allein durch ein Aufgebot der Tyroler, durch einen Landsturm, die französische Macht wieder aus dem Lande gejagt, und daß der Nationale jetzt seinen Stolz fühlte, einer Macht gewachsen zu seyn, die mit ganz Europa im Handgemenge war, das läßt sich leicht erachten. Naudens, Glurus und Mals hatten durch jene Invasion der Franzosen besonders gelitten. Die Landesbewaffnung Tyrols während des Krieges, wurde aber östreichischer Seits sehr natürlich von jetzt an für nothwendig und zweckdienlich geachtet, und es blieb hauptsächlich von Reitti bis Kuffstein eine große Vertheidigungslinie aufgestellt. Der Tyroler ist ein geborner Jäger; es bedurfte daher nur noch dieser Maaßregel, um ihn ganz zum kriegslustigen Vertheidiger des

Vaterlandes zu bilden. Dieser Eifer, diese neue Bildung beurkundete sich auch bald, denn z. B. im Jahr 1800 erklärte sich die Tyroler Landwehr, die an der Scharnitz aufgestellt war, freiwillig, daß sie auch außerhalb der Gränzen Tyrols, so lange dieser Krieg dauere, die Waffen führen wolle. — Mehrere Pässe Tyrols waren nunmehr bereits von den Franzosen besetzt; durch einen, zu Steyer am 25sten December 1800 abgeschlossenen Waffenstillstand, wurde die Anzahl der Oestreicher sowohl als der Franzosen bestimmt, welche, so lange der Waffenstillstand dauerte, in Tyrol stehen bleiben durften. Erstere befehligte Chasteler, letztere die Brigadegenerale Nansouty und Demont, Männer, die zur Ehrenrettung des französischen Namens alles versuchten; denn ein Vandamme, Lecourbe u. a. m. hatten vorher im Tyrolerlande übel gehauset. Daß jene Generale während des Waffenstillstandes eine genaue Disciplin führten, darüber darf man nur bemerkbar machen, daß sie unter Moreau standen, und daß dieser sein Hauptquartier in Salzburg hatte. Der Frieden wurde geschlossen, und Tyrol erfreute sich wieder der Ruhe eines, jedoch nur kurzen Friedens.

Der Krieg Oestreichs mit Frankreich vom Jahr 1805, den die Schlacht von Austerlitz bald beendete, ging für Tyrol bald und ohne Gefahr vorüber. Schmerzvoller für Tyrol war der Friedensschluß erst von Nikolsburg und ratificirt zu Preßburg. Die Tyroler Stände, Unglück ahndend, waren bei Hofe mit der Bitte eingekommen, bei Oestreich, oder doch bei einem Prinzen des Hauses bei ihrer Integrität und Konstitution zu bleiben. Allein der Art. VIII. des Preßburger Friedens entschied die Abtretung Tyrols, und die Landschaften

mußten für jetzt sich fügen. Nur im Stillen konnten sie ihrem Ingrimm Raum lassen. — Oestreich hatte nach der Uebereilung, welche der Schlacht von Austerlitz folgte, sich still, aber mit vieler Berechnung zu einem neuen Kriege gegen Frankreich, dessen Anforderungen schon an Frivolität gränzten, vorbereitet, und der verdiente Stolz des Hauses Habsburg mußte um so mehr beleidigt werden, da es bekannt war, daß Napoleon Buonaparte bei der Zusammenkunft in Erfurt gesagt hatte: „binnen sechs Jahren müsse seine Dynastie die älteste in Europa seyn, da die Glut der Vaterlandsliebe Wahnsinn, die Treue gegen den alten Herrn Rebellion, der Kampf für ihn Brigandage heiße; um den neuen Thron sich zu bewerben, das aber heiße (ipsissima verba) contenir le meilleur esprit. Es sey ein Wunder von Langmuth, daß er Oestreich, jedoch nur auf Verwendung Rußlands, bis dahin verschont habe.“ — Tyrol, die Vormauer Oestreichs, auf den bevorstehenden Krieg aufmerksam zu machen, und für denselben zu entzünden, das war nothwendig und wohl berechnet. In dieser Hinsicht sagt ein östreichischer Schriftsteller, aus dem Tyrolerlande gebürtig, den Tyrolern, um zu dem Kriege für die Freiheit Oestreichs sie vorzubereiten:

„Seit mehr als einem Jahrtausend leben die Mainotten im rauhen Hochgebirge, wo einst das alte Sparta, — auf des Libanon schwer zugänglichen Höhen die Drusen, frei, aber ehrerbietig unterthan ihren Häuptern, und den Satzungen ihrer Väter. Weder haben die Stürme der Völkerwanderung sie mit fortgerissen, noch die byzanthinische Macht in ihrem höchsten Flor sie bezwungen; die Helden der Kreutzfahrten haben gegen den Unglauben und Aberglauben des ganzen

Orients glücklicher gestritten, als gegen diese Handvoll unerschrockener, genügsamer Jäger und Hirten, die niemandem Beleidigungen zufügten, aber auch keine duldeten. Der Geist Osmanns — was war schreckhafter zu seiner Zeit? ist an ihnen ehrend vorüber gegangen. Venedig, furchtbar zu Lande und zur See, suchte ihre Freundschaft. Ihre Zahl ist geringer, als die unsere, ihr Land streitet für sie, wie Tyrol für uns, und keine Macht schützt sie, als die in sich selbst, und wann, wie, von wem sollten wir je gezwungen werden können, der Herrschaft eines Hauses zu entsagen, das uns nicht mit dem Schwerdte gewonnen, nicht mit Golde gekauft, nicht durch Zufall ererbt, dem wir uns vor fünfhundert Jahren selbst übergeben, und unverbrüchliche Treue geschworen haben? Und wenn der großen Begebenheiten unaufhaltsamer Lauf es doch einmal anders fügte — wie dann? Unvorzusehende Unglücksfälle haben mehr als einmal bewiesen, der Kometen ungeheuer excentrischer Lauf lasse sich schneller und gewisser berechnen, als die Ereignisse des kommenden Tages. Uns kann eben das schaden, was durch Jahrhunderte das Palladium unserer Sicherheit und Wohlfarth war, die Verbindung mit einem mächtigen Ganzen, zu dessen Erhaltung der Theil mit Recht und nach Pflicht hingegeben wird. Partheigeist, Unwissenheit, Zerstückelung der Gewalten und Verantwortlichkeiten haben oft schon das Eisen um seine Schärfe, um seine unwiderstehlige Kraft das Pulver, und die Wahrheit selbst um ihren himmlischen Schimmer gebracht. — Mangel an Einheit des Planes wird mit Recht auf der Bühne getadelt, auf dem großen Welttheater ist keine Sünde härter verpönt. Es kann also anders werden im

Laufe der Zeiten, die Herrschaft kann wechseln, übergehen, wiederkehren vielleicht, vielleicht auch nicht. Das Herz wird und soll uns bluten, (denn lieber das Herz aus dem Busen, als die Dankbarkeit) aufrecht bleiben unser Sinn und unser Muth! Werde, wer immer, Herr; den Nationalgeist, die Verfassung, Freiheit und Ordnung muß er ehren und erhalten, wenn er sein eignes Interesse erhalten und fördern will. Vorschnelle Neuerung, die sich so oft mit dem eignen Schwerdte verwundet, militairisch-fiskalischer Tabellengeist und rohe Gewalt müßten in diesem Felsengrunde gar bald einen Zustand herbeiführen, gleich traurig für die Herrschenden und Beherrschten, daß jeder lieber sein Dach und Fach anstecken und mit den Thieren des Waldes leben möchte. So würden die Tyroler niemals Unterthanen, höchstens Unterjochte seyn, und gehorchen, wie den Arabern in Hispanien die asturischen Gebirge, aus denen Pelayo hervorging."

Dergleichen Eingebungen mußten in einem Lande, wie Tyrol, wohl von Wirkung seyn. Viele Einwohner waren seit der Losreißung Tyrols von Oestreich ausgewandert, oder waren vielmehr auf einer fortgesetzten Wanderschaft, aber sie hatten eine stille Verbindung mit dem Vaterlande, und gaben im Geheim Nachricht von den Verlusten der Franzosen in Spanien, von den Fortschritten der Engländer, von der nordischen Koalition, und so stand denn das ganze Tyrol nach Jägerart auf dem Anstand.

Dies war die Lage der Dinge, als Andreas Hofer aus der glücklichen, friedlichen Dunkelheit, worin er bis dahin gelebt hatte, in den stürmischen, politischen Kreis, zu der Kraftanstrengung eines Krieges-

schauspieles im Kriege selbst, gerissen wurde. Denn die spätern Ereignisse in Tyrol, die von der Tyroler Insurrection ausgingen, kann man — jedoch in edler Bedeutung — ein Schauspiel im Schauspiel nennen.

Schon im Anfang des Januar 1809 kamen geheime Abgeordnete des Tyroler Bundes nach Wien, aus dem Inn- und Pusterthal, und sie hatten späterhin Audienz bei dem Erzherzog Johann, der zum Oberbefehlshaber über die für Italien bestimmte Armee ernannt war. Auserkohren als Deputirten hatten ihn die Gaue, weil er als ein sehr redlicher, gerader, biederer Mann, dessen Wort in weitem Umkreise als ein Ehrenwort galt, bekannt war, und dieser verwegnen Unternehmung hatte er, der wohlhabende Mann, der Familienvater, sich unterzogen, weil er die alte Freiheit des Tyrolerlandes zu sehr liebte, weil er zu sehr Nationale war, als daß er in die Neuerung sich hätte mit Geduld fügen können. — Bei jener Audienz wurde der Freiherr von Hormayr, ein geborner Tyroler und damals Major im Generalstab, angewiesen, mit den Tyroler Abgeordneten ins Geheim zusammen zu treten, und sie von dem Plan zu unterrichten, wie Tyrol durch sich selbst urplötzlich in seine frühern Verhältnisse wieder treten könne. Hormayr entwarf diesen Plan in eilf Puncten dahin, wie die im Tyrol befindlichen Streitkräfte einzeln aufgerieben werden sollten, was in Hinsicht der Brücken und Engpässe zu thun, wie im Geheim an die gehörigen Orte Gewehre und Munition geschafft werden könnten, und wie besonders die Signale durch das ganze Gebirgsland auf einmal gegeben werden müßten. Vier Nächte hatte er mit den Tyroler Deputirten geheime Conferenzen desfalls; sie waren nun vollständig un-

terrichtet, reiseten wieder ab, und von der Scharnitz bis Roveredo, von Nauders bis Linz leiteten sie nun im Geheim eine Insurrection ein, welche um deswillen eine der merkwürdigsten der neuern Zeit ist, da die Kraft mit der Gegenkraft in keinem Verhältniß stand, und da diese vaterländische Kraft, von dem Schutzherrn nicht unterstützt, sogleich in Nichts versunken gewesen seyn würde, wenn die Natur des Landes nicht viele Monate hindurch ein großer Schirmvoigt gewesen wär. Hofer stand schon jetzt an der Spitze dieser Tyroler Insurrection. Die Kunde des Landes, welche er besaß, das Vertraun, dessen er sich erfreuen durfte, die Geradheit und Biederkeit seines Charakters, wodurch er sich auszeichnete — und das will in Tyrol schon viel sagen — entschied allgemein für ihn. Nur auf Treue und angeborne Seelenkraft, nicht auf die feinen Studien der politischen Berechnung kam es hier an, und Hinsichts jener war Hofer gerade der Mann. Unwillkührlich wurde er in diesen Strom der Verhältnisse gerissen; methodisch sich einen Namen in der Historie gewinnen zu wollen, das war die Absicht des einfachen Gebirgsbewohners nie. —

Jener, mit den Deputirten Tyrols verabredete Plan, blieb in allen seinen Puncten, ohnerachtet die Mitwisser nur geringe Landleute waren, dennoch zwei volle Monate verborgen, bis zu dem Augenblick, wo das Signal zu allgemeinem Aufstande, einer sicilianischen Vesper nicht unähnlich, gegeben wurde. Alles glückte, bis auf den einen Punct, nämlich die Ueberrumpelung der Festung Kuffstein; daß dies nicht geschah, davon trugen aber nicht die Tyroler, sondern der östreichische General Jellachich die Schuld. Nur

sechs und dreißig Stunden zu früh, jedoch ohne besondern Nachtheil, brach in Tyrol die Insurrection für das Haus Oestreich, welches mit Frankreich, Bayern u. s. w. bereits wieder in Krieg befangen war, aus. Der Versuch der Bayern, die Lorenzer und Laditscher Brücke abzutragen, war die Veranlassung dazu, so wie der Marsch einer französischen Kolonne aus Italien nach Deutschland und Tyrol.

Martin Trimer, Sohn eines alten Tagelöhners aus Schlanders, ging in der Mitte März aus dem östreichischen Hauptquartier Klagenfurth gegen die Bayerschen Linien vor Tyrol hin, kam mit vieler List durch, in das Tyroler Land, brachte den Insurgenten die weiteren Verhaltungsmaaßregeln, kehrte zurück, und sechs Tage vor dem wirklichen Ausbruch wagte er kühnen Muthes sich noch einmal hinein, und stellte sich an die Spitze des Banners vom Oberinnthal. Zu Anfang April loderten die Feuer des Aufruhrs auf allen Bergen, alles, was die Waffen tragen konnte, sammelte sich an den bestimmten Orten zu seinen Haufen, die Eingangspässe wurden sogleich von den Tyrolern besetzt, und was im Lande selbst von Franzosen und Bayern sich befand, mußte kapituliren oder wurde aufgerieben, letzteres mitunter auf grausame Art. Doch, welcher Volksaufstand hätte solche Züge der Grausamkeit, Härte und Rohheit nicht aufzuzeigen! Der erste Erfolg rechtfertigte das Unternehmen. So nahm der genannte Martin Trimer an der Spitze der Oberinnthaler 8000 Franzosen und Bayern am 13ten April bei dem Dorfe Wiltau gefangen. *) — Ein Theil des 8ten östreichischen Armeecorps

*) Jetzt heißt er Herr von Wiltau, ist Theresienordensritter, Major und Gutsbesitzer.

war zu gleicher Zeit in Tyrol eingerückt, und ohnerachtet überall im Lande die Bayern sich mit einer unbeschreiblichen Wuth und Tapferkeit zu halten suchten, so mußten sie doch, da in dem ganzen Lande durchaus nicht eine bürgerliche Gewalt ihnen zu Hülfe kam, der Nothwendigkeit zuletzt weichen. — Andreas Hofer war um diese Zeit Hauptmann des Passeyer Aufstandes, und er machte seine Sache gut. Vaterlandsliebe, Muth, genaue Kenntniß aller Schlupfwinkel, Vertraun der Seinigen und stete Nüchternheit ersetzte die militairische Unkunde. — Muthiger, verwegner, zuversichtlicher wurden noch die Tyroler, als Erzherzog Johann bei Pardenone und Sacile über den Vicekönig von Italien Siege davon getragen hatte. Doch für Oestreich trat bei der Hauptmacht das Unglück bei Regensburg ein, und die Folge davon war der Uebergang über die Donau und die Aufopferung der Kaiserstadt. — Nachdem vorher Andreas Hofer in Verbindung mit den Landstürmen von Meran und Algund am 26sten April bei Volano heldenmüthig gefochten, und das Versprechen gelöset hatte, welches er in Wien gab, die Tyroler Gemsenjäger würden in Tyrol so viel thun, daß die ganze östreichische Generalität vor ihnen den Hut abnehmen solle, so wurde die Lage Tyrols dadurch mißlicher, weil der östreichische General Chasteler nach den Unfällen, welche die Hauptmacht in Deutschland erlitten hatte, (28sten April — 3. May) sich nördlich zurück zu ziehn, und Tyrol nach und nach sich selbst zu überlassen, genöthigt sah. Unterdeß that der östreichische Feldherr alles, was in seinen Kräften stand, den einmal aufgerufenen Volksaufstand zu schützen, und darum wurde auch das Salzburger Gebirge und der Vorarlberg unter die Waf-

fen gerufen, und in Verbindung mit dem Tyroler Aufstand gesetzt. Dies war von wesentlichen Folgen, denn der Vorarlberg allein stellte 20,000 Mann unter die Waffen, und die Kommunikation mit dem Lande wurde dadurch auf dieser Seite erhalten, so daß Proviant und Munition in das von den andern Seiten eng geschlossene und bedrängte Tyrol gebracht werden konnte. Doctor Schneider, ein Rechtsgelehrter, leitete diesen Aufstand im Vorarlberg.

Die Oestreicher zogen sich immer mehr und mehr aus Tyrol zurück, und Mitte May's drangen die Bayern daher in Tyrol ein. Die Soldatenwuth der Eindringenden, mogte sie befohlen seyn oder nicht, kannte keine Gränzen, der Unschuldige mußte mit dem Schuldigen leiden, und dadurch wuchs denn sehr natürlich die Erbitterung der Eingebornen; der Krieg wurde jetzt recht eigentlich erst ein Volkskrieg. Allein die Bayern, von den Franzosen kräftig unterstützt, schienen im Tyrol den Sieg davon tragen zu sollen. Am 19ten May rückten sie in Inspruck ein, und hauseten nicht gut. Hofer hatte sich mit seinem Landsturm in das Gebirge zurück gezogen, und von den unnahbaren Felsen herab that diese Landesbewaffnung dem Feinde so vielen Schaden, daß, als die Hälfte der bayerschen Macht auf französischen Befehl wieder nach Linz berufen war, ein offner Angriff gewagt werden konnte, und am 29sten May wurde die andere Hälfte der Bayern auch wieder aus Tyrol durch den Landsturm vertrieben. Die Hochländer waren wieder befreit von dem Feinde, aber nunmehr auch ganz sich selbst überlassen, und es war auf das strengste von dem siegenden Feinde jetzt blockirt, die Verbindung mit Oestreich war bald abgeschnitten. —

Diese ganze Kriegsgeschichte ist einem Schachspiel nicht unvergleichbar, denn bald darauf kehrten die Oestreicher zurück, Tyrol zu unterstützen; sie rückten in Inspruck wieder ein, und am 17ten Julius erfuhr man dort die Nachricht des Znaymer Waffenstillstandes, wonach Tyrol und Vorarlberg ohne Kapitulation, ohne Amnestie der Willkühr der Feinde preis gegeben wurde. — Es ist hier nicht davon zu reden, ob und warum Oestreich in den Waffenstillstand diesen Punct mit einzuschließen hatte; nur so viel ist zu sagen, daß von diesem Augenblick an, — obschon von beiden Theilen dem Tyroler Lande die Aechtheit der ganz unglaubbaren Nachricht lange verborgen und vorenthalten wurde — die Fortsetzung des Krieges eine Art Verzweiflung der Tyroler war, um ehrenvoll zu enden.

Mehrere Umstände luden dazu ein, die Selbstständigkeit des Aufstandes in Tyrol zu nähren. Napoleon räumte das Vorarlberg nicht, trotz der Zusicherung, die er bei dem Waffenstillstand gegeben hatte, und eine Menge von Ueberläufern fand sich, als Hofer sein Hauptquartier zu Sterzingen hatte, bei ihm ein, um Dienste für die Tyroler Freiheit anzunehmen. Ja, einige Rasende schlugen ihm sogar vor, die Kriegsgefangenen ermorden zu lassen, damit die Oestreicher außer dem Gesetz erklärt würden, und als Verzweifelte sich wehren müßten. Das alles lehnte er aber mit den runden Worten ab: das Tyroler Land sey stark und fest genug, und bedürfe der Pfiffe und Kniffe des flachen Landes nicht. — Oestreichischer Seits war man jetzt in die mißliche Lage versetzt, den guten Willen, nein! den Feuereifer der Tyroler nicht unterstützen zu können, und was bei dem Abmarsch allein für jetzt noch geschehn

konnte, war, daß man dem Landsturme Gewehre, Munition und Mundvorrath zurück ließ, ihnen auch brauchbare Deserteurs gern verwilligte. Keine Hoffnung schien bei dem Abzug der Oestreicher mehr zu erblühen. Hofer kam, um die Wahrheit zu erkunden, in das Lager des Generals F. Taxis bei Mauls, und bei seinem Erscheinen waren die Soldaten so ungestüm, daß beinahe eine Meuterei entstanden wäre. Alle wollten sie in Tyrol bei den Tyrolern bleiben. Doch, der Versuch Hofers, den Rückzug der Oestreicher aufzuhalten, war vergebens, und er selbst zog sich, das Geschäft, welches er leitete, nicht vergessend, damals in eine Felsenhöhle des Passeyer Thals zurück. Seine Verfügungen von dort ab gab er dennoch der Insurrection in den heimlichen, nächtlichen Zusammenkünften, und dabei unterschrieb er sich jetzt: „Andere Hofer, demalen unwissend, wo?“ —

Nunmehr sollte und mußte Tyrol für sich selbst kämpfen. In mehrern geheimen Zusammenkünften waren den Tyroler Anführern, an deren Spitze Andreas Hofer sich befand, die heiligsten Versicherungen gegeben, und außerdem war die Sache zu weit fortgeschritten, als daß Tyrol nicht hätte jetzt Blut und Leben an die Rettung, an den Schutz des Vaterlandes setzen sollen. Vom 13ten August an, wo die Oestreicher Tyrol ganz verlassen hatten, entwickelte sich eine eigenthümliche, nationelle Kraft, und an der Spitze dieser Landesbewaffnung stand der einfache, schlichte Mann, Andreas Hofer. Er trat schon früher wieder hervor aus seinem Versteck, und nach und nach schlossen sich alle Kreise an ihn an. Alles wandte seine Augen auf ihn, und wenn er sich auch nicht für östreichischen Bevoll-

mächtigten erklärte, so galt er doch für solchen, und wurde sogar Kaiserlicher General-Lieutenant und „Excellenz“ genannt, ein Titel und Rang, den er selbst, da Bescheidenheit zu seinen Nationaltugenden gehörte, stets ablehnte, mögen auch die stillen Verhandlungen gewesen seyn, welche sie wollen. — Genug, von jetzt an war der Sandwirth Andreas Hofer anerkannter Chef der Volksempörung der Tyroler Kreise, und die Ausführung der Wirkungen des Landsturms in dem Gebirge ihm allein überlassen. Eine schwere Aufgabe für einen Unerfahrnen, der durch Unbesonnenheit — sein eignes Leben nicht einmal beachtend — ein ganzes Land dem Mord und Brand preis geben konnte, ohne daß er einen festen, sichern Rückhalt, dem zu vertraun war, wie die Erfahrung bereits gelehrt hatte, suchen durfte. Doch, das Vertraun auf die mündlichen Zusicherungen, und mehr noch die Liebe für Tyrol, das er dem Fürstenhause, unter dessen Scepter es fünf Jahre sich glücklich befunden hatte, retten wollte, riß ihn hin zu neuer, seltner Thatkraft.

Seine Vertrauten, seine nächsten Gehülfen bei dem großen Zweck der Befreyung des Vaterlandes, bei der Selbstvertheidigung Tyrols, waren der Gastwirth Peter Meyer von der Mahr, Rüdmüller von Pludenz, der Dechant Jäger, der Pfarrer Damascen Siegmund von Virgen, der Priester Unterkircher, der Hauptmann Speckbacher und ein gewisser Kolb. Ein Mönch aus Meran, mit Namen Joachim, besaß vor allen andern sein Zutraun, und außerdem auch der genannte Joseph Speckbacher. Dieser war ein sehr verwegner Gemsenjäger früherhin schon gewesen, und Hofer hatte ihn schon im Jahr 1805 bei dem Pferdehandel

in Sterzing kennen gelernt. Auf seiner Rückreise von Wien ließ ihn Hofer am 10ten Februar 1809 zu sich nach Hall kommen, und benachrichtigte ihn davon, daß der Ausbruch der Feindseligkeiten nahe sey, daß Oestreich auf den Muth und die Anhänglichkeit der Tyroler rechne, und daß die kräftigste Unterstützung von Seiten Oestreichs versprochen sey. Er, der Sandwirth, wäre zum Kommandanten von Passeyr ernannt, und lade Speckbacher ein, mitzuwirken. Hofer hatte seinen Mann an Speckbacher glücklich und gut ausgewählt, und letzterer gab seine Hand. Mehr als zu redlich erfüllte er Hofern, der selbst nicht leicht in das Handgemenge sich begab, sondern stets hinter der Front kommandirte, einmal jedoch, am Berg Isel, den 25sten May, ausgenommen, sein Wort; Hofer verstand es nemlich, die Anhänglichkeit der ehrlichen Tyroler sich zu gewinnen und sie zu erhalten.

Diese Menschen also waren Hofers Generalstab und seine Marschälle, unter deren Leitung er das Land Tyrol dem Hause Oestreich nicht allein zu retten, sondern wieder zu geben gedachte. Es schwebt ein Dunkel darüber, ob und welche Zusicherungen ihm, nachdem die Oestreicher das ganze Tyrol hatten räumen müssen, von Seiten des Hofes gegeben sind. Ausdrückliche, bestimmte, schriftliche Zusicherungen konnten ihm nach dem Znaymer Waffenstillstand, wenn man diesem nicht zuwider handeln wollte, nicht gegeben werden. Freilich wohl war die Erhaltung des Aufstandes in Tyrol während der Unterhandlung des Friedens dem Hofe von Wien von der größten Bedeutung, und ob die mündlichen Zusicherungen, welche den Tyrolern durch die dritte Hand kamen, höhern Orts genehmigt waren, das muß

man auf sich beruhen lassen; doch kann man es kaum glauben, weil Oestreich das hochherzige Tyrol auf sich beruhen ließ. Möge dem sein, wie ihm wolle, möge auch der Befreiungskrieg, an dessen Spitze Andreas Hofer stand, nicht zu dem erwünschten Zweck gelangt seyn, so ist dieser Hofer schon um deswillen merkwürdig, weil er die erste glänzende Fackel in Deutschland war, welche die französische Nichtswürdigkeit beleuchtete, den Plunder in Brand zu stecken strebte, und durch ihr Feuer die deutschen Schläfer aus dem Schlaf weckte. Er zeigte die Möglichkeit des Erfolges einer Volksbewaffnung; das Jahr 1813 — 14 führte es aus, was er begonnen hatte, und schon damals unter günstigern Verhältnissen fechtend und kräftiger unterstützt, würde er vielleicht jetzt noch einen größern Namen in der Historie gewonnen haben. — Er selbst sprach späterhin nie in bestimmten Ausdrücken über die Täuschung, welche ihn schmerzte; doch, daß er nicht als Glücksritter, als Abentheurer in diesen Kampf gegangen war, daß er außer seinem Glauben an die gerechte Sache und auf Gottes Schutz auch auf Unterstützung von außen rechnete, und glaubte rechnen zu dürfen, das beweiset sein ununterbrochener Verkehr mit dem östreichischen Lande, den er durch Spione aller Art betrieb.

Die Tyroler waren nun einmal aufgeregt, und sie erwiederten, als Geächtete, da sie nicht in den Waffenstillstand mit eingeschlossen waren, Gleiches mit Gleichem. Die Bayern und Franzosen, welche ihnen in die Hände fielen, wurden hart behandelt, die Bewaffnung selbst aber erhob ihren Hofer bis zum Himmel, weil anfangs unter seiner Leitung alles glücklich ging. Die innern Thäler waren bald geräumt, und

das Land ziemlich verbunden. Hofer selbst war nicht nur nicht hartherzig und grausam, sondern er wandte, während man nun von allen Seiten die Pässe zu vertheidigen und zu schützen suchte, bis Oestreich mit seiner starken Hand das alte Tyrol in seinen Schooß wieder aufnehmen könne, manches große Unglück von dem Lande ab, manchem Gefangenen rettete er das Leben, ohnerachtet die Tyroler, welche in feindliche Gefangenschaft fielen, unwürdig behandelt wurden, und mehreremale rettete er durch sein Wort und seinen Einfluß die alte Hauptstadt Inspruck von Brand und Plünderung. Die rohen Landleute nämlich verlangten hier Opfer für ihre Wuth oder „Herrenblut," weil hier in der Stadt sich noch viele Staatsdiener und andere befanden, die der neuen Herrschaft Bayerns sich angeneigt hatten. Dann sagte Hofer den Ungestümen: „Landsleute, dazu habe ich keine Vollmacht, das darf nicht geschehen, ich gestatte es nicht," und damit beschwichtigte er die wilden Haufen. — Mitunter wurde er denn aber auch trotzig und gebietend gegen die Bürger. „Wenn ich nun dieses oder jenes über Euch ergehen lassen wollte, wer würde es mir wehren?" rief er, und was er wollte, wurde unbedingt erfüllt.

Als er zum erstenmal in Inspruck als Oberbefehlshaber dieser Landesbewaffnung und Landesvertheidigung einzog, empfing ihn das Volk unbedingt unter dem Character als Kaiserlichen General-Lieutenant unter großem Jubel, und er trat in der ehemaligen Kaiserburg ab. Mit großer Ehrfurcht wurde er hier empfangen, und ein Diener befragte ihn bald darauf, wenn Sne. Excellenz zu speisen beföhlen? — Schnell und kurz antwortete er in seinem Nationaldialect: „jetzt hob' ich nit

Zeit, an's Fresse zu denke, erst muß ich in die Schreiberei.“ — — Wenn er, was bei dem besondern Briefwechsel wohl häufig kam, eigenhändig etwas aufsetzen mußte, so lief ihm sehr bald der Angstschweiß vom Gesicht, und um seinem Unwillen Raum zu geben, zog er dann auf seine Adjudanten, die er Schreiber nannte, los, mit den Worten: „hob' ich Ochsen und Kälber, oder hob' ich Leut' um mich, daß ich alles allein thun muß?“ — Sein Mittagsessen ließ er sich, während er in der Burg wohnte, für vierzig Kreuzer, das Abendessen für sechs und dreißig Kreuzer aus dem Kaffeehause, Wittwe Mollin, der Burg gegenüber, bringen, und trank dazu nie mehr als eine halbe Flasche Wein. Er bezahlte das täglich, ließ sich quitirte Rechnung darüber geben, und legte diese Scheine der Nationalrechnung bei. *)

Das Volk lief herbei, ihn, den Helden des Tages, zu sehen. Er war in seiner gewöhnlichen Tracht, in einem der prächtigen Hofzimmer, und rauchte seine Pfeife Taback. Die Thüren der Zimmer waren jedem offen. Sah er nun unter den Zuströmenden einen Bekannten, so sprach er ihn freundlich an, reichte ihm die Hand, und fragte wohl: „Seydt's a do? Was möcht's gern hobn?“ Die mehresten wollten denn Geld, oder fragten nach Geld, worauf er denn entgegnen mußte: „Geld hob' ich kains, wo her nehm'n, da wartet'st umsonst, helft euch indeß, wie ihr könnt, Gott wird's bald anders machen.“ — Dasselbe sagte er auch, als

*) Welcher andere Generalissimus, freundlich oder feindlich, würde das gethan haben?

die Tyroler Bewaffnung hin und wieder an Pulver und Bley Mangel hatte, worüber denn sein Mentor, Pater Joachim, häufig sehr ungehalten wurde. — Wie unkundig er in der Rechtschreibung war, (doch, das hatte er mit seinem Gegner Napoleon gemein!) davon nur Etwas. Ein Handelsmann von Mittelwald, nächst der Scharnitz, ersuchte einen Kaufmann von Inspruck um die Verwendung für ihn zu Erlangung eines Passes dorthin. Das Handelshaus hatte die Firma: Jochner und Comp. Hofer schrieb eigenhändig an den Wirth und Kommandanten der Scharnitz: „es werden zwei Kaufmander aus Bayern nach Scharnitz kommen, laßt sie ruhig nach Inspruck passiren.“ — Am 15ten August war er in Inspruck eingezogen, und er erließ sogleich eine Bekanntmachung, wonach dem öffentlichen und Privateigenthum Schutz versprochen wurde. Seine hier erlassenen Verfügungen zu Wiederherstellung der Sitten des bürgerlichen Lebens sind sehr originell. Fromm, gottesfürchtig war er sehr, und wer mit ihm zu Abend aß, der mußte nachher auch den Rosenkranz mit beten. Die Einladung Hofers dazu war häufig: „habts mitgegessen, könnt's mit beten!“ — Um diese Zeit ließ er auch aus der Ausbeute der Schmelzwerke von Brixlegg Münzen zu 21 Kreutzer mit der Umschrift: „gefürstete Grafschaft Tyrol“ schlagen. Diese Münzen sind nachher selten geworden, und jetzt Kabinetsstücke. — Während seines sechswöchentlichen Aufenthalts in Inspruck hatte Andreas Hofer mit dem, was zu seiner nächsten Umgebung gehörte, der Stadt nicht mehr als fünfhundert Gulden gekostet. Er selbst für seine Person kostete der Stadt vielleicht nicht mehr, als täglich einen Gulden. — Besondere Titulaturen konnte er durchaus nicht leiden.

Die mehresten von seinen nächsten Umgebungen redeten ihn bei seinem Vornamen, Anderl, an; Speckbacher nannte ihn — Vater — und zum Scherz zuweilen — Excellenz! — Er, Andreas Hofer, blieb bei seiner Gleichmäßigkeit, und nannte Speckbacher nach wie vor — Bruder. —

Dieser Speckbacher, dessen schon vorhin Erwähnung geschehen ist, war dem Andreas Hofer von dem wesentlichsten Vortheil für den großen Zweck. Er drängte sich Mitte Augusts bis gegen den Pinzgau vor, machte hier reine Bahn, und welchen Ruf Andreas Hofer damals haben mußte, das beweiset folgende Proclamation Speckbachers:

„Liebe Pinzgauer und Pongauer! Wacht auf! Die Zeit der Erlösung ist da! Ich thu Euch kund und zu wissen, im Namen unsers Vaters und Erlösers, Andreas Hofer, wie wir Tyroler uns vom harten bayrischen Joche und Dienstbarkeit mit Gottes Hülfe durch unsere Kraft allein wieder befreyt, und das ganze Tyrol in Zeit von achtzehn Tagen von einem grausamen, tyrannisch wüthenden und überlegnen Feinde gerettet, durch unsere Tapferkeit, Bruderliebe, eignen Sinn, Heldenmuth und Geistesgegenwart. — Wie brüllende Löwen haben wir aus zwei Bewegungsgründen gekämpft — erstlich, unsere alte Religion zu unterstützen, und zweitens, des Kaisers gerechte Sache herzustellen. — Jetzt ist es an Euch, die Gnadenzeit zu benutzen, entschließt Euch in zweimal acht und vierzig Stunden, mit wem Ihr es zu halten gesinnt seid, mit uns, oder mit Bayern? Ist

Euer Entschluß für Tyrol, so werden wir Euch wie Brüder ansehn, und brüderlich mit Euch handeln, und mit allen uns zu Gebote stehenden Hülfsmitteln beistehen. Auch verpflichten wir uns, das Salzburgische Gebirgsland als zu Tyrol gehörig anzusehen, und bei dem allergnädigsten Kaiser zu erwirken, daß Ihr nach erwünschtem Siege gleiche Gnaden und Freiheiten mit Tyrol zu genießen habt. — Solltet Ihr aber nicht mit uns, sondern mit Bayern es halten wollen, (denn Neutralität kann nicht angenommen werden) welches ich aber von Euch, brave Pinzgauer und Pongauer! nicht hoffe, da Ihr Euch schon früher durch Biederkeit gegen das Erzhaus Oestreich und gegen Tyrol einen rühmlichen Namen erworben, und denselben zu erhalten und noch mehr zu zieren bemüht sein werdet, solltet Ihr, wie schon gesagt, uns nicht mehr gewogen sein, so wird den gutgesinnten Tyrolern das Herz bluten, Euch als Feinde behandeln zu müssen, Eure Gegenden in vier bis fünf Tagen mit Feuer und Schwerdt zu betreten, und von Eurem Lande Besitz zu nehmen, da Ihr zuvor unsere Mitbrüder waret. — Ich Unterzeichneter erwünsche mir binnen drei oder vier Tagen eine letzte Entschließung, so wie auch, daß sich einige Deputirte nach Inspruck zu unserm Vater und Landesretter Andreas Hofer, Ober-Commandant in Tyrol, begeben mögten. — Hollerbach im Pinzgaue, den 25sten Aug. 1809.

Joseph Speckbacher,
Erster Posten-Ober-Commandant in Tyrol und in dem Salzburger Gebirgslande.“

Man kann hieraus nicht undeutlich wahrnehmen, wie kühn und groß der Plan der geheimen Obern dieses Aufstandes war. Von Tyrol ab sollten die Gebirgsfeuer des Aufstandes fortlodern von Osten zu Westen, bis an die Spitze der Karpathen und tief in die Pyrenäen hinein; alles sollte eine einzige Verbindung tapferer Gebirgsbewohner und der Verfechter nationeller Freiheit werden. Die Ausführung erlahmte sowohl an der Natur des Menschen überhaupt, als an dem Mißgriff in der Auswahl der Vorfechter.

Während Hofer von Inspruck aus den Gang der Begebenheiten weiter leitete, wozu er denn freilich häufig nur den Namen hergab, sorgte er auch sogar schon für die innere Bildung des Landes, und gab sogar Polizeygesetze. So erließ er unter andern am 10ten September 1809 eine Verfügung, worin er sagt: „die Weiberleute sollen fürohin nicht mehr ihre Herzen (Busen) und Arme unter so hudriges Zeug stecken, daß man das nackende Fleisch sehen kann, ansonst man es ihnen mit Koth verwirft.“ — Eine Frau von Stande, welche in Geschäften ihn zu sprechen hatte, war nicht so ganz schicklich nach seiner Meinung gekleidet. Er ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern sagte blos: „gehe nach Hause, verstecke dein nackend Herz, zieh einen andern Rock an, und dann komm wieder.“

In der Pfarrkirche zu Inspruck, welche er in der Regel täglich zweimal besuchte, nahm er seinen Platz in dem ehemaligen Kaiserlichen Rondel ein, und der vierte October 1809 war für ihn ein feierlicher Tag. Man hatte den Namenstag des Kaisers von Oestreich dazu gewählt, Hofer in der Franciscaner Kirche zu Inspruck zu seinem großen Unternehmen einzuweihen.

Bei einem großen Zuströmen von Menschen aller Klassen kniete Hofer am Altar auf einem rothausgeschlagenen Beichtschemel. Der Prälat von Wilten hielt das Hochamt, dann wurde ein Te Deum gesungen, der Exjesuit Tschiderer, ein alter Freund Hofers, hielt eine sehr rührende Rede, und dann weihete der Prälat eine goldne Kette, die auf einer silbernen Schüssel ihm dargereicht wurde, und hing sie Hofern um den Hals. Die ganze Versammlung war sehr gerührt, und nach dieser Feierlichkeit war große Tafel auf der Burg. Abends war die Stadt erleuchtet, und Schauspiel. Hofer begab sich bald aus letzterm fort, nach Hause; ein Bekannter folgte ihm, und fand ihn weinend bei dem Durchlesen der Depeschen aus dem Etschlande. „Wie könnte ich mich freuen," sagte er, „über alle mir erzeigte Ehren, wenn es hin und wieder noch nicht gut mit meinen Landsleuten geht!" Dieser Zug zeigt deutlich, daß Hofer, unerwartet zu einer schwindelnden Höhe empor getragen, nicht berauscht war, sondern den wahren, großen Zweck richtig in das Auge gefaßt hatte, wenn ihm auch die Kräfte fehlten, ihn verfolgen zu können.

Während nun die Franzosen und Bayern Tyrol immer mehr umgarnten und es enger einschlossen, so daß selten eine Nachricht sich durchschleichen konnte, glaubte Hofer und seine Kampfgenossen nicht, daß ein Friedensabschluß schon so nahe sey; vielmehr erwartete er, den Znaymer Waffenstillstand in aller Hinsicht aufgehoben zu sehen, und strengte daher alle Kräfte Tyrols zur Vertheidigung des Landes an. Der Freiherr von Schneeburg, der Graf Sarentheim und die Baronin Sternbach waren von den abziehenden Bayern

früherhin mit abgeführt, und es war ihm an deren Auswechselung viel gelegen. Er sandte daher den im August gefangenen bayerschen Lieutnant von Völderndorf nach München, um die Auswechselung zu bewirken; hier konnte er nichts ausrichten und ging dann weiter nach Schönbrunn zu Napoleon. Dieser lehnte jede Auswechselung rund ab, indem er mit Brigands nicht in Unterhandlungen ehrlicher Fehde sich einlassen könne, und Völderndorf kehrte, sein Ehrenwort haltend, ein zweiter Regulus, über die Scharnitz nach Inspruck zurück. Es war am 26sten September. Durch ihn erfuhr man hier zuerst, daß der Friede seinem Abschluß nahe sey, und daß Tyrols jetzige Waffenbewegung als eine zu züchtigende Rebellion betrachtet werden solle.

Die Friedenspräliminarien wurden unter den großen Streitmächten unterzeichnet, am 14 — 20 October erfolgte die Ratification und die Nothwendigkeit hatte Oestreich gezwungen, Tyrol Preis zu geben. Oeffentliche und geheime Anmahnungen kamen an die Tyroler, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben; allgemeine Amnestie wurde ihnen versprochen, aber unwandelbar in ihrem Entschluß, blieben sie unter den Waffen, und glaubten nicht, daß das Haus Oestreich sich von ihnen losreißen könne. Ausharren wollten sie, und wenn sie fielen, wollten sie mit Würde fallen. — Man hat von Hofer viele, in das Lächerliche fallende Verfügungen, die er gegeben haben soll, verbreitet, und ist man besonders anti-östreichischer Seits bemüht gewesen, alles Lächerliche und Absurde hervorzusuchen und auszubreiten, um diesem Volksaufstand den ernsten Charakter, den er eigentlich an sich trug, zu rauben. Allein, daß Hofer in dem, was das Verhältniß ge-

gen den Feind des Landes betrifft, sich gut zu nehmen wußte, und von guten Gehülfen unterstützt war, beweiset nachfolgendes Schreiben an den bayerschen Armee-Commandant Graf von Erlon, Drouet.

„Die mir heute von Ew. Hochgeborn Hauptquartier zugekommene Eröffnung des am 14ten d. M. unterzeichneten, und am 20sten zwischen Snr. Majestät dem Kaiser und König, Beschützer des Rheinbundes und Snr. Majestät dem Kaiser von Oestreich ratificirt gewordenen Friedens, hat mich und meine unterhabenden Truppen mit wahrer Freude erfüllet, indem wir hierin die Bestätigung desjenigen aufgefunden haben, was uns die Extra-Beilagen der Münchner Zeitung schon ein Paar Tage früher verkündeten. — Friede ist also, wie Sie selbst gestehen, zwischen Oestreich und Frankreich, und doch rücken Sie feindlich in diesem Lande vor, heben Geißeln aus und bedrohen das Eigenthum und die Personen der Unterthanen. Dies heißt doch wahrlich nicht, das heilige Wort der beiden Kaiser respectiren. — Ein Blick um sich, mein Herr General, wird Sie von der Wahrheit überzeugen, daß tausende meiner Landsleute alle Stunden zum Kampfe bereit stehen. Ihre Lage wird mit jedem Tage schlimmer, und die Frage, ob Sie dieses Land noch verlassen, immer zweifelhafter, denn der Tyroler ist und bleibt der nämliche, wie Sie ihn schon kennen, er ist bis auf den letzten Mann entschlossen, zu siegen oder zu sterben für seinen rechtmäßigen Landesherrn, für seine Religionsgebräuche und für seine ehrwürdige

Verfassung. — Vereinigen wir uns daher, da Furcht in diesem Lande nicht zu Hause ist, wenn, wie Sie sagen, der Friedensabschluß schon zu Stande gekommen sey, und schonen wir auf diese Art des Menschenbluts, das noch von beiden Seiten fließen kann. Ob Ew. Hochgeborn eine Waffenruhe, bis ein Courier des Hauses Oestreich ankommt, eingehen, oder aus Passeyer Abschickung einen Bevollmächtigten an Sne. Majestät den Kaiser Franz verabfolgen wollen, sey Ihrer eignen Bestimmung überlassen. — Machen Sie uns daher mit Ihrem Entschlusse bekannt, und halten Sie sich gleichfalls versichert, daß wir auch dann nicht zagen werden, wenn Sie mit Verwerfung dieser friedlichen Anträge feindlich gegen uns vorrücken. Hauptquartier Steinach, den 25sten October 1809."

Andere Hofer,
Obercommandant in Tyrol."

Der Graf von Erlon fand es nicht für gut, oder seiner Instruction nicht gemäß, auf diese friedliche Annäherung Rücksicht zu nehmen, und mit einer lebhaften Kraftanstrengung rückte er weiter vor, während im Süden des Tyroler Landes ein italienisch-französisches Corps eingerückt war. Die Salzburger, Pinzgauer und selbst die Bewohner der vordern Thäler Tyrols hatten sich bereits der Uebermacht der Bayern ergeben. Doch im Innern des Landes stand Hofer unwandelbar an der Spitze der Einwohner, und hatte den Brenner, eine der höchsten, unnahbarsten Gebirgsgruppen Europa's, der Sierra Morena in Spanien

nicht unähnlich, so auch den Iselberg und den Paß bei Lueg stark besetzt. — Was den Iselberg betrifft, so müssen wir desfalls folgenden naiven Tagesbefehl Hofers einrücken.

„An die Herrn Kommandanten am Berg Isel!

Steinach, den 26sten October 1809.

So eben kam die Nachricht, daß der Feind bei Judenstein herüber zu brechen drohe. Dieselben haben also gleich bei Ansicht dessen drei Kompagnien nach Batsch und selbiger Gegend unverzüglich zur Hülfe abzuschicken. Mitkommende vier Stangl Siegelwachs sind dem Adjudanten mitzuschicken.

Andere Hofer.“

Bayerischer Seits will man Hofern diese Art der Verschanzung, diese Vertheidigungslinie in das Abgeschmackte stellen, allein diese Abgeschmacktheit kostete den Bayern doch bei diesem Eindringen in das Innere von Tyrol viele Menschen, während die Tyroler Jäger, auf eigenem Boden kämpfend, der Felsenwege kundig, nur einen sehr geringen Verlust hatten. Die Posten an den Engpässen wurden auf die Klippen gestellt, wo zwei Mann mit ihren Tyroler Windbüchsen in zwei Minuten einhundert und zwanzig Schuß thun konnten, wovon selten einer fehlte, und überdem wußten die Einrückenden nicht einmal, woher diese Schüsse fielen. So hielt Hofer mit 600 Mann drei Tage hindurch am Passeyer Thal 18000 Feinde, wie ein zweiter Leonidas, auf. Hofer vertheidigte sich, so lange er konnte, denn er wartete immer noch auf Rettung und Hülfe von de-

nen, die ihn als den Anführer eines so ungewissen Kampfes genehmigt, und die kräftigste Unterstützung ihm zugesichert hatten. — Frommgläubig, wie er war, und nach seinen hellen Begriffen sich davon überzeugend, daß jetzt nichts zu gewinnen sey, wollte er bald, trotz dem Anstürmen des Volkes, seiner Stelle entsagen, und legte im Marientempel seine Waffen dreimal nieder, fand sie aber am folgenden Morgen immer wieder vor seinem Bette. Durch solche Gaukeleien, die besonders von dem Pater Joachim herkamen, wurde Hofer von seinem Entschluß, der versprochenen Amnestie sich anzuvertraun, zurückgehalten. Im Beruf für den Himmel glaubte er ausharren zu müssen, und blindgläubig folgte ihm die Menge des innern Landes bis auf den letzten Augenblick. — Der Vizekönig Eugen von Italien forderte nochmals die Tyroler auf, sich zu ergeben, und versprach ihnen alle nur mögliche Gewähr; Hofer schlug rund weg alles, was ihm nicht von Oestreich zukomme, ab, und die Heeresmacht der Franzosen, Bayern und Italiener nahm nun mit Sturm die Verschanzungen des Iselberges ein. Die Tyroler wehrten sich wie Verzweifelte, und viele der Anstürmenden, weit mehr, als die Geschichte des Tages damals nannte, fanden an diesen Verschanzungen damals ihren Tod. Nach einer genauen Zählung sind vor dem Iselberg damals in dem Zeitraum von eilf Tagen 1481 Todte beerdigt; die Verwundeten wurden sogleich zurück gebracht. — Die Hartnäckigkeit des Widerstandes einer Handvoll Menschen, die man früherhin gar nicht beachtet hatte, erzürnte die Anstürmenden noch mehr, und nach langem Kampf kamen sie endlich in den Besitz des Iselberges. Die geschlagenen Tyroler, welche hier ihr sämmtliches schweres

Geschütz hatten im Stich lassen müssen, flohen tiefer in die heimischen Gebirge, ohne Regel, ohne alle Ordnung. Das ganze Unterinnthal ergab sich nun, und auch Hofer überzeugte sich, daß jetzt nachgegeben werden müsse. Er ermahnte die Tyroler, der schweren Zeit, von der Nothwendigkeit gedrängt, jetzt das Opfer, die Liebe zum Vaterlande aufgeben zu müssen, zu bringen, und an die Regierung sandte er aus seinem Versteck ein Schreiben, wonach er um Schonung und gute Behandlung des Volkes bat, indem es nur das gethan habe, was jedes gute Volk für seinen angestammten Landesfürsten zu thun schuldig sey. — Doch, ohnerachtet sich eine Ortschaft nach der andern, eine Vertheidigungslinie nach der andern ergab, so wurde doch von Seiten der Eroberer mit einer Strenge verfahren, welche von neuem zum Aufstand reitzen, und die, welche sich noch nicht ergeben hatten, zu Entschlüssen, die nur Verzweiflung eingeben kann, bringen mußte.

Hofer, das alles hörend, raffte sich daher wieder auf, trat wieder in die Schranken, und rief im Passeyer, Pinzgauer und im Ober-Innthal wieder zu den Waffen. „Streitet muthig," so sprach er, „wenn ihr nicht binnen vierzehn Tagen ganz Tyrol von jungen Leuten beraubt, und zuletzt Gotteshäuser, Altäre und Klöster, ja die ganze Religion vernichtet sehen wollt!" — Doch, was half dieser ohnmächtige Widerstand! Alles wurde von Frankreich und Bayern daran gesetzt, die Nachrichten von der Möglichkeit eines solchen Widerstandes so schnell als möglich zu erdrücken, um den erlahmten, ermüdeten Völkern jeden Schimmer von Hoffnung, jede Spur eines Beispiels, wonach man den Weg zur Freiheit finden könne, zu rauben.

Sehr natürlich wurde daher die letzte Kraft der Vaterlandsvertheidigung Tyrols zermalmt, und Bayern war Herr des Landes. Der ganze Landsturm war zersprengt und auseinander gegangen. — Andreas Hofer war verschwunden; Buben konnten ihn nicht verrathen, seine Anhänger, und die, welche Liebe zu dem Nationellen dieses schönen Gebirgslandes hatten, wollten ihn nicht verrathen.

Auf den Gipfel der Gebirge des Passeyer Thals, ohnfern seiner Wohnstätte, war er, als alles verloren gegangen, und keine Hoffnung der Befreiung sich zeigte, geflüchtet. Einer seiner Adjudanten begleitete ihn dorthin. Eine Sennerhütte, fern von dem Wege, war sein Aufenthalt. Die neue Regierung Tyrols hatte einen Preis von 10,000 Franken auf seinen Kopf gesetzt, niemand aber wollte sie verdienen, und für die Fremden, welche jetzt im Lande hauseten, war diese Hütte viel zu gefährlich, denn der Zugang zu derselben ist von der Natur durch furchtbare Abgründe, Schneeklippen und Gebirgs-Ströme geschützt. Zwei Bayersche Krieger, welche als Gemsenjäger, obenrachtet damals die Gemsenjagd in Tyrol verboten war, nach dieser hochentlegenen Hütte sich gewagt hatten, entdeckten ihn hier, weil er unglücklicher Weise so eben zu weit von der Hütte sich entfernt hatte. Sie erkannten ihn für den Andreas Hofer, der allgemein bekannt gemachte Preis reitzte sie, und ohne von ihrem bösen Beginnen etwas bemerkbar zu machen, zeigten sie dem Gouvernement zu Inspruck an, daß sie den Aufenthaltsort Hofers angeben, und selbst Führer seyn wollten.

In der Nacht vom 26sten zum 27sten Januar

1810, gegen vier Uhr Morgens, erreichte ein Detaschement Franzosen die Hütte, umzingelte sie; Andreas Hofer selbst öffnete sie. Man fand ihn, mit einem Degen und zwei Pistolen bewaffnet, in voller Kleidung, und bei ihm war sein Adjudant, ein ehemaliger Student aus Inspruck, und sein Knabe. Daß man ihn schon auf, und beinahe reisefertig traf, kam daher, weil ihm schon Nachricht geworden war, daß man ihm auf der Spur sey, und er war an diesem Morgen im Begriff, die Hütte zu verlassen, um einen andern Zufluchtsort bis auf bessere Zeiten, von welchen er einen gewissen Glauben, und worauf er ein frommes Vertraun hatte, zu suchen. — Mit einer großen Ruhe sagte er dem Führer der Grenadiere: „ich bin Andreas Hofer; mein Schicksal ist in euren Händen. Tödtet mich — ich bin darauf vorbereitet, — aber schonet meines unschuldigen Weibes und meiner Kinder, welche nichts verbrochen haben.“

Die Soldaten hielten ihn fest, und durchsuchten, nach der Manier der Krieger Napoleons, die ganze Hütte. Vier geladene Büchsen wurden gefunden und eine nicht ganz unbedeutende Summe an baarem Gelde in verschiedenen Münzsorten. Hofer selbst wurde mit Eisenketten belegt, auf einen Wagen gebracht, und mit einer Eskorte von 500 Mann fort geführt. Absichtlich brachte man einen solchen Gefangenen, schwer mit Ketten belastet, mit starker Begleitung auf offnem Wagen durch das Land, um zu zeigen, was die Gewalt der Zeit gegen die Erinnerung an frühere Zeiten vermöge. Von allen Seiten strömte das Volk herzu, den hochverehrten, jetzt so unglücklichen Hofer zu sehen. In stummen Schmerz versunken, saß er, der wie ein Mord-

brenner behandelt wurde, auf dem Wagen, und wurde in unwürdigem Gepränge nach Mantua abgeführt. — Unter andern sehnte er sich unterweges nach einer Prise Schnupftaback. Ein Officier der Begleitung reichte ihm seine Dose hin; Hofer blickte auf den Oberdeckel der Dose, erkannte sein Bild, und sagte trübe: „Das bin ich gewesen!“ — Die Angeber, jene zwei Wilddiebe, fanden bald ihre gerechte Strafe. Niedergeschossen lagen sie in den Klippen, und niemand konnte die Thäter entdecken. Daß es Hofers patriotische Landsleute gewesen waren, so viel konnte man wohl als gewiß annehmen. Gleich nach seiner Verhaftung erschien in Inspruck folgende Bekanntmachung:

„Der Andre Hofer, sogenannter Sandwirth und Haupträdelsführer der Rebellen in Tyrol, der so oft sein gegebenes Wort brach, und nicht aufhörte, das Volk durch falsche Eingebungen zu verführen, wurde so eben mit einem seiner Mitschuldigen durch die Truppen Snr. Majestät des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, welche Süd-Tyrol besetzt hatten, aufgefangen. Im Hauptquartier Inspruck, den 31sten Jänner 1810. Der Divisionsgeneral.

Der Chef des Generalstabes, Reichsgraf von Erlon.

Boyer.“

Man sollte eigentlich wohl annehmen müssen, daß Hofer jetzt, nach abgeschlossenem Frieden, da das Tyroler Land Bayern von neuem zugesichert war, auch vor ein Bayersches Gericht habe gestellt werden müssen, und um so auffallender ist es daher, daß er nach dem

fremden Lande, Italien, geschleppt wurde. Vielleicht wagte es Bayern nicht, unmittelbar über den Verfechter der Tyroler Freiheit richten zu wollen, vielleicht maaßte sich der Stolz Napoleons den Besitz Hofers an, um den Deutschen zu zeigen, welch' ein ohnmächtiges Ding der Rheinbund sey; so viel aber ist gewiß: das ganze Tyrol würde Bayern schnell zugethan gewesen seyn, wenn es vor seinen Richterstuhl Hofer gezogen und ihn begnadigt, oder auch bestraft hätte. Den Franzosen nach abgeschlossenem Frieden eine so bedeutende Person, als Hofer war, in einer so schweren Sache zu überlassen, das erregte alle Gemüther, in welchen nicht schon früherhin der Zunder durch einen Funken berührt war.

In Mantua wurde Andreas Hofer in ein Gefängniß des Forts am Mincio bei Porta Molina gebracht, und sein Prozeß wurde von einer französischen Militairkommission, ohne weitere Beimischung einer befreundeten Macht, schnell eröffnet. Am 19ten Februar 1810 wurde er vor das Kriegsgericht gestellt. Die Richter bestanden, mit Einschluß des Dolmetscher, Hauptmann Vanderer, aus neun Personen, Präsident war ein gewisser Forstier, Adjudant-Kommandant. Keine Männer von bedeutender Würde saßen in diesem Kriegsgericht, von welchem man ganz eigentlich sagen konnte, man wisse nicht, woher es komme, und wohin es fahre. Im Palazzo D'Arco waren die Verhandlungen. Der öffentliche Ankläger verlangte die Todesstrafe um deswillen, weil Andreas Hofer der Proclamation des Vicekönigs von Italien vom 25sten October 1809 zufolge die Waffen nicht niedergelegt habe, und also als ein Rebell zu betrachten sey. Hofer selbst sagte

in diesem Gericht durch den Dolmetscher zu seiner Vertheidigung nur Weniges; er berief sich hauptsächlich auf die Amnestie, und schloß damit: „ich hätt' wol noch was zu säg', was mich retten würd', aber ich hab's geschwor', zu schweige!" — Sein Vertheidiger, ein sehr bekannter Advokat in Mantua, mit Namen Baseva, israelitischen Glaubens, vertheidigte in einer sehr geordneten Rede den Angeschuldigten ganz gut *) und die Richter entfernten sich, um nun, nach vorgetragner Sache, zu berathschlagen. Sie blieben drei Stunden aus, und dem Angeschuldigten, Andreas Hofer, wurde sein Todesurtheil vorgelesen, daß er als Insurgent erschossen werden solle.

Hofer war tief erschüttert, als er sein Todesurtheil anhörte; das hatte er nicht geahndet; in höherm Beruf, von Höheren geschützt, glaubte er gehandelt zu haben. Nicht die Furcht vor dem Tode sowohl ergriff ihn, aber die Täuschung, in der er befangen gewesen war, schmerzte ihn tief. Schnell aber ergriff ihn eine Erbitterung, welche, die Unwürdigkeit des Menschengeschlechts und Menschenwerthes einflößend, den Tod, von Menschen, nicht von Gott aufgedrungen, verachten lehrt, und er blieb in dem Character seiner Rolle, in welcher er dem ganzen Tyrol ein Heiliger gewesen war. — Er hatte ein sehr frommes Gemüth, und bat um einen Geistlichen, der auch sogleich erschien. Dieser bereitete ihn vor, Hofer aber hatte demselben noch mehr Trostsprüche zu recitiren, als jener ihm vortragen

*) Es ist zu beklagen, daß wir von dieser, in der That sehr schönen Vertheidigung, keine deutsche Uebersetzung haben!

wollte. Er sagte ihm sehr sanft, „er sei zwar nur ein geringer Mann, und durch ein Wunder Gottes wäre er zu dem Retter des Vaterlandes erkohren worden; aber wenn der Herr (der Priester) nicht mehr zu sagen wisse, nicht mehr Tröstungen habe, so bedürfe es keines Sermons weiter. Das alles habe er schon längst aufgefaßt, und werde es dem Herrn und Meister, zu dem er glaube zu kommen, wieder bekennen, denn er habe, wie er der Ueberzeugung sey, untadelhaft gewandelt, und hoffe daher auch den Frieden seiner Seele.“

Am zwanzigsten Februar Morgens wurde er auf eine Bastion der Festung geführt. Ein Grenadierbataillon stand im Gewehr; um eilf Uhr wurde er aus dem Gefängniß abgeführt. In eben diesem großen Gefängniß saßen noch viele andere Tyroler gefangen, und als man ihn abführte, ihn über den inneren Hof brachte, entstand hinter den Eisengittern ein Getöse der Gefangenen, ein Zurufen und ein jammerndes Geschrei, welches die Trommel übertönte. Hofer blickte ganz ruhig um, erkannte hinter den Eisengittern manchen alten Bekannten, und dann sendete er wieder seinen Blick nach oben. — Er hatte von diesen eingekerkerten Tyrolern Abschied nehmen wollen; es war ihm abgeschlagen. Als er den Kerker verließ, um den letzten Gang zu thun, überreichte er 500 Gulden Banco-Zettel an den Beichtiger, mit den Worten: „hier ist alles, was ich noch habe. Vertheilen Sie es unter meine unglücklichen Landsleute, die hier gefangen sitzen, und sagen Sie ihnen, ich gehe getrost in den Tod, und erwarte ihr Gebet auf meiner Reise.“ — Dem Beichtvater Monsignor Manifesti hinterließ er zur Erinnerung ein

kleines, silbernes Kruzifix und eine silberne Tabacksdose, dem Pfarrer der Festung ließ er seinen Rosenkranz zurück.

Er kam auf dem Richtplatz an. Die Grenadiere bildeten ein geräumiges Viereck. Mit großer Ruhe und einem entschiedenen Verzichten auf die Lebensblüthen dieser Welt ging er vorwärts, übersah sich das Ganze, und fand seine Todesstelle. Der Beichtiger Manifesti begleitete ihn bis hieher, und er nahm Abschied von ihm. „Melden Sie meinen Tod," sagte er „meinem Weibe, das daheim in Thränen zerfließen wird. Schreiben Sie ihr, ich sei mit dem vollsten Vertraun zu Gott gestorben, und sie solle auch Vertraun zu Gott haben, und meine Kinder in diesem Vertraun erziehn. Gott wird ihnen allen weiter helfen!" — Der Beichtiger zog sich zurück, zwölf Grenadiere rückten vor, und der Sergeant befahl ihm, sich auf das Knie nieder zu lassen. Er erwiederte ganz ruhig: „ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich meinen Geist aufgeben." — Man gewährte es ihm. Eben so verweigerte er es, ein Tuch um die Augen sich binden zu lassen, und dem Sergeanten gab er noch ein unter Hofers Administration geprägtes Zwanzigkreuzerstück, mit den Worten: „das ist mein letztes Geld, und erinnert mich in dieser Stunde an mein armes Vaterland."

Er richtete nun mit einem sehr frommen, bedeutenden Blick sein Gesicht nach Morgen, daher das Kommando eine Wendung machen mußte. Einige Minuten betete er still mit emporgehobenen Händen, dann ließ er die Hände matt hernieder sinken, sandte noch einen Blick hinauf zu den Sternen, und seine letzten Worte waren: „gebt Feuer!" — Die ersten sechs

Schüsse, welche auf ihn gerichtet waren, trafen des Lebens Stelle nicht. Hofer sank blos um. Noch sechs Schüsse fielen, und er kämpfte noch immer mit dem Tode. Der dreizehnte Schuß, der des Sergeanten, machte endlich einem Leben, welches eine bessere Stelle verdient hätte, ein Ende. — Der Leichnam wurde im Stillen bald nach der Execution in der Pfarrkirche St. Michael zu Mantua beigesetzt. — Seinem Beichtiger auf dem letzten Wege, dem ꝛc. Manifesti, hatte Hofer noch in den letzten Augenblicken, wo er sah, daß keine Hülfe mehr kam, auf die er immer noch gerechnet hatte, Aufträge gemacht an seine Familie, welche wohl schwerlich jemals bekannt gemacht werden möchten, da sie vielleicht Verhältnisse berühren, die nicht bekannt gemacht werden sollen. Manifesti sagt in seinem Briefe, worin er sich dieses Auftrages entledigt, nur so viel, daß Hofer ihm ganz im Geheim ein Papier anvertraut habe, welches für dessen Familie von der größten Wichtigkeit sei; merkwürdig aber ist es, daß der Brief des Manifesti zwar historisch da steht, daß man aber sich gescheut hat, es dem Druck zu übergeben, an wen dieser Brief gerichtet ist. *)

---

*) Den Brief selbst im Original hieher zu setzen, halten wir für um so nothwendiger, indem Winke darin enthalten sind, daß Andreas Hofer als Maschine, als Opfer fiel. Der Brief lautet auszugsweise dahin:

Mantova, li 21. Febraio 1810.

Rivmo Signore Padrone!

Ieri poco prima del mezzo giorno é stato fucillato il Sre. Andrea Hofer, gia Commandante del

Hofers Gestalt war untersetzt und kraftvoll; er maß fünf Fuß sieben Zoll rheinl. Sein Gesicht war etwas flach und breit, aber es flößte Zutraun ein, trotz der fast braunen Gesichtsfarbe, denn er hatte ein offnes, ansprechendes Auge und einen sehr freundlichen Mund. Er trug einen sehr langen, starken, schwarzen Bart, der ihm ein auffallendes Ansehn gab, weil man das in Tyrol nicht findet. Man hat geglaubt, als Chef der Insurgenten habe er sich absichtlich den starken Haarwuchs stehn lassen, allein die Veranlassung dazu war eine andere und frühere. Er saß nämlich einst mit Freunden und Genossen bei einem Schoppen Wein, als ihn ein Bettler mit langem Bart ansprach. Einer der guten Bekannten sagte ihm: — mögtest Dir auch wahl den Bart so wachsen lassen, Andre! — „Warum nicht? Wenn mir es einfällt, dann werde ich es thun," erwiederte Hofer. — Ei! das würde deine Frau nicht lei-

---

Tyrolo, dalla commissione militare, che l'ha sentenziato, fù invitato ad assisterlo etc. Ho amirato un Uomo, che è andato alla morte da Eroe Christiano, e l'ha sostenuta da Martire intrepido. Egli con tutta segretezza mi ha consegnata una Carta di somma importanza per l'orfana sua familia, incaricandomi dirigerla a V. S. Rivma. Io non ho voluto azzardala prima di renderla, inteso sul timore, che potesse andare smarita etc. Ho consegnata la presente mia lettera ad un Signore Tirolese etc. Sono etc. Giov. Batt. Arciprete Manifesti.

Welche Adresse jene „Carta di somma importanza" enthalten hat, das läßt sich leicht errathen.

den — entgegnet jener, und Hofer behauptet, die habe ihm nichts zu befehlen. — Man scherzt und wettet darüber, daß Hofer sich den Bart so nicht stehen lassen dürfe. Der Preis der Wette war zwei Ochsen, und Hofer ließ sich ein ganzes Jahr hindurch den vollen Bart wachsen, und gewann die Wette. Nachher gefiel ihm selbst der starke Bart, und er wollte ihn nicht wieder abscheeren lassen. Dieses Bartes wegen hieß er bei den Franzosen und Italienern le barbon, il barbone.

Was seine Tracht betrifft, so blieb er immer in der eines wohlhabenden Einwohners seines Thales, und diese besteht in einem kurzen papagey-grünen Rock, den man eher eine Jacke nennen kann, auf einer Seite stark mit runden silbernen Knöpfen besetzt, aus einem rothen Wammes oder Weste, mit einem breiten ledernen, zierlich durchnäheten Hosenträger darüber, aus einem breiten ledernen Gurt um den Leib, schwarzen ledernen Beinkleidern, welche nur bis an die Knie reichen, künstlich gewirkten wollnen Strümpfen, die aber nur bis an und über die Wade gehn, so daß Knie und Knöchel blos sind, und Bauernschuhe mit Bändern bald, und bald mit Schnallen versehen. Der Hut war nicht grün (denn den grünen Hut tragen nur die unverheiratheten Tyroler, und die bunten Bänder daran sind eine Art von Erinnerungsbuch) sondern schwarz, mit sehr breiter Krempe und mit schwarzem Bande eingefaßt, auf der linken Seite aufgestutzt. Seit seinem Einzuge in Inspruck hatte er diesen Hut mit einem andern, welchen ihm die dortigen Klosterfrauen verehrten, vertauscht. Auf der Krempe des letztern war eine Madonne in Oel gemahlt, und drüber eine schöne Wildfeder;

um den Kopf ging ein breites schwarzes Sammetband, worauf in Gold gestickt stand: „Andreas Hofer, Ober-Commandant der Tyroler.“ Diesen Hut schien er als ein Palladium zu betrachten, und wer den Andreas Hofer in dieser Tracht auf seinem wichtigen Posten gesehn hat, der muß gestehen, mag er nun dem Tyroler Aufstande freundlich oder feindlich gesinnt seyn, daß die ganze Gestalt, Tracht und Manier Hofers, ohne theatralisch zu seyn, sehr nationell war, und einen großen Eindruck machte.

Hofer war verheirathet und in seinem ehelichen Verhältniß lebte er sehr glücklich. Er war ein guter Familienvater, und hatte zwei Söhne und zwei Töchter. Trotz dem, daß er überall in Tyrol für einen schönen Mann galt, war er doch, aus Religiosität, sehr treu in der Ehe, wenn er auch mit andern Weibern wohl gern scherzte und sich mit ihnen neckte. Während er als Chef des Aufstandes in Inspruck in der kaiserlichen Burg residirte, war aber dennoch seine Ehefrau nicht mit ihm, sondern daheim in ihrem einfachen Hause. Man befragte ihn darum, warum er sie nicht kommen lassen wolle. „Wozu das?“ erwiederte er. „S' wird doch wohl bald vorbei seyn, und dann gehe ich wieder heim; was soll sie also hier.“ Diese Frau Hofers lebt als Wittwe noch jetzt. Als Bayern nun von neuem von Tyrol Besitz genommen hatte, waren Blutgerichte ergangen, wonach fast in jedem Dorfe, in jedem Weiler mindestens zwei Einwohner, die als Insurgenten für die Sache des Landes sich ausgezeichnet hatten, vor ihren Häusern erschossen, und dann die Häuser der Erde gleich gemacht wurden. Daß Hofers Häuser mit verheerendem Ingrimme zerstört wurden,

das war von der Wuth der Zerstörer zu erwarten. Die Familie bekam, jedoch nicht ohne Mühe, die Erlaubniß, Tyrol verlassen zu dürfen. Sie wandte sich nach Oestreich, und der Kaiser von Oestreich bewilligte der Wittwe und ihren Kindern eine Pension von jährlich zweitausend Gulden, und außerdem zwei und dreißig tausend Gulden zu Ankauf eines Gutes in Ober-Oestreich, ohnfern Linz. — Der eine von Hofers Söhnen, Johann, welcher mit seinem Vater in der Sennerhütte war, als Andreas Hofer hier aufgegriffen wurde, mußte mit fort, und zwar zu Fuß. Ueber Schnee und Eis mußte er drei Stunden wandern, wodurch seine Füße so erfroren, daß man ihn im Hospital zu Botzen zurück lassen mußte. Andreas Hofer, der Vater, durfte nicht von ihm Abschied nehmen, schüttelte den Kopf, schwieg geraume Zeit, und sagte dann: ich werde dort oben ihn wiedersehn, ihn und alle die Meinigen! — Dieser Johann Hofer wurde nachher in Steyermark im Stift Admont erzogen, focht in dem Befreiungskriege, der im Jahr 1812 sich entspann, unter dem Lützowschen Freikorps, und zeichnete im Dienst des Kronprinz von Schweden, Carl Johann, sich bereits rühmlich aus. Der andere Sohn von ihm ist in östreichischem Kriegsdienst. Seine beiden Töchter blieben bei der Mutter. Oestreichs Kaiser hat, als er jetzt wieder Besitz von Tyrol genommen, auf seine Kosten Hofers Haus wieder aufbauen lassen, und als ein Heiligthum des Volkes der Tyroler wird es fernerhin betrachtet werden. Wie sehr aber auch außerdem Kaiser Franz den guten, kräftigen, vaterländischen Willen des Andreas Hofer anerkannt hat, beweiset der Umstand, daß der Kaiser bei seiner Anwesenheit zu Mantua im März 1816 das

Grab Andreas Hofers besuchte, und befahl, die irdischen Reste des nicht gebildeten, aber sehr hochherzigen, kräftigen Mannes nach Tyrol zu bringen, wo sie in heimathlicher Erde bestattet werden sollen. Diese Auszeichnung bewährt den Antheil, welchen Kaiser Franz an Hofers kühnem Beginnen genommen hatte.

Die Manieren Hofers waren die eines einfachen, schlichten Landmannes. Sein Biedersinn war vorherrschend in allem was er sagte und begann. Er sprach wenig, aber kräftig. Hinter seiner nationellen Geradheit lag eine Verabredung, eine Berechnung, welche man dem Sandwirth Hofer kaum hätte zutrauen mögen. Daher kamen denn auch die Verunglimpfungen gegen ihn, welche von Gegenden ausgingen, die sich schon allzusehr mit der französischen Pfiffigkeit amalgamirt hatten, und also Hofers Originalität nicht anerkennen wollten, mogten oder durften. — Er war der anerkannte Liebling eines Gebirgsvolkes, welches seit fünfhundert Jahren sich nur unter den Schutz Oestreichs begeben hatte, sich nicht als dessen Unterthanen betrachtete, und darum mußten sich auch die Blicke der Regierungen auf ihn richten. — In seinem Charakter war das vorherrschende, in sein äußeres Leben eingreifende Wesen Schwäche des Gemüths, welche leicht von andern gemißbraucht werden kann, ein blinder religiöser Glaube, welcher mit jener Schwäche gewöhnlich verbunden ist, eine unerschütterliche Ehrlichkeit und Treue, und daraus entstand denn auch die Vaterlandsliebe, welche ihn mit ehernen Fesseln an das Haus Oestreich band. Mehrere Male wurde er durch bedeutende Stimmen gewarnt, öfter noch wurden ihm Entschädigungen angeboten, wenn er in friedlicher Stille die Landwehr von

Tyrol auseinander gehen lassen wolle; allein er äußerte dann immer, daß ihm die Hände gebunden wären, und wer ihm einmal auch nur entfernt solche Anerbietungen gemacht hatte, den haßte er, so weit sein frommes Gemüth hassen konnte. Unerschütterlich in der Ausführung dessen, was er sich einmal vorgenommen hatte, bewies er eine große Charakterstärke in allen gefährlichen Verhältnissen, wo er von der Wahrheit seiner Sache, welcher er sich ergeben hatte, zu gemeiner Nichtswürdigkeit herab gerissen werden sollte. — Sein entschiedener, vielleicht anderwärts motivirter Glaube, ging so weit, daß er mehrmals in Zeiten der dringendsten Verlegenheit sagte: „sie werden, sie können das Land nicht aus den Händen lassen," und wenn ihm Vorschläge zu der friedlichen Vereinigung und Auflösung der Insurrection gemacht wurden, so sagte er: „die heilige Mutter Maria habe ihm befohlen, sich an die Spitze der Insurrection zu stellen; er habe einen Buß,- Fast- und Bettag verordnet; das Volk müsse täglich einige Rosenkränze mehr beten als sonst; dann würde es schon gehen u. s. w."

Daß Hofer nicht an Kleinigkeiten hing, vielmehr den großen Zweck im Auge hatte, und für eine große Sache zu streiten strebte, davon nur zwei Beispiele.

— Gefangene Bayern wurden ihm vorgeführt, und er sagte ihnen ruhig, im Ton des dunklen Gefühles für Deutschlands Unabhängigkeit: „liebe Leit! Zwar sprecht ihr das Deutsch, aber seyd ihr doch gar zu franzmännisch worden, und darum seyd ihr Gefangne worden. Sollt's aber gut haben, weil ihr Deutsche seyd, und könnt nachdenken über den Sündenfall!"

Achtungswürdig muß er erscheinen ob seiner Vater-

landsliebe, welche in den letzten Augenblicken noch dieselbe blieb; ob seiner großen Tugenden des bürgerlichen Lebens, ob seiner Seelenstärke und seiner reinen Humanität, von welcher er Beispiele gab, die ergreifend und rührend sind. So viel es in seinen Kräften stand, verhütete er Ausschweifungen und Plünderungen, schützte manchem das Leben, milderte das Schicksal der eroberten Ortschaften, und genaue Schonung der Gefangenen war sein Hauptgesichtspunct, vielleicht weil er dadurch zu vermeiden suchen wollte, daß der Aufstand des Tyroler Landes nicht außer dem Kriegsgesetz erklärt werde. — Sein Urtheil war schnell und gesund. Stadler schlug ihm vor, in Inspruck die Universitätsbibliothek untersuchen und die verbotenen Bücher verbrennen zu lassen; er gab aber zum Bescheid: „die Bayern hätten nichts Neues herbeigeschafft, und von Oestreich wäre kein verbotenes Buch angeschafft worden.“ — Wäre er immer von Rathgebern, die in der Diplomatik gewandt waren, umgeben gewesen, er würde ein anderes Ende genommen, mindestens noch ein weit größeres Aufsehen in Europa erregt haben. Auf halben Weg wurde er gebracht, und auf halbem Wege ließ man ihn, den Unkundigen, hülflos stehen. — Eigensinnig war er freilich, und es hielt mitunter schwer, ihn von dem, was er sich einmal vorgesetzt hatte, zurückzuhalten. Allein bald sah er denn auch ein, was zu einem bessern Zweck führte, und sagte mitunter sehr naiv: „gescheite Leit' hab' ich, das muß wahr seyn!“ — Unbestechbar, ohne alles Interesse, stets den reinen Zweck vor Augen habend, handelte er, und selten finden sich solche Menschen. — Er ist ein Phänomen; als Sohn der Natur, als Naturkind wurde er in das öf-

sentliche Handeln und Wirken gedrängt, wider seinen Willen, er wußte eigentlich selbst nicht, wie und warum, und wo viele Tausende umsonst danach ringen, sich einen Namen in der Historie gewinnen zu wollen, mußte er ein Blatt in der Geschichte gewinnen, ohne daß er es begehrt hatte.

Ueber die Veranlassung der Insurrection in Tyrol im Jahr 1809 schwebte früherhin ein geheimnißreiches Dunkel. Jetzt, wo ganz Deutschland ein unwürdiges Joch abgeschüttelt hat, und Tyrol seinem natürlichen, auserkohrnen Schutzherrn wieder gegeben ist, hat sich auch ein helleres Licht über jene Katastrophe verbreitet. Sie gehörte zu der Entwickelungsperiode der Befreiung Deutschlands, welche wohl berechnet war, und wo die Emissairs vom adriatischen Meer bis an die Ostsee hin, vom Rhein bis zu der Weichsel für die gute, aber kühn unternommene und verwegne Sache warben. Von Tyrol hing in einem allgemeinen Völkerkriege sehr viel ab, weil es auf der Südseite gewissermaßen der Schlüssel von Deutschland ist. Daß daher die Tyroler nach Wien Deputirte vor dem Ausbruch des Krieges von 1809 schickten, unter welchen Deputirten sich Andreas Hofer befand, war nicht freie Willkühr, sondern Einladung, von welcher die guten Tyroler selbst nicht wußten, woher sie komme. Doch den guten Sinn, den hohen Zweck faßten sie glücklich, rein und wahr auf, und so bereitete sich Oestreich in guter Berechnung schon jetzt seine Hülfsmittel. Daß Andreas Hofer zu einem der Deputirten erkohren wurde, kam daher, weil er theils vermögend genug war, die Reisekosten mit übertragen zu können, theils weil die Geläufigkeit seiner Zunge und die Besonnenheit, mit welcher er handelte, überall

bekannt war, und endlich, weil er schon häufig in Wien gewesen war, und sich mitunter rühmte, mit manchem großen Herrn dort schon in großer Vertraulichkeit gesprochen zu haben. In Wien wurde er schon damals zu dem Chef des Aufstandes designirt, theils weil er überall des Landes kundig war, theils weil die Tyroler ihn kannten und Vertraun zu ihm hatten, theils weil gerade er keiner Karte bedurfte, indem alle Schlupfwinkel in den Gebirgsthälern ihm bekannt waren, und endlich, weil er für den redlichsten, rechtlichsten, biedersinnigsten Mann, und für den eifrigsten Patrioten, der aus langer Gewohnheit treu an dem Hause Oestreich hing, überall galt. — Hofer wurde zuerst in Wien von der Sache, an deren Spitze er sich stellen sollte, ganz berauscht, und ein frommer Christ, wie er es war, würde er den Eid, den er in Wien damals leistete, niemals gebrochen haben. Er erfüllte das Gelübde, welches er dort gethan, mit seinem Herzblut. Als er an der Spitze des Aufstandes der Tyroler noch war, kamen geheime Abgesandte der Gegenparthei zu ihm geschlichen, und versprachen ihm goldne Berge, wenn er von seinem kühnen Sinnen sich zurück wenden, und sogleich der höhern Macht weichen wolle; denn schon damals sagte Napoleon von ihm: dieser Rebell wird Frankreich dereinst noch eine Armee kosten! — Aber Hofer blieb unwandelbar, und sagte einem bedeutenden Offizier: „wenn wir Frieden haben, und wieder rein kaiserlich sind, dann bin ich wieder der Sandwirth Hofer, und nenne Sie Ew. Gnaden. Jetzt nehm' ich den Hut nicht eher vor Ihnen ab, bis das Wort, was ich sagte, und das Gelübde, so ich that, nicht erfüllt sind." — Aber, bemerkte der Offizier, —

wenn nun durch unsere Uebermacht das Wort und das Gelübde niemals erfüllt werden kann? „dann, — erwiederte Hofer," werde ich meinen Hut nur abnehmen, wenn ich vor Gott stehe, dem ich Rechenschaft geben muß und geben kann." —

Hofer ist ein warnendes Beispiel dafür, daß die offne, ansprechende, leicht empfangende Gemüthlichkeit sich nicht als Maschine gebrauchen lassen muß. Glückt die Sache, so tragen fremde Namen den Ruhm leichtfertig davon; mißglückt sie, so wird der edle Stolz, das Kraftgefühl von der gemeinen Gegenwart behohnlächelt, in den Staub getreten. Die Nachwelt allein ist erst die wahre Richterin, und ihr muß man in unverhohlner Wahrheit das geben, was sie, partheilos, zu schichten hat.

Wir schließen diese biographische Skizze mit dem Sonnett Theodor Körners auf Andreas Hofers Tod:

Treu hingst du deinem alten Fürsten an,
Treu wolltest du dein altes Gut erfechten;
Der Freiheit ihren ew'gen Bund zu flechten,
Betratst du kühn die große Heldenbahn.

Und treu kam auch dein Volk zu dir heran,
Ob sie der Väter Glück erkämpfen möchten,
Ach! Wer vermag's, mit Gottes Spruch zu rechten?
Der schöne Glaube war ein schöner Wahn!

Andreas Hofer.

Es fangen dich die Sclaven des Tyrannen;
Doch, wie zum Siege, blickst du himmelwärts,
Der Freiheit Weg geht durch des Todes Schmerz!

Und ruhig siehst du ihre Büchsen spannen;
Sie schlagen an, die Kugel trifft in's Herz,
Und deine freie Seele fliegt von dannen!

III.

August Wilhelm Iffland.

Es ist ein Glück, mit einem Künstler zu leben, dessen Geist durch Kenntnisse gebildet, dessen Blick durch Studium der Natur und der Menschen geschärft, bei dem, durch die milden Einwirkungen der Musen, das Herz zu Liebe, Freundschaft und Wohlwollen gestimmt, und die Sitten gereinigt werden.

Knigge.

Digitized by Google

August Wilhelm Iffland.

August Wilhelm Iffland ist als Mensch, als Theaterdichter und als darstellender Künstler selbst, von der größten Bedeutung, und in diesen drei Ansichten gleich merkwürdig, war er eine Erscheinung, die einer nähern Beleuchtung werth ist. Als Mensch wurde er in seinem reichen Leben sehr verkannt, als Theaterdichter war er eine geraume Zeit hindurch der Liebling der deutschen Nation, bis seine Familiengemälde auf der einen Seite der tragische Kothurn, und auf der andern das Possenspiel verdrängte, und als darstellender Künstler führte er eine ganz neue Periode auf dem Theater ein, er brachte eine erhöhete, verschönerte Natur auf die Bühne.

Nach diesen drei Ansichten werden wir späterhin ihn beurtheilen; zunächst aber wollen wir von diesem, in

so vieler Hinsicht merkwürdigen Manne, einige biographische Nachrichten mittheilen.

Er wurde am 19ten April 1759 geboren zu Hannover. Sein Vater war dort ein geschätzter, wohlhabender Gelehrter. August Wilhelm war der jüngere Sohn; er hatte eine einzige Schwester, die er stets sehr zärtlich liebte, und deren Familie er in den Zeiten seines Glanzes als die seinige betrachtete (sie war eine verehelichte Eisendecher). Lüchow, ein kleines Städtchen im Hannöverschen, stand ihm in seinen spätern Jahren immer noch vor der Erinnerung, und er sprach gern von seinem angenehmen Aufenthalt in diesem Ort.

Iffland sagt in seiner Autobiographie selbst, daß das erste Schauspiel, — der eingebildete Kranke — welches er in seinem siebenten Jahre gesehen, einen großen Eindruck auf ihn gemacht habe, und, wie Kinder zu thun pflegen, so ahmte er denn auch daheim das große Spiel im Kleinen nach. Er trieb diese Nachahmung aber so eifrig und so fortgesetzt, daß endlich der Vater, jedoch vergeblich, durch ein Verbot dieser Spielerei ein Ende zu machen suchte. — Nun wurde der Knabe streng angewiesen, dem Gottesdienst beizuwohnen, und die Betrachtung desselben müssen wir von ihm selbst hören. Er sagt:

„Nun fiel es mir zum ersten Mal ein, die Kirche mit dem Theater zu vergleichen, weil ich hoffte, da ich nicht mehr nach dem Theater geschickt wurde, die Empfindung, die ich vor dem großen Vorhang gehabt hatte, dort wieder zu erneuern. — Die große Orgel und der volle Gesang gaben mir ein Gefühl, das ich vorher noch nie dabei empfunden hatte. Vorher war mir beides nur wie Lärm und Geschrey vorgekommen.

An dem Tage war es anders. Aber was es war, und wie es war, das konnte ich mir nicht sagen; doch schien es mir viel mehr zu sein, als die Musik in der Komödie. Nun trat der Prediger auf die Kanzel. Ich stand auf, und wollte ihn mit denen vergleichen, die aufgetreten waren, als der Vorhang sich hinaufgeschwungen hatte. Aber eben das fehlte mir bei seinem Erscheinen. Es ging kein Zauberwerk vor seinem Auftreten her. Er stand allein, er stand im Dunkeln, in einem engen Raume, bedeckt bis an die Brust, und beschattet von einer finstern Masse über seinem Haupte stand er da. Er sprach nicht, wie andere Menschen. Er sang in einem heulenden Jammerton, niemand antwortete ihm, und Menschen waren eingeschlafen. — Wie reizend standen dagegen die zierlichen, geschmückten Lichtgestalten, welche sprachen wie andere Menschen, sich antworteten und bewegten wie andere Menschen, vor meiner Einbildungskraft da!“

Diese erste Ansicht des Genie's für theatralische Darstellung, für Ausarbeitung theatralischer Werke, mag in der That dem Psychologen besonders sehr anziehend sein.

Im Jahr 1767 kam die Seilersche Schauspielergesellschaft nach Hannover, welcher das kleine Hoftheater eingeräumt wurde. Er dachte sich, wie er sagt, darunter ganz außerordentliche Menschen, weil sie in der Wohnung des Königs hausen durften — und dadurch wurde seine Phantasie immer noch mehr erhitzt, um so mehr, da sein eigner Vater mit dem größten Enthusiasmus von der Vorstellung der Miß Sara Sampson sprach, welche der junge Iffland Tages darauf selbst auf Begehr seines Vaters sah. Diese Vorstellung entzückte,

begeisterte ihn, und sie war die Grundlage zur Belebung des Urstoffes, der in ihm glühete. — Bald darauf wurde das Trauerspiel, Rodogine, gegeben. An diesem Tage war ein Familienfest in dem Ifflandschen Hause. Der Knabe wandte sich an einen alten Oncle, und bat ihn, sich dafür bei den Aeltern zu verwenden, daß er, der Knabe, das Theater heute besuchen dürfe. Die Erlaubniß wurde gegeben, und der tragische Ton, welcher in jenem Trauerspiel vielleicht überladen ist, riß von neuem den jungen Iffland hin.

Stolz und hehr *) kam er nach Hause, und erzählte von den Leiden des Demetrius und Antiochus. Sein Vater ließ ihn eine Weile einhertraben, dann dauerte ihm aber die Staatsaction zu lange. Er fragte nach dem Fortgang in den Lectionen, und meinte dann, „es sei nun genug von der Komödie gesprochen; nun müsse es an ernste Dinge gehen.“ Er begleitete diese Rede mit einem Blick, der alle ähnliche Unterhaltungen für die Zukunft verbot. Der Knabe fühlte sich tief gekränkt, und versuchte seine Darstellung dessen, was er gesehn hatte, bei den Geschwistern, bei dem Gesinde, bei den Spielkameraden; überall würdigte man ihn nicht.

Nun suchte er Zuflucht auf dem großen Dachboden, wo er, phantastisch als Antiochus sich auskleidend, Monodramen Stundenlang aufführte, und ganz begeistert

*) Wir können keine ächtere Biographie geben, als wenn wir, so weit seine Selbstbiographie reicht, den unvergeßlichen Iffland mitunter selbst reden lassen.

d. H.

war er, als er auch noch „Romeo und Juliette“ nach Shakespeare, auf dem dortigen Theater zu sehn, die Gelegenheit gehabt hatte. — Mit niemandem konnte er von seiner Liebe zum Schauspiel reden, das Komödienlesen wurde ihm auch bald verboten, und sein Vater, der sich des Abends häufig Predigten vorlesen ließ, erwählte bald unsern Knaben zum Vorleser, weil August Wilhelm in dem guten Vorlesen eine Entschädigung dafür suchte, daß alle Pforten zu Thaliens Tempel ihm verschlossen waren.

Auf den heranwachsenden Jüngling machten nun bald die Predigten, welche Schlegel hielt, und welche alle Zuhörer ergriffen, einen tiefen Eindruck; ehrwürdiger erschien ihm von jetzt an die Würde eines Religionslehrers, er kam dem Wunsch seiner Aeltern, sich zu dieser Lebensbestimmung vorzubereiten, entgegen, und sein Eifer für die Sache, welche er ergriffen hatte, ging so weit, daß er jetzt nicht allein Predigten las, sondern selbst schrieb und hielt. Immer anziehender wurde ihm die Sache, da die Hausgenossen, und bald auch die Familie, ihn gern declamiren hörten.

Da er Privatunterricht hatte, sein Vater auch, der etwas strenge Grundsätze hatte, das wilde Spiel vieler Knaben unter einander nicht dulden mogte, so hatte Iffland also auch keinen Jugendfreund, und wurde daher die Natur seine Freundin, Schwärmerei in der Einsamkeit seine werthe Gesellschafterin. — Der Privatlehrer Iffland's starb; er wurde nun auf die öffentliche Schule geschickt, wo die Lehrer ihn bald übersahen und unbeachtet ließen, da es ihm durchaus an gründlichen Vorkenntnissen, und an dem Willen, mit Mühe die Mechanik des Wissens erlernen zu wollen,

fehlte, und daher verspotteten ihn auch seine Mitschü-
ler.

Falscher Stolz verleitete den jungen Menschen zu dem Versuch einer sehr gefährlichen Rache. Durch Sa-tyre und beißenden Witz gewann er sich Achtung unter seinen Mitschülern, Furcht bei den Lehrern, und der bekannte Roman „Peregrine Pickle," der ihm in die Hände fiel, hat, wie er selbst sagt, ihn zu vielen jugendlichen Unbesonnenheiten verleitet. — Das Schauspiel kam zurück nach Hannover, Iffland sah mehrere Stücke, die alte Sehnsucht erwachte, und sein Entschluß war nunmehr fest, was auch Vernunft dagegen sagen mogte, was auch das Herz fühlte, weil die Aeltern, zumal in Zeiten lebend, wo der Stand der Schauspieler noch sehr verachtet war, unbedingt dem ungerathnen Sohne zürnen würden. So kann der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen!

Iffland verwilderte immer mehr, war immer nachlässiger in der Schule, und im Jahr 1773 nahm ihn sein Vater daher von dort fort, und gab ihn bei dem Prediger Richter in Springe in Pension, wo er seinen Sinn für die Schönheiten der Dichter zuerst kennen lernte. Im Jahr 1775 wurde er auf die Schule zu Hannover zurück gebracht, und füllte nunmehr hier seine Stelle aus. Die erwachsenen Schüler hatten hier ein kleines Theater, wo sie Schauspiele unter sich aufführten, und hier fing denn nun Iffland zuerst an, für seine künftige Bestimmung practisch sich vorzubereiten. Sein Spiel hatte Beifall, großen Beifall, doch war er stets mit sich selbst unzufrieden. Das Ideal der

Kunst lag ihm schon damals klarer vor dem innern Anschaun. *)

Er ging lange mit dem Plan schwanger, heimlich das älterliche Haus zu verlassen, und zu einem Theater sich zu begeben. Nach Petersburg wollte er gehen. Das Lesen von Göthe's Werther reifte seinen Entschluß. — Auf! Dein Schicksal ruft! Du bist Meister deiner Bahn! — rief auch er sich zu, und von jetzt an versäumte er fast nie ein Schauspiel, und vernachlässigte dabei alles andere, selbst seine Aeltern.

Der 21ste Februar 1777 war der entscheidende Tag für Iffland's Bestimmung. Er war im Schauspiel, wahrscheinlich wider Willen seiner Aeltern. Die „Ehescheuen" wurden gegeben, und im dritten Act wurde er heraus, nach Hause berufen. Hier überfiel man ihn mit Vorwürfen aller Art, die Unkunde in dem Schulleben wurde ihm zu bedeutendem Vorwurf gemacht, und einige Verwandte, welche bei dieser Familienscene zugegen waren, machten ihre Nebenbemerkungen. Eine sehr strenge Disciplin wurde ihm, dem emporgewachsenen, sich selbst fühlenden Jüngling, verkündigt, und er schwieg zuletzt zu dem allen, die Entwickelung seines lange genährten Entschlusses jetzt nur im Herzen tragend.

---

*) Ueber diese Schulkomödien in Hannover, wie überhaupt über die Jugendgeschichte Iffland's, findet man viel in dem psychologischen Roman: „Anton Reiser." Dieser Roman ist aber übrigens keine Wahrheit, der Anton Reiser ist „Moritz" der Jugendgenosse Iffland's und der in jenem sogenannten Roman mit J. . . aufgeführte junge Mann ist unser Iffland.

d. H.

Am folgenden Morgen erbat er sich von seinen Aeltern die Erlaubniß zu einer kleinen Landreise; das Bild seines Vaters nahm er noch mit, und — dahin ging er, in die weite Welt hinein! — Er kam nach Frankfurt, von da nach Hanau, und weil er an beiden Orten keine Anstellung finden konnte, ging er, mit allen Mühseligkeiten des Lebens kämpfend, nach Gotha, wo er den von ihm angebeteten Eckhof zu treffen hoffte. Er fand ihn dort, und Eckhof, ein Schauspieler, der noch lange in der Erinnerung leben wird, nahm sich seiner an. Am 15ten März 1777 trat Iffland zum ersten Mal in Gotha auf, und zwar nicht ohne Beifall. Während er mit Beck und Beil Freundschaftsbündnisse knüpfte, war Gotter, ein Mann, der erst späterhin geehrt wurde, als die Lorbeeren ihm nicht mehr zu Theil werden konnten, sein Führer, sein Mentor auf der gefährlichen Bahn, wo die Mehrzahl durch augenblicklichen Partheigeist sich irre leiten läßt. Ihm verdankte Iffland, der in der Mimen Kunst stets eine der obersten Rollen einnehmen wird, seine erste, wesentliche Bildung für dramatische Darstellung.

Michaelis 1779 wurde das Hoftheater in Gotha aufgelöset, und Iffland wurde nach Mannheim engagirt; sein Wille war eigentlich gewesen, nach Hamburg zu gehen; allein Freundschaft für Beil und Beck, riß ihn fort, dem Ruf nach Mannheim zu folgen. Nachdem er noch einen Besuch bei seinem Vater abgestattet hatte — ein Besuch, über den sich weiter nichts sagen läßt, als daß der Sohn mit dem älterlichen Seegen dem waltenden Geist, der ihn beherrschte, übergeben wurde, — ging er nach Mannheim ab, wo unter Dalbergs oberster Leitung dieses neu eingeführte deutsche Theater allgemeinen

Beifall bei Hofe und in der Stadt sogleich fand. — Der Hof ging bald darauf nach München, die Stadt wurde leer, und Ifflands stolzer Geist konnte an einem Nebentheater nun keinen Gefallen mehr finden, um so weniger, da Schröder, damals in dem Mittagsglanz seines Ruhmes stehend, in Mannheim in mehreren Rollen auftrat, und das ganze Publikum durch sein hinreißendes Spiel entzündete, während die Uebrigen unbeachtet blieben.

Indeß ermannte er sich, und mit seinen genannten Freunden vereint, that er nun wieder alles, was in seinen Kräften stand, mit Lebendigkeit, Wärme und Gefühl, die ihm aufgegebnen Rollen zu spielen. Das Publikum wurde wieder dankbarer, das Haus füllte sich mehr. Jetzt erwachte der Genius Schillers, und seine Räuber, dieses ungeheure Stück, oder vielmehr dieses Stück der Ungeheuer wurde auf der Mannheimer Bühne mit allgemeinem Beifall gegeben. Iffland hatte darin die Rolle des Franz Moor übernommen, und späterhin hat er die mimische Kunst, womit diese Rolle entwickelt werden muß, die feine Berechnung jeder Bewegung, jeder Stellung genau auseinander gesetzt; übrigens gab er schon damals diese Rolle so schön, daß gerade er das Stück hob, welches durch Verzerrung eben dieser Rolle in einem steten Dunkel geblieben sein dürfte. —

Es fehlte an neuen Schauspielen, die bei dem Fortschreiten der Literatur dem Publikum genügten. Schröder schrieb, und Iffland fing auch an zu schreiben. Albrecht von Thurneisen war sein erstes theatralisches Werk. Es wurde in Mannheim zwar nicht kalt aufgenommen, aber auch nicht mit stürmischem, enthu-

stastischen Beifall. Dann schrieb er einige kleine Stücke, welche aufgeführt, aber übel beurtheilt wurden, und er unterdrückte sie nachher selbst. — Im Jahr 1783 schrieb er „Verbrechen aus Ehrsucht“, *) und dieses wurde nicht allein in Mannheim, sondern auch auf vielen andern Theatern mit großem Beifall gegeben. Ueber den Franz Moor, den er späterhin in seinem Theateralmanach mit besonderer Vorliebe behandelte, sagt er selbst: „Franz Moor war für mich ein eignes Fach, in dem es mir, glaub' ich, gelungen ist, Neuheit und Kraft zu entwickeln.“

Im Jahr 1784 und 1785 kamen „die Mündel“ und dann „die Jäger“ zuerst auf die Bühne. Die Jäger hatte Iffland eigentlich für das Gesellschaftstheater des Fürst von Leiningen zu Dürkheim, geschrieben, und er gedachte noch in spätern Jahren der ehrenvollen Aufnahme, die er an diesem kleinen Fürstenhofe genossen hatte, wo man, wie er sagt, eine fürstliche Familie wohl, aber keine Fürstenfamilie fand. Hier lernte er besonders auch den feinen, großen Ton im Umgange näher kennen, und dies war späterhin, sowohl dem darstellenden Künstler, als auch dem dramatischen Schriftsteller von bedeutenden Folgen.

Dalberg that alles, was nur der Intendant eines Theaters thun kann, die Bühne von Mannheim neu zu beleben, vorschreiten zu lassen, und Iffland würde

*) Dieses Schauspiel steht jetzt noch bei den Directionen auf dem „Repertoir“, und um die falsche Tendenz, welche in dem Stück liegt, zu sühnen, schrieb Iffland späterhin die Stücke: „Bewußtsein“ und „Reue versöhnt!“

vielleicht nicht, wenigstens so bald nicht auf die hohe Stufe der Ausbildung gekommen sein, wenn Dalbergs weise Behandlung nicht allen Kunstfleiß aufgesucht und belebt hätte. — Im Jahr 1785 machte Iffland eine Künstlerreise nach Lübeck und Hamburg, wo er, von Schröder dazu veranlaßt, Gastrollen mit allgemeinem Beifall gab, und außerdem munterte ihn Schröder dazu auf, ferner für das Theater zu schreiben, und den schon geweckten neuen Zeitgeist für Familienleben rege zu erhalten.

Iffland bekam auf dieser Künstlerreise — da sein Name bereits Gewicht hatte — bedeutende Anerbietungen, allein er sehnte sich nach dem schönen Mannheim zurück, und eilte um so schneller dorthin, weil er in Hamburg die schnelle Vermählung des Pfalzgraf Maximilian, des einzigen, auf welchen das Land Hinsichts der Erbfolge rechnen konnte, mit der Prinzessin Auguste von Darmstadt, erfuhr. — Der Hof kam nach Mannheim, das neuvermählte Paar dort einführend, und Iffland schrieb, binnen 24 Stunden, das Vorspiel, „Liebe um Liebe," wofür ihm der Intendant, Baron von Dalberg, mit Freudenthränen bei dem Vorlesen dankte.

Die fürstliche Familie kam in das, mit Menschen überfüllte Schauspielhaus, und dieses kleine Gelegenheitsstück machte einen so großen Eindruck, indem die Stimmung des Volkes und der Wunsch der fürstlichen Familie von Iffland äußerst glücklich aufgefaßt war, daß nach den Worten, die in dem Stück der alte Landmann sagt: „er habe die Bäume vor seiner Hütte nach der Geburt der Prinzen gepflanzt, er wolle bei jeder Geburt eines guten Prinzen einen jungen Baum hinzupflanzen,

und möge der ganze Platz ein Wald werden, dicht, stark und mächtig, dem kein Sturm in der Welt etwas anhaben könne," — nicht allein im Publikum die Rührung allgemein war, sondern auch in der fürstlichen Loge hatte das Stück, mit der für den Augenblick so gut passenden Anwendung, die Familie so ergriffen, daß das Volk hier von der herzlichen Wahrheit, von dem Familiensinn seiner Regentenfamilie Augenzeuge war.

Selbst ergriffen von dem Eindruck, welchen er bei allen erweckt hatte, — und es war ein reiner, guter, schöner Eindruck, — eilte Iffland, ohne sich umzukleiden, nach Hause, und er gedachte noch oft dieses Abends. Sein Haus füllte sich mit Menschen, die er kannte, und die er nicht kannte; ein jeder wollte ihm, dem Schöpfer jener Rührung, seinen Dank abstatten, und — solche Huldigungen können auch wohl den festesten Menschen bestechen, und das Selbstgefühl zu einer hohen Stufe leiten. — Eine größere Auszeichnung stand ihm noch bevor.

Am folgenden Tage, um fünf Uhr Abends, wurde er zu der Churfürstin, einer sehr würdigen Matrone, eingeladen, und stand vor ihr allein im Kabinet. — Iffland selbst sagt über diese Scene folgendes:

„Eine kleine Weile sah sie mich sehr wohlwollend an, und sagte dann: — welch' ein Abend war der gestrige! — Sie ging einige Schritte, ohne zu reden. Es schien mir, als wollte sie Thränen vermeiden, verbergen, oder als wäre sie im Kampfe, nicht alles zu sagen, wovon sie sich durchdrungen fühlte. Mit einem lebhaften Ton setzte sie dann hinzu: — man kann aber auch nicht Gutes genug von der Pfalzgräfin sagen! —" Ich antwortete nach meiner Empfindung. — Der Prinz

Max ist ein recht guter Mensch — sagte sie dann. Ich bejahete das treu und willig. — Was mich betrifft — hier hielt sie etwas inne — so haben die guten Mannheimer gestern viel mehr aus mir gemacht, als ich verdiene. Ich bin diesem Lande nicht gewesen, was ich ihm hätte seyn mögen. Es hat nicht seyn sollen. — Dies sprach sie mit wankendem Ton, wandte sich dann zu mir, und sagte: — sie sähe mich nach dem gestrigen Abend für einen eingebornen Pfälzer an; ich mögte das Land nicht verlassen. — Ich verbeugte mich, und sagte, was Rührung und Erkenntlichkeit mir eingaben. Sie gab mir ein ansehnliches Geschenk, *) und setzte hinzu: — ich solle ihr die Hand darauf geben, daß ich das Land nicht verlassen wolle. — Ich that es, indem ich ihre Hand küßte. Ich ging. — Wenigstens, so lange ich lebe — rief sie mir nach, da ich aus der Thür gehn wollte."

Wenn noch etwas mehr Iffland für Mannheim hätte fesseln, wenn noch etwas seinen Kunstsinn mehr hätte beleben können, so wär es diese Auszeichnung gewesen und der Erfolg des Eindruckes, den er durch die Darstellung beabsichtigt gehabt. — Im Frühjahr 1786 nahm er mit seinen Freunden, Beil und Beck, eine Wohnung zu Käfferthal bei Mannheim, und hier nahm dieses Kleeblatt viele Verabredungen für die dramatische Kunst und deren Ehrenrettung. Das Mannheimer Theater erhielt sich hiernach auf einer bedeutenden Höhe. Bald darauf schlug Iffland, der sich nicht von Mann-

*) Es war eine Rolle mit hundert Louisd'or, und eine goldne Dose.

heim trennen mochte, ein Anerbieten für das Hoftheater in Wien aus, und schrieb unterdeß mehrere seiner gehaltvollen Stücke.

Um Ostern 1790 bekam Iffland die Aufforderung, die Direction des Berliner Theaters zu übernehmen, und diese Aufforderung mußte ihm um so ehrenvoller sein, da er sich nicht darum beworben hatte. Er war schon im Begriff, nach Berlin zu reisen, als durch Weiberintrigue der Antrag an ihn zurückgenommen wurde, und aus der Reise nach Berlin wurde für jetzt eine Reise den Rhein entlang. Neue Aufforderungen für Wien kamen, Iffland blieb aber der Mannheimer Bühne treu, nicht allein, weil die hochbejahrte Churfürstin an das Wort, welches er ihr gegeben, durch den Intendant, Baron von Dalberg, hatte erinnern lassen, sondern auch, weil er für sich und seine Freunde, Beck und Beil, Pensionen auf Lebenszeit erwirkt hatte. Jetzt war er ganz entschieden.

Mannheim war jetzt voll von französischen Emigranten, und die Revolutionsmeinungen belebten auch schon die deutschen Gemüther. Richard Löwenherz wurde gegeben, und nach geendigter Vorstellung fand das Publikum so viel Beziehung für die gegenwärtige Zeit — Ludwig XVI. war eben in den Tempel gebracht — daß die ganze Theatergesellschaft heraus gerufen wurde. Etwas mußte gesagt werden. Iffland trat hervor, und sagte: „möge König Ludwig auch einen Blondel finden, der sein Leben rettet!“ So gut gemeint diese Aeußerung war, so nöthigte sie ihn doch, eben so, wie ein Stück „die Kokarden,“ welches er, auf Veranlassung des Kaisers Leopold, der ein Drama „gegen gewaltsame

Staatsumwälzungen“ haben wollte, schrieb, späterhin, sein geliebtes Mannheim zu verlassen.

Im Jahr 1792 übernahm er, wiewohl ungern, die Regie des churfürstlichen Theaters zu Mannheim, und er führte hier, unter Genehmigung des Intendanten, Freiherrn von Dalberg, eine neue Ordnung ein, bei welcher sich das Publikum sowohl, als die Schauspieler besser befanden. In demselben Jahr erhielt er den Ruf, in Frankfurt am Main, auf dem dort neu errichteten Nationaltheater, während der Zeit der Festlichkeiten, als Kaiser Franz dort gekrönt wurde, aufzutreten und für die Krönungsfeier ein Gelegenheitsstück zu entwerfen. Dies war „der Eichenkranz“ — und Ifflands Spiel gefiel hier allgemein. — Sehr zufrieden mit dem Beifall, welchen er eingeerndtet hatte, kehrte er nach Mannheim zurück. —

Der Krieg, welchen die Pillnitzer Verbündeten gegen die französische Republik jetzt ausgesprochen hatten, schien bedeutender werden zu wollen, als man in Deutschland bisher erwartet gehabt hatte, und starke Heere der Republik wälzten sich über den Rhein. Daß die Hauptscenen dieses großen Trauerspiels in der Gegend von Mannheim gegeben werden würden, und daß die Kunst, die nur im Frieden gedeiht, dabei untergehen müsse, das sah Iffland sehr wohl ein; allein um so mehr nahm er sich vor, mit aller Kraftanstrengung, unter dem Geräusch der Waffen, das Theater aufrecht zu erhalten. Im September hörte man schon in Mannheim die Kanonade der französischen Macht unter Cüstine vor Speyer, und der unordentliche Rückzug der Deutschen ging an Mannheim vorüber. Bald darauf kam in Mannheim, gerade während des Schauspiels, die Nachricht an, daß

Mainz, diese Riesenveste, in die Hände der Franzosen gefallen sei, und alle Deutsche ergriff ein Schrecken. Man konnte nun erwarten, daß Mannheim bald dringender Gefahr ausgesetzt sein werde; zwar beobachteten die Franzosen noch die Neutralität der Pfalz, aber ihre Vorposten schwärmten dennoch über die Gränzpfähle hinaus. Um so mehr Unruhe und Besorgniß in Mannheim wuchs, um so mehr hielt es Iffland für seine Pflicht, durch die Kunst den bestürzten Einwohnern einige Stunden der Zerstreuung, der Erholung, der Ermuthigung zu geben, und das Theater blieb in seinem ungestörten Gange. Mannheim wurde in Belagerungsstand gesetzt, und an der Mündung des Neckar gelegen, wo er sich in den Rhein ergießt, standen die pfälzischen Einwohner immer schlagfertig da, um von der einen Seite die Angriffe der Deutschen, und von der andern die der Franzosen abzuschlagen. Mannheim ist ein zu bedeutender Punct, als daß bei einem Kriege, in dieser Gegend geführt, nicht alle Streitkräfte aufgeboten werden sollten, sich in den Besitz dieser Festung, die weniger ihrer Haltbarkeit, als ihrer militairischen Stellung wegen wichtig ist, zu setzen. Im Frühjahr 1793 wurden die Franzosen wieder über den Rhein zurückgeworfen, die Preußen drangen vor, und Wurmser stellte sich jenseits des Rheins auf. Mannheim schien nun außer Gefahr zu sein, und die Kunst erblühete von neuem. Preußens König besuchte in Mannheim die Churfürstin und die Zweibrücksche Familie, war hier auch mehrere Male im Theater, und ihm, dem feinen Kenner, dem niemand Kunstsinn absprechen konnte, fiel Iffland's Spiel sehr auf.

Bis jetzt hatte Mannheim und also auch die Bühne, bei dem starken Anströmen der Verbündeten gegen den Rhein hin gewonnen, und die Belagerung von Mainz, wo die Preußen bereits auf der Bleyaue ihre furchtbaren Batterien eröffnet hatten, war das Gespräch des Tages. Nicht nur den Kanonendonner vor und aus Mainz, sondern auch den vor Landau und die Weißenburger Linien entlang hörte man in Mannheim; unerschrocken aber, beschwichtigend, ermuthigend hielt Iffland allein das Theater zusammen. Trotz der gewonnenen Schlacht von Kaiserslautern mußten sich die ermüdeten verbündeten Heere diesseits des Rheins zurück ziehen, und die Franzosen folgten ihnen auf den Fersen. Die Franzosen erschienen Mitte Decembers schon vor Mannheim, und östreichische Besatzung rückte ein; Neutralität schien jetzt nicht mehr gewürdigt zu werden. — Iffland's schönes Landhaus am Rhein sollte auf Befehl der östreichischen Ingenieurs der Festung, rasirt werden; einem jungen Manne, der es sah, daß diese Anlage außer der Linie liege, dankte er die Erhaltung eines ihm sehr angenehmen, und auch nicht wohlfeilen Plätzchens. — Musik und Tanz wurden in Mannheim auf höhern Befehl jetzt eingestellt, das Karneval wurde verboten, das Schauspiel geschlossen und das vierzigstündige Gebet angeordnet. — Eines Abends erhielt nun auch Iffland durch den Intendant, Freiherrn von Dalberg, die Notiz, „auf Befehl des Ministeriums sey das ganze Schauspiel sistirt, und er, der Regisseur, solle einem jeden der Mitglieder ankündigen, daß sie nach einem andern Engagement sich umsehn mögten."

Niederschlagend war für Iffland diese kurze, runde Nachricht besonders um deswillen, weil gerade er die

glänzendsten Aufforderungen nach außen hin ausgeschlagen hatte, blos um die einmal angefangene Belebung der Mannheimer Bühne fortzusetzen. Er überlegte, und machte dem Freiherrn von Dalberg dann eine sehr kräftige Gegenvorstellung, nicht für sich, sondern für die Kunst, für die Mitglieder des Theaters, für Mannheim selbst. Er sprach darin frei, sehr frei. Der Intendant bot nun dem Regisseur Iffland die Direction der Bühne für eigne Rechnung an, wobei die Garderobe und Bibliothek ihm gewährt werden, nichts aber, durchaus nichts auf Rechnung der Regierung gehen solle; — einen solchen Vorschlag anzunehmen, das hielt ein Iffland für unwürdig, für allzu kaufmännisch, und er antwortete kaum. Nichts desto weniger versäumte er nicht den wahren Vortheil des Theaters. — Die Besorgniß, daß Mannheim beschossen werden könnte, wurde immer dringender, und Iffland handelte hier wieder mit einem solchen Eifer für die Kunst und deren Förderung, daß er es bewirkte, die besten Garderobestücke, die Bibliothek und die Musikalien mußten eingepackt werden, um nach Els gerettet zu werden. — In welcher Schwerfälligkeit man aber damals von Seiten der Regierung das Mannheimer Theater noch betrachtete, das beweisen folgende Worte aus dem Auflösungsdecret:„ um den Bürger mehr zur ernsten Vertheidigung zu ermuntern, seyen alle Voluptuaria, so auch das Schauspiel, jetzt zu beseitigen; obschon man diesen Leuten zu andern Zeiten ihr Fortkommen wohl gönnen möge.“

Wer mehr für seinen eignen, als für den Nationalstolz gelebt hätte, würde hiernach sogleich das Theater verlassen und sich an andere Orte gewandt haben,

denn ein Iffland wurde damals bereits überall mit offnen Armen aufgenommen. Allein Pflichten verschiedener Art, — alle aber nur Pflichten der Moral — knüpften für jetzt den Faden seiner Entwicklung an Mannheim, und als Mensch, als edler Mensch erfüllte er nun die Gewährung seiner frühern Versprechungen, obschon ihm die Arbeit widrig, der Aufenthalt lästig geworden war, und dadurch litt, wenn ein so kräftiges Haupt sich hätte irre führen lassen können, nichts mehr, als der Kunstsinn in seinem entscheidend-wichtigen Fortgange.

Nach sechs Wochen wurde das Theater in Mannheim wieder eröffnet, und als nach der Mitte des Jahres 1794, wo der Feldzug in den östreichischen Niederlanden für die deutschen Mächte gegen Frankreich unglücklich ausgefallen war, nichts geschah, was dem vernünftigen Beobachter die Furcht, Deutschland könne von der französischen Heeresmacht überschwemmt werden, habe nehmen mögen, so machte Iffland der Intendanz des Theaters mit einer Freimüthigkeit, welche damals beinahe noch gefährlich war, Vorschläge für den schlimmsten Fall, indem der hochtrabende Stolz diesen schlimmsten Fall außer der Sphäre seiner Begriffe fand. Diese Vorschläge blieben unbeantwortet, und sein guter Wille wurde daher auch jetzt wieder verkannt. — Während dieser schweren Zeit starb auch ein sehr bewährter, treuer Freund Iffland's, der Schauspieler Beil; in ruhigern Zeiten würde Iffland, der Liebling des Publikum's, da wo er erscheinen wollte — über den Verlust dieses treuen Freundes für Kunst und Herz sich vielleicht schneller getröstet haben, als jetzt, wo die schwere Zeit, die Lähmung, die in allen Verhältnissen den Rhein entlang schon sichtbar wurde, eine Veranlas-

sung von außen her erforderte, um den Kunstsinn rege, den Zweig der deutschen Eiche grün zu erhalten. Wie sehr Beil der Freundschaft edler Menschen werth war, das beweiset dieser Umstand: Der Freiherr von Dalberg ertrug die Nachricht von dem Brande seines Stammhauses mit Ruhe und Kraft; bei der Nachricht von Beil's Tode weinte er heiße Thränen. War es daher Iffland zu verdenken, wenn dieser, der den herzlichsten Freund in so schwerer Zeit verlor, mit trüberem Blick noch in die gewitterschwangere Zukunft schaute? —

Bald darauf starb zu Weinheim, wohin sie der Kriegesunruhen wegen geflüchtet war, die Churfürstin Elisabeth Auguste, und nun hatte Iffland das Versprechen, welches er ihr gegeben hatte, die Pfalz nicht zu verlassen, so lange sie lebe, erfüllt. Zu gleicher Zeit war durch ein Hofrescript befohlen, mit allen fernern Zahlungen an das Theater aufzuhören. Man kann sich denken, in welchem schweren Verhältniß Iffland, der geniale Künstler, sich nunmehr befand. Während Mannheim schon in Bloccade-Zustand erklärt war, erhielt er durch seine Betriebsamkeit, durch die Macht seiner Worte noch sechs Wochen lang ohne Schutz der Regierung das Theater offen, und gab dem Publikum durch die Vorstellungen einen erheiternden Genuß. — Am Tage vor Weihnachten, als der Rhein stark Eis trieb, forderten die Franzosen das schon beschossene Mannheim zur Uebergabe auf. Iffland erfuhr im Theater, wo an diesem Abend „die beiden Billets" gegeben wurden, daß die Kapitulation abgeschlagen sey; aber dennoch wurde das Spiel nicht gestört, obgleich viele Einwohner nunmehr sogleich aus der Stadt flüchteten. Nach zehn

Uhr Abends fielen die ersten Schüsse des Bombardements in die Stadt, und Iffland setzte sich persönlich großer Gefahr aus, um die Bibliothek des Theaters und den größten Theil der Garderobe in Schutz zu bringen. Bei diesem Umhertreiben wurde ein Mann neben ihm durch das Stück einer Granate erschlagen, und mehrere matte Kanonenkugeln rollten neben ihm hin. Am folgenden Tage, wo das Bombardement von der Rheinseite noch fortdauerte, verließ er Nachmittags um vier Uhr die Stadt, als die Gefahr allzudringend wurde, und flüchtete nach Schwetzingen. Um fünf Uhr hörte das Schießen auf; die Rheinschanze war an die Franzosen übergeben. Er eilte daher zurück nach Mannheim, und fünf Tage darauf war wieder die erste Vorstellung auf dem Theater. Man kann sich die Mühe denken, welche Iffland hier anwenden mußte, um bei dem gestörten Verhältniß in so kurzer Zeit alle Hinderungen zu überwinden.

Schon früher hatte Iffland erneuerte Anträge bekommen, die Direction des Berliner Nationaltheaters zu übernehmen; jetzt war er ganz dafür entschieden, in Mannheim zu bleiben, als der Intendant, Freiherr von Dalberg, trotz der mißlichen Zeitverhältnisse ihm persönlich Sicherheit für die Erfüllung der Kontracte versprach, und späterhin kam auch die Erklärung des Churfürsten dahin: daß Sn. Durchlaucht auch im Bombardementsfall die Kontracte halten würden, dagegen sich desselbigen von den Mitgliedern versähen."

Jetzt arbeitete Iffland unter dem Geräusch der Waffen mit neuem, vermehrten Eifer, und das Theater bekam neues Leben. Um diese Zeit verlobte er sich mit seiner nachherigen Gattin, eine Verbindung, die

durchaus nicht speculativ, nicht genial, sondern das Erzeugniß einer rein-geistigen Verschwisterung war. Seine Gattin ist nie auf dem Theater aufgetreten, und Iffland hatte vielleicht auch zu feines Gefühl für das eheliche Verhältniß, als daß er es zugegeben haben würde, seine Gattin öffentlich auftreten zu sehen. — Ohne Schwärmerei, ohne Eigennutz wurde diese Verbindung vollzogen, und eben daher blieb sie auch für immer in den gemäßigten Verhältnissen. Kinderlos blieb Iffland's Ehe, doch hat er nur gegen wenige ganz genaue Freunde sich darüber geäußert, daß es ihn schmerze, wie er einst mit Schiller sagte, „nicht im Orient des Sohnes aufzuerstehen.“ — Eine neue, sehr glänzende Aufforderung für Wien schlug Iffland jetzt wiederum aus.

Zu Ende des Sommers 1795 drangen die französischen Heereshaufen bei Düsseldorf wieder über den Rhein, Mannheim wurde in Belagerungszustand erklärt, und das Theater aufgelöset. Iffland bewirkte es in dieser Schreckenszeit, daß den Mitgliedern der Gesellschaft zwei Monate Gehalt ausgezahlt wurden, und dann hoffte man, würde die Katastrophe vorüber seyn; er entließ daher die Mitglieder nur, „für die Kriegesferien“ auf zwei Monate. Er selbst ging nach Heidelberg. Als er drei Tage dort war, erhielt er in der Nacht die ihn zerschmetternde Nachricht, daß die Franzosen in kurzem hier seyn würden, und daß Mannheim durch den Graf Oberndorf den Franzosen bereits übergeben sey. Man kann sich denken, wie erschütternd diese Nachrichten für Iffland waren! — Die Sache war richtig, die Franzosen hatten Mannheim besetzt, wurden aber wieder bei Heidelberg von den Oestreichern zurückgedrängt.

und nun legten diese sich auf der deutschen Seite des Rheins vor Mannheim. Die Stadt war geschlossen, und Iffland suchte vergebens, sich einen Eingang zu verschaffen. In dieser schweren Zeit schlug Iffland, seinem Worte treu, eine Aufforderung nach Weimar, welches man das deutsche Athen nennen durfte, aus, blos, weil sein geliebtes Mannheim ihm viel zu werth war, als daß er in dieser dringenden Zeit aus dessen Nähe hätte scheiden mögen.

Iffland war gerade in dem Lager vor Mannheim auf einer Batterie, als die Ordre, das schöne Mannheim ernstlich zu bombardiren, gegeben wurde. Da erbebte denn die Erde von dem Donner des schweren Geschützes, und bald stiegen in der ihm so werthen Stadt, welche von der Sonne hell erleuchtet da lag, schwarze Rauchsäulen auf. Es zerriß sein Herz, als er nachher in Heidelberg an der Wirthstafel bald diese, bald jene Straße nennen hörte, die niedergebrannt sey; überall wohnten ihm Freunde, und die Oestreicher behaupteten, daß man in den Trencheen das Geheul und Gewimmer der unglücklichen Einwohner Mannheim's hören könne. Endlich kam die Nachricht an, daß die Stadt Mannheim kapitulirt habe, und Iffland eilte von Heidelberg hin an das östreichische Lager vor der Stadt. Auf Befehl des Generals Wurmser sollte an diesem ersten Tage kein Civilist, sondern nur der Ingenieur zu Uebernahme der Artillerie in die Stadt gelassen werden. Iffland hatte sich hart an die Pforte gedrängt, als sie dem Ingenieur geöffnet wurde, ihn einzulassen. Iffland sah mit der ganzen Kraft seines Blickes den Offizier an; dieser kehrte innerhalb der Pforte nochmals um, sagte zu dem wachtstehenden Franzosen: „mein Kam-

merdiener!“ und so wurde Iffland allein in die Stadt gelassen.

Welch' ein Anblick in der sonst so schönen Stadt! Die Todtenstille des Grabes brütete über rauchenden Trümmern, zerstümmelte Leichname lagen auf den Steinhaufen, die Menschen saßen noch in den Kellern, und mit Mühe nur fand Iffland den Weg zu der Wohnung seines Freundes Beck wieder auf. Er fand ihn und seine Familie gerettet; dann eilte er zu dem Freiherrn von Dalberg; auch dieser umarmte ihn mit Thränen der Freude über das Wiedersehn nach so schwerer, gefahrvoller Zeit. Er nennt diesen Tag den rührendsten, welchen er jemals erlebt habe. Das Schauspielhaus hatte durch das Bombardement nicht gelitten, und Iffland, immer nur für die Aufrechthaltung der Kunst besorgt, schlug dem Intendanten vor, das Theater wieder zu eröffnen, indem man die Decorationen und Garderobe des Opernhauses, welche nach Schwetzingen gerettet war, dazu gebrauchen könne. Der Freiherr von Dalberg war entgegengesetzter Meinung, indem er behauptete, man würde dadurch den Schmerz der Einwohner über die schweren Verluste, auf eine beleidigende Art stören. Er mogte hierin wohl Recht haben, wenn auch Iffland bemerkbar machte, daß das östreichische Hauptquartier nach Mannheim komme, und der Offizier das Theater liebe. — Wenige Tage nach der Einnahme von Mannheim wurde der Freiherr von Dalberg nach München berufen, und übertrug die ganze Verwaltung des Theaters an Iffland, mit den Worten: „Vollmacht und Instruction kann ich Ihnen nicht geben. Handeln Sie nach Ueberzeugung und Gewissen. Adieu.“ Damit entließ er Iffland und reisete, wahr-

scheinlich von neuen Ansichten ergriffen, noch in derselben Nacht ab.

Iffland war in einer neuen, eigentlich ihm ganz fremden Lage, in der gefahrvollsten Zeit ihm anvertraut. Das Mißliche seines Verhältnisses fand sich bald. Die östreichische Besatzung verlangte die Eröffnung des Theaters, und Iffland mußte solche bewirken, obschon die besten Decorationen verbrannt, die mehresten Schauspieler krank oder ausgewandert waren, und dazu kam, daß die östreichische Besatzung für das Militair ein geringes Abonnement, und die große Loge für den Stab verlangte. Wohl oder übel mußte dies gewährt werden; eine Festlichkeit, ein schmeichelndes Gelegenheitsstück bei der Wiedereröffnung erwarteten die Eroberer auch; allein Iffland, mit Trauer befangen, dachte nicht daran, diesen allzu übermüthigen Söhnen des Mars eine schmeichelnde Huldigung zu bringen, von welcher die unglücklichen Einwohner Mannheim's nimmer hätten ergriffen werden können. — Auf ihm allein lag die ganze Last der mißlichen Erhaltung des Theaters; von allen Seiten wurde er bestürmt, und dazu kamen noch die unerträglichen Einquartierungen in seinem Hause. Außerdem aber, was ihn am mehrsten schmerzte, wollte man dicht unter seinem Lieblingsaufenthalt in dem Landhause, wozu ein Theil seines Gartens noch hergegeben werden sollte, die Beerdigungsstätte für diejenigen, welche in dem großen Lazareth, meist durch Vernachlässigung, gestorben waren, anlegen, und die Zahl dieser menschlichen Leichname mehrte sich jetzt von Tage zu Tage. — Er sagt hierüber selbst: „ich erinnere mich nicht, jemals in meinem Leben so angespannt und verbraucht worden zu seyn.

Bald war ich auf den Proben; bald wurde ich abgerufen wegen einzelner Begehren des Militairs, wegen Einquartierung in mein Haus, in meinen Garten.“

Dazu kam nun noch, daß ihm der Freiherr von Dalberg von München aus schrieb, es sei für das Theater nun Alles verloren, und an seinen Bestand nicht zu denken. Nichts desto weniger versuchte Iffland in der Art von Selbstständigkeit, wo er sich jetzt hier auf dieser Stelle befand, alles zu thun, was dem Theater eine Erhaltung in den Stürmen des Krieges geben könne, und sein Beginnen glückte ihm. Die Theaterkasse hatte sogar Ueberschuß, denn das Haus war, da in Mannheim jetzt alles zusammenströmte, was zu der östreichischen Rheinarmee gehörte, beständig gedrängt voll. Mit der größten Kraftanstrengung war Iffland unermüdet beschäftigt. Endlich kam der ehemalige Intendant, Freiherr von Dalberg, nach Mannheim zurück. Er empfing Iffland sehr kalt, machte ihm über alle Anordnungen bittere Vorwürfe, ohnerachtet er ihm doch keine Instructionen zurückgelassen, und das Theater von neuem, unter Ifflands unmittelbarer Leitung, sich belebt hatte, und sie schieden nicht in den besten Vernehmen von einander. Iffland fühlte sich gekränkt und mußte sich gekränkt fühlen.

Unzufrieden, durch ein unwürdiges Betragen gegen ihn im höchsten Grade gereizt, ging Iffland im Frühjahr 1796 nach Weimar, um dort Gastrollen zu geben, und hier wurde er mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der nach den Ermüdungen und Kränkungen, die er erlitten hatte, ihm neue Lust zu der Kunst gab. Hier in Weimar, dem schon angeführten neuen Athen, lebte auch Iffland von neuem auf, und nur in einem

solchen Ort konnte er den Vorsatz, in Mannheim seine Tage beschließen zu wollen, schwinden lassen. Was er desfalls an den Freiherrn von Dalberg, von Weimar ab, schrieb, wurde kalt, sogar hart beantwortet, und bei seiner Rückkehr nach Mannheim wurde Iffland nur höfisch, nicht herzlich, wie sonst, von dem Intendanten empfangen. Das kränkte ihn, das mußte ihn kränken. Sechzehn schöne Jahre seines blühenden Künstlerlebens, hatte er der Bühne von Mannheim geopfert, und Indignation war sein Lohn! —

Am 19ten May desselben Jahres, vermählte er sich mit seiner Gattin, von der er selbst sagt, daß sie das Glück seines Herzens auf Lebenszeit gemacht habe. Wie sehr die Mitglieder des Theaters auch an Iffland's Persönlichkeit Theil nahmen, beweiset der Umstand, daß sie diese Gelegenheit seiner Verbindung benutzten, ihn eines Abends durch Erleuchtung seines Gartens und ein ländliches Fest zu überraschen.

Der Waffenstillstand war aufgehoben, der Feldzug in Italien lief unglücklich für die Oestreicher ab, jeder Besonnene konnte es begreifen, daß die Franzosen bald diesseits des Rheins sich wieder verbreiten würden. Dies geschah; sie gingen bei Kehl über den Rhein, und Iffland, welcher den letzten Augenblick der herandringenden Gefahr erst abwarten wollte, gab eben in dem Schauspiel „die Geschwister vom Lande," den alten Baron, als ihm während des Spiels, durch einen kaiserlichen Officier, die Nachricht wurde, er solle lieber heute noch, morgen aber unbedingt, flüchten; die Straße über Marburg und Fulda sei nicht mehr zu passiren; nur über Würzburg wäre der Weg noch offen. — Diese war die letzte Vorstellung, welche Iffland in

Mannheim gab. An demselben Abend ging er noch zu dem Freiherrn von Dalberg, erhielt nur gegen Ausstellung eines Reverses, dahin, daß er, wenn die Gefahr vorüber sey, zurückkehren wolle, Urlaub und die Gage für zwei Monat, worauf er denn am folgenden Morgen, wo er mit vieler Mühe noch ein Fuhrwerk bekam, zum zweitenmal Mannheim verließ. Seine sämmtlichen, sehr bedeutenden Effecten ließ er zurück. Mit vieler Mühe gewann er durch die Schaar der Flüchtigen den Weg nach seinem Vaterlande, blieb mehrere Monate in Hannover, von wo ab er nach Hamburg reisete, der Einladung Schröders zu Folge dort Gastrollen zu geben. Hier fand ihn wieder eine neue Einladung, nach Berlin zu kommen; zu Ende Octobers ging er dorthin, und König Friedrich Wilhelm II. übergab ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Regie des Berliner Nationaltheaters. Durch die vielen Verluste in Mannheim waren Iffland's Umstände etwas zerrüttet. Mit königlicher Großmuth ließ Friedrich Wilhelm die Schulden des Künstlers, an welchem die Berliner Bühne einen großen Gewinn gemacht hatte, bezahlen, und wie richtig der König den innern Mechanismus des Theaterwesens zu beurtheilen wußte, geht daraus hervor, daß er Iffland in Potsdam, wo dieser ihm aufwartete, sagte: „hüten Sie sich für einseitige Rollenvertheilung, lassen Sie jeden vorwärts gehen. Ich hätte gern, daß auch das letzte Mitglied am Theater zu Zeiten bemerkt würde. Die Direction thue auch etwas um seinetwillen.“ —

Somit war denn Iffland seinem Mannheim entnommen, und in Berlin eine Zierde des Theaters geworden, zu einer Zeit, wo die Prachtliebe nicht sowohl,

als der feine Kunstsinn König Friedrich Wilhelm des Zweiten, dem preußischen Hofe und der Hauptstadt den Glanz der neuern Zeit zu geben strebte. — Man hat Iffland Vorwürfe darüber machen wollen, daß er sein Versprechen, nach Mannheim zurück zu kehren, nicht erfüllt habe. Er rechtfertigt sich selbst darüber, *) und es gehört nicht zu dem Zweck dieser Darstellung, jene Verhandlungen, jene Auseinandersetzung hier weiter anzuführen.

In Berlin öffnete sich für Iffland eine ganz neue Bahn, ganz neue Ansichten. Durch eine Treue und einen Eifer, dem auch Ifflands Feinde nicht sowohl, als seine Neider Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, hat er in Zeiten des Glanzes und in schweren Zeiten bei Leitung des Berliner Theaters die Wahl gerechtfertigt, welche auf ihn gefallen war, und er erhob die Berliner Bühne zu einer Höhe, auf welcher sie vorhin noch nie gestanden hatte. — Er war anfangs sehr natürlich der Liebling des ganzen Publici, ohne daß er marktschreierisch um dessen Gunst gebuhlt hätte; gegen jedes Große erhebt sich aber bald eine kleine Parthei, oft groß im Kleinen, und der dramatische Künstler, welcher unmittelbar der öffentlichen Meinung sich hingiebt, kann um so weniger dieser Gegenparthei entgehen, je wichtiger er wird. Mit einer Ruhe, welche bereits Gewöhnung, das Resultat seines Nachdenkens über die

*) Siehe Ifflands dramatische Werke, 1ster Bnd. Leipzig 1798. Seite 288. ꝛc. Ueberhaupt konnte der Biograph bis hieher wohl aus keiner ächtern Quelle schöpfen, als wenn er Ifflands Auto-Biographie benutzte.

Verhältnisse der Menschen geworden zu sein schien, ließ Iffland diese Parthei ganz unbeachtet. Nie that er etwas, ihr entgegen wirken zu wollen. Dadurch bewährt sich der hochherzige Mann, der große Geist.

In glücklichem Verhältniß lebte er für die Kunst in Berlin eine geraume Zeit. Er machte unterdeß jährlich, was nach dem, von ihm abgeschlossenen Kontract ihm zugesichert war, jährlich eine Reise, und überall, wo er auf diesen Reisen öffentlich sich zeigte, nahm er den ungetheilten Beifall eines großen Publici mit sich. Um so angenehmer wurde ihm sein Aufenthalt in Berlin, da er hier viele Kunstliebe, Kunstfreunde fand, und da von Seiten der Intendanten keine Anmaßungen geschahen, welche mit seinen Meinungen über die Kunst, mit seinen Zwecken und Anordnungen in Widerspruch gestanden hätten. Doch, auch in Berlin sollte er keine dauernde Ruhe finden. — Die, den preußischen Staat erschütternde Katastrophe von 1806 erschien, und bald nach der vernichtenden Jenaer Schlacht rückten französische Truppen, denen Iffland früherhin von Mannheim ab in Berlin hatte entfliehen wollen, auch in dieser Residenz des Hauses der Hohenzollern ein. Sein Schmerz, seine Anstrengung in dieser fluchbeladnen Zeit, ist nicht zu berechnen. Er wünschte sehnlichst, das Nationaltheater der Hauptstadt der Brennen erhalten zu können, und doch fielen jetzt die Unterstützungen der Regierung weg, von den niedergeschlagenen Einwohnern Berlins wurde es wenig besucht, und die Franzosen machten unverschämte Anforderungen. „Das alles“ sagte er einst im Kreise vertrauter Freunde, „würde mich nicht ganz niederschlagen. Eines nur ist es, was mich oft mit einem grausigen Schaudern überfällt, wenn ich auf

die Bühne trete, nämlich, daß ich die Königliche Loge mit Franzosen, und mitunter mit Menschen besetzt sehen muß, die vielleicht früherhin bei einem Theater auf den Boulevards Portiers waren!“

Sehr richtig sagt ein schätzenswerther Mann von Iffland *) in dieser Hinsicht: — seine Verdienstlichkeit um das Theater, in jener unglücklichen Epoche, ist von Wenigen gekannt, von noch Wenigern erkannt worden. Der Erhaltung des Theaters gab er sich ganz hin, und opferte derselben Gesundheit und Kraft auf. —

Die Willkühr der französischen Gewalten über das Berliner Theater ging weit. Große, vaterländische Stücke durften gar nicht gegeben werden; kleine Lustspiele und Operetten wurden stets verlangt, und Ballets sollten auch nicht fehlen, ohnerachtet nach Ifflands Sinn das Theater hierzu gar nicht eingerichtet war, alle Kostspieligkeiten auch vermieden werden mußten. Wie mühselig es ihm nun wurde, hier den Vermittler zwischen beiden Theilen zu machen, ohne dabei eine zu beleidigen, das läßt sich leicht denken; denn wenn er zu sehr der Willkühr der Franzosen nachgegeben hätte, so beleidigte er dadurch ein sehr patriotisches Publikum, welches, wie in allen Residenzen, seine oft allzulauten Wortführer hat, und gab er nicht nach, so wurde die Drohung in Erfüllung gesetzt, daß französische Schauspieler von Paris kommen sollten, wodurch denn das Berliner Nationaltheater auf einmal zersprengt gewesen

*) Der Geheimerath und Leibarzt Dr. Formey, in Ifflands Krankheitsgeschichte. Berlin, 1814. Seite 10.

wär. So viel er es vermogte, hielt er der französischen Ungezogenheit, in einer alten, Königlichen Residenz, in seinem Wirkungskreise das Widerspiel, und er trug durch die feine und kluge Auswahl der Stücke, so sehr solche auch beschränkt war, nicht wenig dazu bei, den Muth der Einwohner der Residenz aufrecht zu erhalten. Ein gutes Schauspiel kann so gut trösten, wie eine Kanzelrede. —

Einige Male war er in dringender Gefahr, von den französischen Behörden, die damals in Berlin walteten, festgesetzt, und vielleicht nach Frankreich geschleppt zu werden. Einige Stücke, welche er angewiesen wurde, auf das Theater zu bringen, verweigerte er nämlich um deswillen zu geben, weil sie dem deutschen Sinn entgegen waren und, französischen Ursprungs, die Deutschheit lächerlich machen sollten, und bei einem kleinen Lustspiel in einem Act, verweigerte er die Annahme um deswillen, weil, wie er sagte, der Verfasser zwar der Sprache nach ein Deutscher sey, übrigens aber eine zu schlechte Rolle in Deutschland spiele, als daß man von ihm etwas auf die Bühne bringen könne. — Oft war mit vieler Mühe ein neues Schauspiel einstudiert, und dann wurde es von den französischen Machthabern entweder ganz verworfen, oder es wurden Abänderungen verlangt, welche die bisherige Mühe nutzlos machten.

Iffland, welcher unter die unglücklichen Menschen gehörte, die bei allzu vollem Herzen in ihrem Leben immer verkannt werden, wurde in dieser Zeit auch noch von seinen persönlichen Feinden gequält. Oefters erhielt er, gerade wenn er auftreten wollte, anonyme Briefe, die ihn kränken sollten, kränken mußten; niemals litt

aber sein Spiel darunter. Er beobachtete auch hier, was er sehr richtig über dramatische Darstellung sagt: „der Schauspieler muß keine Laune mit auf das Theater bringen; er muß in diesem Augenblick nur berechnen, wie und wohin die Gefühle des Zuhörers zu richten sind.“ — — Die französischen Behörden begehrten, die kleinen Lustspiele Picards und andere in Berlin zu sehen. Unermüdlich, wie Iffland war, dictirte er, wenn er spät am Abend auf seinem Landhause im Thiergarten ankam, die deutsche Uebersetzung einem Schreiber in die Feder, und in drei Nächten war gewöhnlich eine solche Uebersetzung vollendet, um schnell einstudiert und auf die Bühne gebracht zu werden.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., schätzte auch Iffland's hier angedeutete und nicht angedeutete Verdienste, seine wahre deutsche Treue so sehr, daß er ihm, als der Monarch lange nach Abschluß des Tilsiter Friedens, in seine Residenz zurückkehrte, den rothen Adlerorden dritter Klasse, verlieh, — — eine Auszeichnung, deren sich vielleicht noch nie hat ein Schauspieler rühmen können, eine Auszeichnung, welche auf der einen Seite es zeigt, wie sehr der König Friedrich Wilhelm wahres Verdienst, überall wo er es findet, zu schätzen weiß, und welche auf der andern Seite Iffland den vieljährigen Wunsch erreichen ließ, das allgemeine, veraltete Vorurtheil gegen den Stand der Schauspieler, durch das öffentliche Anerkenntniß eines großen Monarchen gehoben zu sehen.

Iffland's Kraftanstrengung war zu groß gewesen, sein Körper, äußerlich stark, war erschöpft, und der Geist mußte zuletzt ermüden. — Im Herbst 1811 reiste er nach Breslau, wo er mit einer Künstlerlaune spielte,

die das ganze Publikum entzückte. Hier aber strengte er sich auch zu sehr an, und bewies es, daß der Kunstmensch bei ihm Gewalt über den Naturmenschen hatte; denn so schön, so launig er dort spielte, wodurch er alle Zuhörer in eine seelenvolle oder muntere Stimmung hinriß, so schrieb er doch unter dem 9ten August aus Breslau: „mögte ich doch die tiefe Schwermuth aus meiner Seele nehmen können, davon ich ganz erfüllt bin! Es ist nicht Lebensüberdruß, aber voller Ueberdruß am Lebensverkehr. Ich bedarf nicht zu beten: Schaff' in mir Gott ein reines Herz! — wohl aber — Schaff' in mir Gott ein frohes Herz!"

Ueber die bedungene Zeit blieb er noch einige Tage in Breslau, um auf dringendes Begehren noch einige Rollen zu geben, und dann eilte er, pünctlich in Erfüllung seiner Versprechungen, nach Frankfurt a. M., und reisete Tag und Nacht, obschon er bereits Blut auswarf. Seine Gattin, die ihn begleitete, der Arzt und viele andere riethen ihm in Frankfurt ab, aufzutreten, aber er lies sich nicht zurückhalten, dem überfüllten Hause eine hinreißend schöne Vorstellung zu geben, und nun reisete er, erschöpft von dem Spiel, dennoch am folgenden Morgen nach Darmstadt, um am Abend dort aufzutreten. Er schreibt in dieser Hinsicht selbst in einem Brief von Frankfurt d. 5ten September: „der Kopfcatharr stehet noch, und die Brust ist leidlich, das Ganze ohne Fieber. Im Spiel vermeide ich möglichst Anstrengung, außerdem bin ich matt, pflege treue Diät und Ruhe. Gestern Abend waren seit dem 4ten August zwanzig Rollen gespielt, und 140 Meilen ge-

reiſet. *) Mich beſiegen die gewaltigen Stunden, und der innere Haushalt meiner kindlichen Seele iſt ſo treu und wahr, als der Weltlauf verkrüppelt iſt, und weil er eben das iſt, bedarf es einer beſchränkten Führung, an die ich ſtets gewöhnt werden muß.“

Von hier ab ging er auf Mannheim, und ſchwelgend in den bitter-ſüßen Erinnerungen an die Vergangenheit, trat er noch in einigen Rollen auf, nahm Abſchied von ſeinen dortigen Freunden, wie er zu fühlen ſchien, für immer, und über Braunſchweig, wo er auch die Erwartungen des Publici durch ſein Spiel weit übertroffen hatte, kehrte er, ſehr erſchöpft und ermüdet, nach Berlin zurück. — Ein Fußſchaden hielt ihn einige Wochen an das Zimmer gefeſſelt; kaum konnte er aber wieder gehen, ſo drängte er ſich wieder zu ſeiner alten Geſchäftigkeit, und die dringendſten Vorſtellungen ſeines Arztes konnten ihn nicht zurückhalten. Er war zu ſehr mit Leib und Seele für die Bühne eingenommen.

Im October 1812 gab er zum letzten Mal die Rolle des „armen Poeten“ mit ungemein vieler Laune. Dann reiſete er, einer erhaltenen Einladung zufolge, nach Carlsruhe, wo ihm, da ſein Spiel bezauberte, ſehr ehrenvolle Anträge, um dort zu bleiben, gemacht wurden; allein er hatte bereits eine zu große Vorliebe für Preußen bekommen, als daß er ſein Engagement in

---

*) Da kann man denn wohl nicht ſagen, daß Iffland der Ruhe pflegte. Denn wenn man zu dem Spielen der Rollen auch noch mindeſtens zwei Proben rechnet, ſo blieb ihm doch herzlich wenig Zeit zur Ruhe übrig.

Berlin hätte aufgeben können, obgleich er mit der Meinung und dem Urtheil der Berliner nicht ganz zufrieden war. Er schreibt darüber: „aber, daß ich gar keinen Sinn mehr für mein dortiges Geschäft habe, das thut mir weh. Zur Pflicht wird das Pflichtgefühl mich bewegen, das ist aber auch alles; dieses Geschäft aber will mehr als Pflicht. Was Berlin mit dem Theater geworden ist, ward es, weil ich mehr als Pflicht gethan.“

Krank kehrte er nach Berlin zurück, und betrat demohnerachtet, im Januar 1813, wieder die Bühne. Der Krieg brach aus, und Berlin wurde von Franzosen bedrohet. Scherzend betrachtete Iffland seine geschwollnen Füße, er wußte sehr gut, daß dies ein Vorbote des Todes sey, aber dennoch machte er sich auf, und ging über Breslau nach dem paradiesisch gelegnen Bade Rheinerz, wo die Molkenkur über alle Erwartung gut ihm bekam, so, daß er dort die Berge wieder besteigen konnte. Sein innerer Sinn wurde wieder heiterer, und häufig wohnte er hier dem katholischen Gottesdienst bei, dessen Feierlichkeit er immer liebte. Wie neugeboren kam er nach Berlin zurück, und gab mehrere angreifende Rollen, z. B. einen „Wilhelm Tell,“ mit jugendlichem Feuer. Er nahm sich zwar vor, nicht mit der Anstrengung der frühern Zeit zu arbeiten, und nur zwei Mal in der Woche aufzutreten, allein der Eifer für das Theater ließ ihn immer wieder seine eignen Gesundheitsumstände vernachlässigen. Zuletzt trat er am 5ten December als Martin Luther in dem Wernerschen Drama: „die Weihe der Kraft,“ auf; eine Rolle, die er besonders lieb gewonnen hatte, und von welcher er jetzt gestand, daß sie heute sehr sein ganzes Gemüth

angegriffen habe. Er mußte sich von dem Theaterwesen, seiner zunehmenden Kränklichkeit wegen, zurück ziehn, und, um noch bei guter Zeit sein Haus zu bestellen, so verkaufte er sein, ihm so werthes Landhaus im Thiergarten, zog in die Stadt und bestellte sein Haus. Bis zu dem letzten Augenblick der Lebensbewegung thätig, schrieb er noch bei der Rückkehr der Königlichen Familie das kleine Stück: „Liebe und Wille,“ und einen Prolog bei der Ankunft der Kaiserin von Rußland in Berlin. Sie erschien im Schauspiel, und er ließ es sich nicht nehmen, noch einmal, wenn auch nur im Hintergrund, als eine hohe Gestalt aus der Ferne der Ewigkeit, hier zu erscheinen. Es war dies am 23sten Januar 1814.

Liebe zum Leben bestimmte ihn, noch einmal die Reise nach dem Bade von Rheinerz zu unternehmen, allein diesesmal bekam ihm die Cur nicht, und ganz abgemattet und krank traf er in Berlin wieder ein. — Der König von Preußen hatte ein wohlgetroffenes Bild Iffland's, von Graff gemalt, für die Gallerie gekauft. Iffland hörte dies, und schrieb ganz kurz vor seinem Ende, am 15ten September 1814, an den König: „Ew. Majestät hohe Gnade für mich, ist mir durch den Königlichen Staatskanzler angezeigt worden. Was kann ich, Unverdienter, sagen, als was ich in jeder Beziehung mit unnennbarem Gefühl sage: Gott erhalte den König! — Meine Abbildung in Ew. Majestät Besitz, weiset den Ehrenplatz mir an nach diesem Leben. — Ew. Maj. huldreicher Antheil belebt meine Kräfte dahin, daß, wenn ich auch nie das Ganze aus Sorge und Auge gelassen, ich doch nunmehro nach und nach das ganze innere Geschäft wieder übernehmen kann. — Gott

gebe mir Kräfte, um sie dem Dienste meines geliebten Herrn ferner widmen, und an seiner Heldenbahn mich erheben zu können.“ Noch blühte ihm also die Hoffnung des Lebens, und zwei Tage vor seinem Tode schrieb er an seine Schwester, vereheligte Eisendecher in Hannover, am Schluß eines sehr herzlichen Briefes: „sey versichert, daß die Rückerinnerungen zu meinem süßesten Lebensgenuß gehören, und daß sie es sind, die mich über manche schlaflose Nacht, sogar angenehm weggebracht haben. Die Liebe für Dich ist der Geist in meinem Leben, und mein Leben wärmt und nährt sich an dieser Flamme. Welch' einen Genuß werd' ich haben, wenn ich, wie ich es doch im kommenden Jahre mit Zuversicht hoffe, da ich es in diesem schon so gewiß wollte, auf 14 ruhige Tage zu Dir gehen kann. Der Himmel erhalte Dich, und füge alle Dinge, wie sie Deinem Herzen lieb sind.“

Am 21sten September, Vormittags, machte Iffland bei dem schönen Herbstwetter, mit Vergünstigung des Arztes, noch eine Spatzierfahrt nach Charlottenburg, frühstückte dort ein wenig, dictirte, als er heimkehrte, noch Briefe, und eine heitere Ruhe verbreitete sich über seinem ganzen Wesen. Am Abend aber überfiel ihn eine drückende Angst, und nirgends konnte er Ruhe finden. Er ließ sich von einem Stuhl zum andern tragen, und des Morgens gegen fünf Uhr begehrte er, in die eine Ecke des Sopha's gesetzt zu werden. Es geschah, und sein Secretair, Maurer, ein Mann, der bis auf den letzten Augenblick mit großer Treue und Anhänglichkeit bei Iffland blieb, setzte sich in die andere Ecke des Sopha's. Der Bediente ging in das Vorzimmer. Der Bediente schlief ein, und

auch Maurer verfiel, ermüdet von den Beunruhigungen der letzten Tage, in einen kurzen Schlaf. Nach einer Stunde erwachte er wieder, und freute sich, Iffland, der in der ruhigsten Stellung den Kopf auf den Arm gestützt hatte, schlafend zu finden. Doch, er hörte keinen Athemzug, er trat näher — Iffland's Seele war hinüber gegangen zu den Räumen des ewigen Lichtes. Sanft wehete der Todesengel ihn an, denn keine Verzerrung war in seinen Zügen, kein Schweiß auf seiner Stirn, kein Zeichen des Todeskampfes entstellte ihn. Ruhig lag seine irdische Hülle da.

In feierlichem Pomp wurde sein Leichnam zur Gruft gebracht. Das ganze Personale des Theaters folgte dem Sarge, und dieses Trauergepränge war von größerer Bedeutung, als es manchem erschien. Nicht leicht wird das Berliner Theater die Stelle Iffland's, dieses Mannes, welcher der Stolz einer jeden Bühne sein mußte, ersetzt sehen, und erst jetzt, wo er hinüber geschlummert ist, erkennt man mit voller Wahrheit in den Folgen, was er der Bühne und der Leitung des Theaterwesens war. — Ueber die Krankheit selbst, die ihn zum Tode führte, sind sehr abgeschmackte Gerüchte verbreitet. Er sollte, so heißt es unter andern, an der schweren, schmutzigen Krankheit gestorben sein, an welcher König Philipp der Zweite von Spanien, Süllly und andere abgeschieden sein sollen, und an welcher wahrscheinlich auch der biblische Lazarus litt; allein die Angabe Formey's, der bei der Section zugegen war, beweiset das Lügenhafte jener abentheuerlichen Angaben, und als historisch richtig und wahr ist es anzunehmen, daß die Krankheit „Wassersucht" hier einem sehr angestrengten, wirksamen Leben allzu früh ein Ende machte.

Friede sey mit seiner Asche! Einflußreich war Iffland in aller Hinsicht für die Ehrenrettung der dramatischen Kunst, und ein jedes gebildete Theater Deutschlands sollte eigentlich seine Büste kränzen.

Diese Biographie Iffland's ist mit den Worten eröffnet, er sey als Mensch, als Theaterdichter und als darstellender Künstler von der größten Bedeutung gewesen. Hierüber nähere Aufschlüsse zu geben, wird nothwendig sein.

Iffland als Mensch ist sehr oft befeindet und verleumdet, weil der Neid nun einmal in der menschlichen Natur liegt, und er, welcher seinen geraden Gang ging, machte keinen Gebrauch von den Schleifwegen, von den kleinen Mitteln, wodurch man der Verleumdung entgegen wirken kann. Er war zu sehr Kosmopolit, er hatte zu hohe Ansichten von der Kunst, und ein zu feines Gefühl, als daß er — was an sich das wirksamste Mittel ist — durch größere Gemeinheit die Verunglimpfungen gemeiner Menschen hätte niederschlagen sollen. In stiller Ruhe, so sehr auch oft die falsche Meinung ihn, der durch die öffentliche Darstellung von der allgemeinen Meinung gewissermaßen abhängig war, kränkte, ging er den geraden, rechten Weg, und mit einer Ruhe, welche wohl nur Ruhe zu sein schien, sagte er einige Male: „dem Künstler kann

die Verleumdung nicht schaden, da er im Bündniß mit der siegenden Wahrheit ist, und darum greifen die Muthwilligen nur den Menschen in mir an. Mögen sie es! Ich fühle mich rein, und kann Rechenschaft geben von meinem Thun.“

So beschuldigte man ihn z. B., daß er die Griechheit allzu sehr liebe, daß er übertrieben stolz und anmaßend sei, daß er verschwende, stark trinke, und dergleichen mehr. Alle diese Beschuldigungen sind falsch, grundfalsch. Er war eigentlich allerdings kein Freund des weiblichen Geschlechts, und die Verbindung mit seiner Gattin war mehr ein Bündniß der Freundschaft, als das einer wilden Liebesglut; allein er achtete und ehrte diese Gattin bis an sein Ende vor allen Frauen, behandelte sie mit der feinsten Schonung, und wenn er an andern Frauen keinen Gefallen fand, mußte er darum unnatürlichen Genüssen sich hingeben? Je größer ein Mann ist, je rauschender der Beifall, und je mehr Mitbewerber um gleichen Beifall er hat, desto mehr befeindende Stimmen gegen ihn finden sich auch, und zwar um so mehrere, wenn er, seiner Würde, seines Werthes sich bewußt, nicht auf offnem Markt durch Mittel der Nichtswürdigkeit um die Gunst der Menge buhlt. So ging es Iffland. Jene unwürdige Beschuldigung, gegen welche eine Vertheidigung gar nicht statt findet, ging von seinen Feinden, deren er in seinem Verhältniß sehr viele haben mußte, aus, und weil man es nicht begreifen konnte, daß er, ganz wider die Regel des Standes, in welchem er lebte, so kalt gegen das weibliche Geschlecht war. — Stolz und anmaßend schien er manchem zu sein, das ist wahr; allein er schien es auch nur. Viele andere würden, so em-

porgehoben, geachtet und bewundert, als Iffland es war, einen unerträglichen Hochmuth bekommen haben; er aber war nicht einmal eitel. Was manche bei ihm Stolz nannten, war die Kenntniß seines Werthes, und die Darstellung, welche er im Weltverhältniß seinem Stande zu geben wünschte. Er wollte diesen Stand herausgerissen sehen aus der Verachtung, welche ihn früherhin noch drückte, und Iffland hat nicht Weniges durch sein ernstes Benehmen, durch sein Entfernen von allen wilden Lustbarkeiten dazu beigetragen, diesem schönen Zweck näher zu kommen. Anmaßend war er aber gewiß nicht. Er, als Director der Bühne in Mannheim, und dann in Berlin, hat für sich sehr häufig nicht die glänzenden, sondern die schweren Rollen, in welchen hunderte der Zuschauer die große Kunst des Spielers nicht finden, ausgewählt, und man hat ihn sehr oft die kleinsten, unbedeutendsten Rollen geben gesehn; ja, er war sogar häufig unter den Statisten zu finden. Oftmals hat er auf seinen Künstlerreisen gesagt, wie es ihm unerträglich sei, von der andringenden Menge etwa nach der Vorstellung sich begaffen lassen zu müssen, und auf seiner Durchreise durch Magdeburg war er einst sehr unzufrieden darüber, daß um seinetwillen die Preise der Plätze erhöhet waren. Daß er übrigens aber als Director gegen viele Mitglieder des Theaters ein kaltes, gebietendes Wesen annahm, das erforderte die Klugheit, da ohne dem die thorhaften Ansprüche mancher Subjecte nicht zu beschwichtigen gewesen sein würden.

Daß Iffland Verschwender gewesen sei, auch diese Beschuldigung ist falsch. So einfach er selbst ging, so liebte er aber einen stillen, äußern Glanz um sich her,

und seine Haushaltung war die eines wohlhabenden Weltmannes. Von den reichen Einnahmen, die er in der letzten Periode seines Lebens hatte, that er viel Gutes. Ueberhaupt war ihm das Geld nicht Zweck, sondern Mittel; er achtete es um so weniger, je leichter er es mitunter erwarb. Die Kunst zu einem wucherlichen Geschäft machen zu wollen, der Gedanke empörte ihn, und noch in spätern Jahren sagte er häufig: „daß Beil, Beck und ich nicht als reiche Leute sterben würden, davon waren wir alle drei überzeugt; einen reichen Künstler kenne ich nicht; um der Kunst willen muß man leben, und da stirbt man denn auch am glücklichsten.“ — Besonders wandte er viel an durchreisende Schauspieler, denen er keine Gastrollen geben mogte, und an die Wittwen und Kinder derer, welche mit ihm in theatralischer Verbindung gestanden hatten; sein Name durfte aber dabei nie in Erwähnung gebracht werden. — Auch in seinem Hause war er einfach und mäßig; eben so wenig hatte er auf dem Theater eine übertriebne Prachtliebe. Seine Kleidung war stets so einfach als möglich, eben so wie sein Spiel.

Wer Iffland beschuldigt, daß er die Flasche geliebt habe, der hat ihn wohl nie näher gekannt, und das gutmüthige Publikum hat dergleichen nur geglaubt, weil man viele Beispiele der Art bei den darstellenden Künstlern antreffen. Iffland aber bedurfte keiner fremdartigen Anspannung, keines falschen Stoffes; in ihm selbst strömte der reine Quell in fluthender Bewegung, und es ist uns kein Beispiel bekannt, wo er auch in dieser Hinsicht unmäßig gewesen wär.

Iffland war eigentlich ein Schwärmer, und zwar ein nicht beneidenswerther Schwärmer. So sehr die

Menge ihn verherrlichte, so einsam fühlte er sich, bis an sein Ende, und wär' er nicht durch die Leidenschaftlichkeit jugendlicher Aufwallung in das Schauspielerleben gerissen, er würde vielleicht nach der düstern Grundlage seines Gemüths, ein Menschenfeind geworden sein, so innig und herzlich er auch eigentlich immer die Menschen, die ihn oft sehr gekränkt haben, liebte. Seit er sich dem Schauspielerleben gewidmet hatte, war er in sehr entferntem Verhältniß mit seinem väterlichen Hause, und, mogte er späterhin auch fröhlich gestimmt sein, so ergriff ihn gleich ein düsteres Wesen, wenn er an seine Jugend, an die Entwicklungsperiode des Künstlers erinnert wurde. Er liebte die Einsamkeit und die Natur. Sein Theaterleben band ihn zwar an große Städte, aber sogleich suchte er dann auch in den Umgebungen der Stadt, auf dem Lande, sich anzusiedeln. Das Geräusch der Großstädter war ihm unerträglich. Eben so war er ein Feind großer Gesellschaften. Sehr natürlich bemühte man sich, Iffland, wo er erschien, in die glänzendsten Zirkel der Stadt zu ziehn. Er vermied es, wo er konnte, und mußte er, der Convenienz wegen, sich beäugeln lassen, so war er still und einsylbig. In dem Kreise weniger Bekannten konnte er sehr fröhlich sein, und der Humor war dann für ihn sowohl, als für andere, ein hoher Genuß. War aber in einem solchen Kreise nur eine einzige fremde, ihm noch unbekannte Person, dann blieb er in der Regel bis zu Ende einsylbig. Eine vorherrschende Neigung, ein unterhaltendes Spielwerk hatte er durchaus nicht, und diese Seelenstimmung war es vielleicht, welche ihm das Leben, während der Nymbus des rauschendsten Beifalls ihn erhob, sehr langweilig machte. Sein

regsamer Geist hatte in dem Practischen der theatralischen Kunst einen würdigen Gegenstand der Beschäftigung gesucht, und er scheiterte an dem gemeinen Wesen der Theaterkabale. Iffland würde, wie er zuletzt selbst sagte, sehr glücklich gelebt haben, wenn er nie mit der Regie eines Theaters sich abgegeben, und diese vielmehr gröbern Menschen, als er sein könne, überlassen hätte. — Nicht leicht ist übrigens ein Schauspieler von so großem Ruf wohl ein so besonnener, sanftfühlender, nüchterner, moralisch-guter Mensch geblieben, als Iffland, und durch sein Beispiel hat er dem Stande eine nicht genug zu rühmende Ehrenrettung gegeben.

Betrachten wir Iffland als Künstler, so verdient hier zunächst die Schilderung seiner Person in Erwägung gezogen zu werden, indem bei dem darstellenden Künstler das Aeußere von bedeutendem Einfluß ist, zum Genuß der Kunst einzuladen, und eine reine Harmonie zu geben. Iffland, der überall, wo er auftrat, das Publikum durch sein unnachahmliches, in die Seele dringendes Spiel hinreißen mußte, war mehr klein als groß, etwas stark gebaut, und übrigens sein Körper in Ebenmaaß; doch, wenn man ihn außer dem Theater sah, hätte man nicht glauben sollen, daß dieser der Mann sei, der die Helden der Geschichte, welche das Drama uns wieder vorführt, noch verschönerte. Er hatte dabei ein etwas breites, für die Perspective des Theaters gar nicht passendes Gesicht, und dazu kam eine flache, durchaus nicht volltönende Sprache, welcher wenig fehlte, daß man sie nicht hätte stammelnd nennen können. Durch Kunst hatte er den Triumph über die Natur davon getragen; er hat durch sein un-

ermüdetes Studium gezeigt, was der Mensch vermag, wenn er will. Was auf dem Theater gleich für ihn einnahm, war sein großes, ansprechendes, lebendiges Auge, und wenn der Fremde, der Iffland noch nie hatte auftreten sehen, auch in den ersten Minuten zweifelhaft darüber werden mußte, ob dieser denn auch der hochberühmte Künstler sey, so überzeugte er sich doch sehr bald davon, weil Iffland die seltene Kunst verstand, ganz anspruchslos, wie das Drama es erfordert, aufzutreten, und von Stufe zu Stufe mit dem Affect bis zu der Katastrophe zu steigen. Eben so, wie bei der Malerei der feine Künstler nie sein Gemälde im letzten Augenblick der Entwicklung darstellt, damit die Phantasie des Beschauers noch eine Beschäftigung erhalte, eben so wußte Iffland in der dramatischen Kunst sich so zu mäßigen, daß der Zuschauer nie eine Ueberladung bemerkte, und daher stets in der bezweckten Spannung blieb. — Diese Ruhe in seinem Spiel war nicht etwa Naturanlage, sondern das Resultat einer langen, schweren Uebung. Die erhöhete Natur wollte er in lichter Wahrheit dem Zuschauer durch sein Spiel zeigen, und er erreichte seinen Zweck. Fleck riß in Berlin durch seine Natur, durch das entschiedene Talent hin, Iffland durch die Kunst, und daher kamen beide auch, so lange sie zusammen lebten, in keine feindliche Berührung.

Iffland spielte immer leidenschaftlich gern. Die Stunden, wo er auf der Bühne auftrat, waren ihm die genußreichsten, und in spätern Jahren, wo die Düsterkeit seines ganzen Wesens immer mehr zunahm, war er heiterer und geselliger, wenn er eine Rolle gegeben hatte. Dazu kam nun ein überaus glückliches

und sehr geübtes Gedächtniß. Das ganze Stück, welches gegeben wurde, kannte er beinahe auswendig, half den Mitspielern ein, er selbst aber litt es nie, daß ihm souflirt werde. — Im Spiel selbst soll er mitunter persönliche Satyre auf das Theater gezogen haben. Man kann ihn nicht ganz davon frei sprechen, und dadurch hat er freilich sich Feinde zugezogen. So kam er z. B. auf einer theatralischen Reise, *) ehe er auf dem Theater selbst auftrat, Anstands halber in eine Mittagsgesellschaft, wo ein geldstolzer Banquier, der sich ganz dazu paßte, auf das Theater gebracht zu werden, das große Wort führte, Iffland übersah, und nebenbei mehrere Mal bei Tafel das Wort: „Komödianten" fallen ließ. Iffland schien das alles nicht zu bemerken, als er aber am folgenden Tage auftrat, und die Rolle des Amtmann Riemen in „der Aussteuer" gab, hatte er seinen Mann nicht allein in Kleidung, sondern in Sprache und Manier so glücklich kopiert, daß das ganze Publikum spöttelnd nach der Loge hinblickte, wo das Original saß. — Mitunter brachte er auf diese Art auch Personen hohen Ranges auf das Theater, und er machte sich dann oft selbst Vorwürfe darüber, daß er es gethan hatte. „Die Kunst leidet darunter," sagte er schon früherhin zu Beck, und nachher auch zu Fleck, „das ist auch nur eine unschuldige, kleine Bosheit von mir, aber auch die muß ich mir noch abgewöhnen." Hätte er in dieser Hinsicht seiner Naturanlage, seiner muthwilligen Laune mehr

*) Es würde ungeziemend sein, in einem historischen Journal hier die Stadt zu nennen, weil dann auch bald die Beziehung auf die Person gefunden werden würde.

Raum geben wollen, er würde in dem hochkomischen Fach, worin er besonders glänzte, eine furchtbare Geißel der Schwächen und Abgeschmacktheiten seiner nächsten Umgebungen gewesen sein, denn es bedurfte bei ihm nur des Umgangs von wenigen Stunden, um den Menschen in seiner ganzen Manier zu kennen, und diese glückliche Beobachtungs- und Auffassungsgabe gehört dazu, auf der Bühne, wie Iffland es that, die Einzelnheiten der Menschen in einer wahren Allgemeinheit wieder zu geben. — Nie setzte er in einer Rolle etwas zu, aber er spielte so ungezwungen natürlich, daß, besonders auf fremden Theatern, die Schauspieler, welche mit ihm auf der Bühne waren, öfters bei seinen hochkomischen Rollen selbst lachen mußten. Dann aber bedurfte es von ihm nur eines ernsthaften Blickes, welchen das Publikum nicht bemerkte, und die Ordnung war wieder hergestellt. Er selbst blieb immer kalt, besonnen und berechnet, er mogte nun den Bittermann in „Menschenhaß und Reue“, oder den „Wallenstein“ geben.

Von entschiedner, neuer Wirkung war Iffland als Director des Theaters. Nicht allein, daß er stets dahin zu wirken suchte, dem häuslichen Leben der Schauspieler mehr Würde zu geben, und einen bessern Esprit de corps, als das bisher der Fall gewesen war, unter die Gesellschaft zu bringen, so war er für die Darstellung auf der Bühne selbst auch eine ganz neue Erscheinung, schaffte den Kothurn ab, und führte, wie früher bemerkt worden, die Kunst zu der Natur zurück. Besonders war er sehr unterrichtend für die Schauspieler in alle dem, was Schicklichkeit auf dem Theater heißt, und die Manieren der feinen Welt kannte er so genau,

und gab sie so treu und richtig wieder, daß nicht allein der Schauspieler, sondern auch der Zuschauer sehr viel von ihm zulernen konnte. Ungemein viel hat er dadurch, ohne daß man selbst es weiß, und sich dessen deutlich bewußt ist, zu der feinern Haltung, Anmuth und Schicklichkeit der äußern Lebensbewegung in Mannheim sowohl, als in Berlin beigetragen. Den deutschen Hausvater und den Graf in „dem Puls" gab er in dieser Hinsicht meisterhaft fein, und eben so den Klingsberg Vater. — Ohne Original sein zu wollen, war er das größte Original, welches jemals die deutsche Bühne betreten hat. Das richtige Auffassen des Characters der Rolle, und die große Harmonie in seinem Spiel von Anfang bis zu Ende, hat niemand vor ihm erreicht. Zwar behaupten manche Kritiker, in tragischen Rollen habe er immer das Publikum kalt gelassen, weil er aus der Tiefe des Gemüths nicht habe schöpfen, weil er das Gefühl nicht habe wiedergeben, nicht mittheilen können. Allein Iffland dachte wohl über die Tragödie und deren Darstellung richtiger, und mehr überlegt, als jene Kritiker. Er konnte allerdings überall rühren, unaussprechlich rühren, wo er Rührung hervorbringen wollte; im Schauspiel hat er das gezeigt; im Trauerspiel hingegen suchte er, was in der Natur des Trauerspiels liegt, die große, hohe, ernste, thränenlose Rührung zu erwecken, deren man nach vielen Jahren sich noch bewußt ist, und die an Staunen und Bewundern gränzt, daher denn das Gefühl, welches leichter verwischt wird, sobald der Vorhang fiel, hier etwas in Schatten zurücktreten muß. Das eben war seine hohe Kunst, dieses Gefühl nur anzudeuten, nicht zu erschöpfen. Sein Wallenstein wird in dieser Hinsicht noch

sehr lange einem jeden vor der Erinnerung schweben, der das Große, Edle in der Kunst zu umfassen verstand.

Als theatralischer Schriftsteller hat Iffland viel geleistet. In den letztern Zeiten, wo seine Phantasie ermüdet war, übersetzte er nur, oder entwarf Gelegenheitsstücke; von seinen frühern theatralischen Ausarbeitungen tragen aber viele den Stempel einer sehr ansprechenden, originellen Nationalität. Darunter sind zu rechnen: die Jäger, — die Mündel, — Dienstpflicht, — Selbstbeherrschung, — der Herbsttag, — und (solch' ein Mißgriff auch in der Tendenz zu liegen scheint,) der Spieler. In seinen dramatischen Ausarbeitungen sprach sich auch seine Neigung, die Kunst auf die Natur zurück zu führen, rein aus, denn alle jene Stücke sind deutsche Familiengemälde, mit Simplicität im Styl, ohne Theatercoups geschrieben, dem guten Gefühl aber so ansprechend, daß sie noch lange ein ehrenwerthes Heiligthum der deutschen Nation bleiben werden. — Der Mensch kehrt immer, an die Natur gebannt, zu derselben zurück, wenn er auch sich zu einem Kunstproduct machen will. Diese große Wahrheit erkannte Iffland, und seine Stücke, welche in der Periode der Verunstaltung, wo man zu sehr von der reinen, natürlichen Wahrheit sich entfernte, nicht auf dem Repertoir standen, weil sie den Beifall der von dem Zeitgeist berauschten Tonangeber nicht fanden, sind jetzt wieder auf den größten Bühnen Deutschlands die beliebtesten Stücke. — So siegt die Wahrheit zuletzt immer! —

Möge Ifflands Geist in seiner Verklärung das Licht der Wahrheit gefunden haben, wornach er hier

strebte! Durch jugendliche Uebereilung in ein Leben gedrängt, welches ihn seiner Familie für immer entfremdete, ihn, der so feines Gefühl für dieses Stillleben der Befreundung hatte, bethätigte er durch seine Konsequenz, daß er dem Geräusch der theatralischen Kunst sich hingab, obschon seine Anneigung für friedliche Einsamkeit die vorherrschende war, einen großen Character. Seine Liebe für die Menschen war mehr fühlend als darstellend. Daher die Mißdeutung, welche jeder große Mensch bei seinem Leben zu erwarten hat. Aus den Folgen erkennt man jetzt, was er seiner großen Umgebung war, und wünscht ihn zurück. Der Tod löset aber sein großes Räthsel nimmer, und nur in den Annalen der Geschichte kann Iffland's Name eine Stelle finden, werth seinem stillen Verdienst in einem Verhältniß, welches in der Regel lautes Geräusch voraussetzen läßt. Der Mimen Kunst geht vorüber, wie der Worte Schall, doch Iffland's Geist wird noch lange auf den Bühnen Deutschlands walten, und dadurch die Veredlung der menschlichen Natur fördern.

Folgende interessante Schriften sind so eben erschienen und für beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Baumgarten, J. C. F., Stoff zu angenehmen Denkübungen für die Jugend. 8. 18 gr.

Buch, das schwarze, des französischen Kaiserhofes. Eine Darstellung und Beleuchtung der Handlungen und Verbrechen, welche durch Napoleon und seine Gehülfen verübt worden sind. Dritte vermehrte Aufl. 8. geh. 1 Rthlr. 4 gr.

Cramer, F., Gedichte. 12. geh. 12 gr.

Hildebrandt, C., der achtzehnte October, oder das eiserne Kreuz. Ein Roman. 3 Theile. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Ignez und Leonelli. Eine spanische Geschichte. — Lorenza, oder das Unschuldsopfer aus Kindesliebe. — Adelaide und Adelbert, ein Feenmährchen. — Franziskus, oder die Mitternachtsstunde im Klostergarten. Neue Ausgabe. 8. 18 gr.

Leuchtkugeln. Ein Journal in zwanglosen Heften. 8tes Heft. 8. 18 gr.

Malinowsky, v., Elementarbuch der Insectenkunde, vorzüglich der Käfer. Nebst einer Anweisung, die Insecten zu erkennen, zu bestimmen, zu finden, aufzuspießen, zu sammeln, zu stellen, aufzubewahren und zu versenden. Ein Geschenk für kleine Insectensammler. 8. geh. 1 Rthlr.

Müller, H., der neueste deutsche Jugendfreund, oder Erzählungen für Knaben und Mädchen, zur Aus-

bildung ihres Verstandes und Herzens. 2 Theile. 8. geh. 1 Rthlr.

Nagel, J. F. G., Gedichte. 8. 14 gr.

Nicolai, C., die Riesensteinburg, oder deutsche Frauenwürde. Ein historisch-romantisches Gemälde der Vorzeit. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Portrait Theod. Körners. Gest. von Clar. 8 gr.

Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft, unter Napoleon Buonaparte, in den Jahren 1812 — 1815. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für die Jugend bearbeitet, 1r Thl. 8. geh. 20 gr.

Seneka, L. A., Ueber das Verhältniß der wissenschaftlichen Bildung zur sittlichen, oder dessen 88ster Brief, übersetzt und erläutert von D. C. G. W. Lehmann. 8. 6 gr.

Wundergeschichten und Legenden der Deutschen. 2 Theile 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Züge, interessante, Schilderungen und Schreckensscenen aus dem Kriege der Franzosen in Rußland, im Jahr 1812. Aus den Papieren eines russischen Militairs 8. geh. 1 Rthlr.

Auch sind in allen Buchhandlungen noch folgende Schriften zu haben:

Blumen, einige, in die verdienten Lorbeerkränze großer Fürsten und Helden, geflochten von einem Preußischen Patrioten. 8. geh. 8 gr.

Briefe, vertraute, eines ehemaligen westphälischen Staatsdieners, die geheimen Verhältnisse einiger hohen Verwaltungsbehörden im aufgelösten Königreiche Westphalen betreffend. 8. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Cramer, Dr. L. D., über den schädlichen Einfluß des französischen Despotismus auf die Literatur der Deutschen. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Daniel Fuchs, der große Staatsmann. Ein satyrisch-komischer Roman aus den Zeiten der Regierung des unvergeßlichen Königs Hieronymus. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Dornenstiche für Napoleon und Hieronymus Buonaparte und einige ihrer ehemaligen Staatsdiener. 8. geh. 16 gr.

Familie Buonaparte, der, Heimkehr nach Corsika. Ein Schwank in 2 Acten. 8. 8 gr.

Führer, unentbehrlicher, für Harzreisende. Enthaltend die Geschichten und Sagen der alten Schlösser, Klöster und Ruinen, und die Beschreibung aller Merkwürdigkeiten des Harzes. Neue wohlfeilere Aufl. 12. geh. mit Kupf. 1 Rthlr.

Gleim, Emilie, moralische Aehrenlese. Enthaltend goldene Lehren und Kraftsprüche aus den Werken der besten Schriftsteller Deutschlands. Ein Buch für die Jugend und für Erwachsene, so wie für Lehrer, zum Gebrauch zweckmäßiger Sätze zu Vorschriften. 8. 10 gr.

Herrmann Streit, oder Leben und merkwürdige Schicksale eines Preußischen Landwehrmanns, keine Dichtung. (Vom Verf. des Fiorenzo) 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Judenkirschen, frische und eingemachte. Eine Sammlung

von Anecdoten, Schnurren und lächerlichen Characterzügen noch lebender und verstorbener Juden. Allen in Deutschland wohnenden Israeliten gewidmet von Policarpus Krittelmann. 1stes Bndchn. 2te verb. Aufl. Mit 1 Kpfr. 12. geh. 16 gr. (2tes und 3tes Bndchn. à 12 gr.)

Königsflucht, die, oder Hieronymus und seiner Staatsdiener Ankunft in Frankreich. Ein Gegenstück zum Abschiede von Cassel. 8. geh. 10 gr.

Mary und Jerome, oder Liebe und Betrug. Mehr als Roman. Von Baptist von Heinsburg. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Müller, H., das Denkmal auf dem Brocken, für Preußens tapfere Krieger. Eine patriotische Phantasie. 8. geh. 3 gr.

Nagel, F. G., theoretisch-praktisches Lehrbuch der Weisheit und Tugend. Oder: Grundsätze der Sittenlehre, durch gute und böse Beispiele aus der Geschichte erläutert. Ein pädagogisches Hülfsmittel zur Bildung guter Sitten und Grundsätze, für Lehrer und Erzieher. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Napoleon Buonaparte, nach seinem Leben und Wirken, von seiner Jugend bis zu seiner Verbannung auf die Insel Elba. 2 Bde. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Oskar und Malvina, oder die Macht der Vaterlandsliebe. Eine Urkunde aus dem heiligen Kriege. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 14 gr.

Patriotenspiegel, der Preußische. Enth. treffliche Charactergemälde und schöne Züge von braven Männern und edlen Frauen des Preußischen Landes, während des letzten Krieges gegen die Franzosen. 2 Bnde. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Reden an Preußens Krieger, im Felde gehalten und den Freunden deutscher Freiheit ans Herz gelegt, von einem Preußischen Feldprediger. 8. geh. 8 gr.

Schreckensscenen aus dem Leben der unglücklichen Rosaura Morano, während des blutigen und verheerenden Krieges des Kaisers Napoleon in Spanien. Aus den Papieren eines in Spanien gedienten ehemaligen westphälischen Officiers, zusammengetragen und herausgegeben von C. Hildebrandt, Verf. des Eduard Nordenpflicht, Auguste du Port, Robinsons Colonie u. a. m. 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Sonntagsnovellen. Von C. Nicolai. 2 Bde. 8. (1ster Theil enth: I. Maria, oder das stille Pfarrhaus; eine Begebenheit während des letzten Krieges. — II. Meine Reise aus dem Zimmer in die Schlafkammer. — 2ter Theil enth: I. Der eifersüchtige Ehemann. II. Der Ehemann ohne Eifersucht.)
1 Rthlr. 20 gr.

Traumbuch für gebildete Leserinnen. Zur endlichen Befriedigung Aller, welche die Bedeutsamkeit mancher Träume bezweifeln, oder auch unbedingt daran glauben. 8. 1 Rthlr.

Wagener, S. Ch., etymologisches Anekdoten-Lexicon, oder interessante Wort- und Sachherleitungen. gr. 8.
1 Rthlr. 4 gr.

Magazin

der

Biographien

denkwürdiger Personen

der

neuern und neuesten Zeit.

Ein

historisches Journal in zwanglosen Heften.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Ersten Bandes drittes Heft.

Quedlinburg 1816,

bei Gottfried Basse.

I.

Bülow von Dennewitz.

Compesce clamorem, ac sepulcri
Mitte supervacuos honores.
Horat, Od, Lib. II. Od. XX.

Digitized by Google

Bülow von Dennewitz.

In den Annalen der Geschichte treten zuweilen Männer auf, die ein langes Leben hindurch ohne historische Kunde blieben, und die erst, als sie beinahe am Ziel der irdischen Laufbahn standen, wie Meteore das Staunen der Mitwelt auf sich zogen, und einen Namen gewannen in der Historie. Beschämt frägt dann wohl die Mitwelt: warum haben wir nicht früher diesen Stolz unsers Jahrhunderts gerühmt und hoch erhoben? Allein darin eben liegt die große, ehrenwerthe Auszeichnung solcher vollendeten, ganz reifen Menschen, daß sie nicht schon früher nach dem launenhaften Ruf der Menge des Augenblicks geizten. Eben diese Menschen aber waren in der Regel auch vollendete Geister, weil sie nicht als Kinder des Glücks, oder als Abentheurer ihre Rolle spielten, sondern weil sie lange mit Besonnenheit, Ruhe und ermüdender Anstrengung zu dem entscheidenden Augenblick, wo ihr Werth glänze, und dessen Erscheinen

sie erwarten durften, sich vorbereitet hatten — während sie unterdeß still, mit großer Entsagung, es ertragen hatten, daß sehr untergeordnete Menschen mit dem schnellen Namen, den eine leichtfertige Welt ihnen gab, eben so schnell verschwanden, als sie erschienen waren, ohne daß eine bleibende Wirkung ihrer Thaten sich zeigte. Bescheiden gönnten sie auch dem Verdienst anderer gern den Platz der Ehre.

Jene Spätlinge des Ruhmes — wenn man sie so nennen darf — vollführen oft in dem glücklich erfaßten Moment mehr, als ruhmsüchtige Abentheurer und Länderstürmer in einem ganzen Menschenalter nicht vermogten. Ihr Werth und ihr historischer Name wird um deswillen mehr dauernd und bleibend, weil sie den Kulminationspunct ihres Ruhmes nicht mehr überschreiten konnten. Denn sie standen schon nicht fern von dem Ziel ihrer irdischen Laufbahn, und vollbrachten hier das Größte ihres irdischen Wirkens und Strebens, während junge Lieblinge des Ruhmes wohl in spätern Jahren durch Umstände und Ereignisse aller Art, oder in dem Taumel des Uebermuthes den früher gewonnenen Glanz wieder verdunkeln. — Zu jenen wenigen, bescheiden großen Männern, gehört Graf Bülow von Dennewitz. Erst spät zeigten ihm die Verhältnisse der Zeit in der Zusammenstellung der Umstände eine Gelegenheit, seine Kriegskunde, sein Feldherrntalent, seine unerschütterliche Besonnenheit herrlich von einem hohen Standpunct aus zu zeigen, und er ging als Sieger aus der schweren Probe hervor. Seinem Degen verdankt das befreite Europa die Entscheidung der Schlacht, welche den, aus dem Bann von Elba nach Frankreich zurückgekehrten französischen Exkaiser Napoleon, für immer unrettbar stürzte, und daher nimmt Bülow unter den Feldherrn der europäi-

schen Völker eine der ersten Stellen ein, darum wird sein Name genannt werden in den Annalen der deutschen Geschichten.

Preußens geschrobene Lage zwingt es dazu, ein militärischer Staat bleiben zu müssen, und mag König Friedrich Wilhelm des Ersten Liebe für das Soldatenwesen auch zu sehr in das Spielende, in das Formenwesen ausgeartet gewesen seyn, so legte doch eben er durch seinen Soldatendespotismus den Grund zu dem militairischen Staat, und als König Friedrich II., der die Nothwendigkeit des Militairstaates sehr wohl erkannte, durch die drei schlesischen Kriege seinen Soldaten auch noch den Ruhm zu der guten Uebung und Tactik beigelegt hatte, so wurde bald, mindestens in gewissen Ständen der Preußen, der kriegerische Sinn, der Soldatengeist vorherrschend, gerade so, wie die Regierung es bezweckte und bezwecken mußte, wenn sie ihr Interesse wahrnehmen und sich furchtbar erhalten wollte. Seitdem war die preußische Armee eine Pflanzschule geschickter Officiere. Nachdem Preußen, durch einen langen Frieden eingeschläfert, in der Schlacht von Jena es hatte bemerken müssen, daß die vieljährige Bewegung Frankreichs der langen Ruhe Preußens weit vorangeeilt war, um jenes auch weit überlegen zu machen; — so war jetzt der Augenblick gekommen, wo in Preußen der militairische Geist sich gestaltete und nach und nach entwickelte, der von Friedrich Wilhelm I. seinen Ursprung nahm, und dem Friedrich II. eine neue Form und Hülle zu geben gewußt hatte, die damals vorherrschend war durch ganz Europa, die aber jetzt, dem Zeitgeist nicht anpassend, bespöttelt wurde. Doch, der Urstoff der preußischen Soldateska war geblieben; er hatte nur des Reinigungsmittels der Jenaer Schlacht bedurft, um besser,

freier aufzublühen, und Preußen that nachher viel, sehr viel, Europa von dem Druck des französischen Uebergewichts zu befrein. Ein großer Theil der Mitwelt kann, vom Neid gequält, nicht zur Bewunderung der Thaten, welche durch die Preußen ausgeführt wurden, gelangen. Doch, die Nachwelt, welche partheilos, ohne alle Leidenschaft urtheilt, wird in der neuen Entwicklungsperiode Deutschlands auch Preußen den ihm gebührenden Platz anweisen. Unter die Heroen, welche für die Wiedergeburt Preußens, und also auch Deutschlands, glorreich wirkten, gehört ganz besonders Bülow von Dennewitz.

Friedrich Wilhelm von Bülow (zuletzt Graf Bülow von Dennewitz) wurde am 16ten Februar 1755 geboren in Falkenberg in der Altmark, wo sein Vater Gutsbesitzer war. In Preußen so gut wie in den andern deutschen Staaten, werden die Söhne des Landadels mehrentheils für den Kriegsdienst bestimmt, und so wurde denn auch der junge Bülow schon früh von seinen Aeltern dazu vorbereitet, dereinst in der Armee angestellt zu werden, und zwar um so mehr, da die Familie auch in dem preußischen Kriegsdienst bereits mehrere ihrer Mitglieder in Rang und Ehren sah. Uebrigens ist die Familie Bülow sehr alten, stiftsfähigen Adels, und deren Zweige haben sich schon in früherer Zeit in der Mark Brandenburg und auch in den Landen der beiden Braunschweigischen Linien ausgebreitet. Die Aeltern hielten ihren Kindern einen Hauslehrer, und bei diesem genoß er den ersten Unterricht bis in sein 14tes Jahr. Oft noch in spätern Jahren rühmte er die Art, wie jener Lehrer die Lust zu Wissenschaft in ihm rege zu erhalten gewußt habe, und durch eben diesen Lehrer bekam Geschichte und Mathematik, so trocken übrigens diese Studien einem jungen Feuerkopf sind, Reitz für ihn. Die

Anlage von Bülows Innerm erleichterte dem Lehrer die Mühe, seinen Zögling für diese, dem künftigen Beruf so nothwendige Studien einzunehmen, denn sein Temperament zeigte sich schon jetzt nicht aufbrausend, sondern sehr gemäßigt, er faßte im Gebiet des Wissens nicht schnell, aber richtig, klar und fest, und dabei hatte er eine unermüdete Emsigkeit, eine Wißbegierde, die ihn nicht ruhen ließ. Für das Erlernen fremder Sprachen hatte er nicht so vielen Sinn, und eben so wollte es mit dem deutschen Styl nicht so recht fließen; zu jener Zeit wurde dieser aber auch in den adlichen Häusern sehr vernachlässigt, weil man ein schlechtes Französisch der Muttersprache damals noch vorzog.

Als er das 14te Jahr erreicht hatte, kam er nach Berlin, und wurde als Junker bei dem Infanterie-Regiment von Lottum eingestellt. Zu damaliger Zeit, wo Preußen von den Ermüdungen der schlesischen Kriege sich erholte, hatte König Friedrich II. seine besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet, daß die jungen Militairs den Krieg und das Kriegswesen als eine nicht auszulernende Kunst betrachten sollten, und um eine mit dem Zeitgeist fortschreitende Pflanzschule junger Officiere seiner Armee zu erziehen, wurde überall nicht allein für geschickte Feldprediger gesorgt, welche den eintretenden jungen Leuten Unterricht in den bezweckenden Wissenschaften gaben, sondern es bildete sich auch schon jetzt, so weit es sich thun ließ, ein Generalstab für die höhere Kriegskunst. Bülow hatte das Glück, in ein Regiment einzutreten, wo mit vorzüglicher Aufmerksamkeit für die richtige, militairische Bildung der Jünglinge gesorgt wurde, und seine Wißbegierde, sein Fleiß und sein scharf und sicher fassender Kopf, das alles bewirkte es, daß er in nicht langer Zeit dem Unterricht voraneilte, und

sogenannte bayersche Erbfolgekrieg war weiter nichts, als ein Marsch, eine Demonstration; König Friedrich hatte sich so furchtbar gemacht, daß er keinen Feind fand, als er im Felde erschien, und in den Kabinettern wurden die Streitigkeiten ausgeglichen. Eben so konnte späterhin der Marsch nach Holland zum Schutz des Hauses Oranien keine Gelegenheit zu Entwicklung militairischer Kenntnisse darbieten, und erst als die französische Revolution so weit vorgeschritten war, daß die Throne Europa's eigne Gefahr fürchteten, erst als der Pillnitzer Tractat zu Stande gekommen war, regte sich neues Leben und Kriegsbewegung in der preußischen Armee. Jener unglückliche Tractat wurde geschlossen am 27sten August 1791 zu Pilnitz, einem Churfürstlich-Sächsischen Lustschloß, unter Oestreich, Preußen und Sachsen, und späterhin traten England, Holland, Spanien, Portugal und alle italienische Staaten, mit Ausschluß der Republiken, dieser, gegen das revolutionaire Frankreich geschlossenen Coalition, welche der Kaiser Leopold II. durch eine Acte, Pavia, den 6ten Julius 1791, eingeleitet hatte, bei. Die Freiheitsstürmer in Frankreich sollten hiernach zermalmt, der ganzen Welt sollte ein Beispiel gegeben werden, wie Monarchen die Verletzung der Königswürde rächen. Das Manifest gegen Frankreich, welches dem Generalissimus der preußischen Armee, dem Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg, zugeschrieben wird, legt den Zweck jenes Krieges, welcher Frankreich seine Kräfte erst kennen lehrte, deutlich vor Augen.

König Friedrich Wilhelm II. von Preußen mit seinen Prinzen führte selbst die Armee gegen den Rhein. Bülow war damals Hauptmann, und bekam die ehrenvolle Auszeichnung, der Führer des jungen Prinz Lud-

wig Ferdinand (ältesten Sohnes des Prinz Ferdinand von Preußen) zu seyn. Schon hieraus kann man erwägen, wie viel auf Bülow's Gründlichkeit, Ernst und Kenntniß der Kriegskunst gerechnet wurde, denn der junge Prinz Ludwig Ferdinand, auf welchen der regierende König persönlich sehr viel hielt, versprach viel für die Zukunft, und sollte in diesem Feldzuge gegen Frankreich den Krieg practisch kennen lernen. Auch würde dieser Prinz ohnfehlbar ein Stolz Preußens geworden seyn, wenn er nicht zu früh (in dem Gefecht bei Salfeld, den 11ten October 1806.) geendet hätte.

Der unglückliche König von Frankreich, Ludwig XVI. hatte, in die Gewalt der rohen Menschen gegeben, am 20sten April 1792, Krieg verkündigen müssen, indem man einen dunkeln Begriff von der Offensive hatte, und außerdem durch den Krieg nach außen hin, in Frankreich nicht allein von dem Pöbel sich entledigen, sondern auch die Aufmerksamkeit der unruhigen Köpfe dorthin richten wollte. Jene Pillnitzer Konvention trat nun schnell unter die Waffen, um so mehr, da die Mißhandlung der Königlichen Würde in Frankreich immer empörender wurde, und rasch rückten die verbündeten Heere über den Rhein vor, zuletzt bis Valmy, wo ungewöhnlich schlechte Witterung, Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten die Armee von dem übereilten Vordringen zum Rückzug nöthigte. — Bülow war während dieser Kriegesgeschichten fast beständig in dem Hauptquartier, und lernte dadurch die Fäden kennen, an welchen die Kriegsbewegung geleitet wird. — Bei der zweiten Belagerung von Mainz, welches die Preußen mit imponirendem Nachdruck beschossen und zuletzt gewannen, zeichnete er sich rühmlich aus. Seine Entschlossenheit vereitelte z. B. den Ueberfall bei Marienborn, dessen Aus-

führung von den nachtheiligsten Folgen für die preußische Linie gewesen seyn würde, und bey der Erstürmung der Zahlbacher Fleche war er einer der Ersten unter den Stürmenden. Früherhin schon war er zum Major ernannt, und diese Beweise persönlicher Tapferkeit gewannen ihm das preußische Ehrenzeichen des Verdienstordens. — Der junge Prinz, Ludwig Ferdinand, indeß, einer der talentvollsten Köpfe, welche aus dem Hause Hohenzollern hervorgegangen sind, und welcher Bülows unmittelbarer Aufsicht übergeben war, wurde bald mehr als Zögling, er wurde der Freund seines Führers; beide hatten einen besondern Berührungspunct, nemlich die Musik, welche sie beide leidenschaftlich liebten. Außerdem aber wurden die Kriegswissenschaften, und alles, was zu deren Förderung gehört, nicht vernachlässigt. Bülow erklärte nachher oftmals, daß in wissenschaftlicher und überhaupt in intellectueller Hinsicht der Feldzug gegen die französische Republik ihm sehr lehrreich und angenehm gewesen sey, so sehr er auch seiner politischen Ansicht der Dinge widersprochen habe.

Nachdem in das System der französischen Republik mehr Einheit, und daher auch mehr Kraft und Wirksamkeit nach außen hin gekommen war, wogegen der Zwiespalt und die Partheisucht unter den Alliirten herrschte, so ergriff der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen das beste Mittel, aus diesem zwecklosen Gewirr zu kommen; er schloß daher mit der französischen Republik den Separatfrieden, Basel den 5ten April 1795., wonach Preußen seine Besitzungen jenseits des Rheins an Frankreich abtrat, und zuerst als erklärter Protector Norddeutschlands erschien. Jener Baseler Frieden war vielleicht eben so übereilt, als der Pillnitzer Tractat es gewesen war. Bülow war sehr und laut der Meinung,

daß Preußen den Krieg gegen Frankreich entweder nicht hätte anfangen, oder daß es ihn hätte fortsetzen müssen, und diese freie Aeußerung, mogte sie nun in der Wahrheit gegründet seyn, oder nicht, zog ihm Unannehmlichkeit in der Art zu, daß man ein Mißtraun in seine Dienstreue setzte, und ihn für republikanisch gesinnt hielt. Er wurde seiner Stelle, als Gouverneur des Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, entlassen, und bekam (1795) ein Bataillon der neu errichteten Füselier-Brigaden in Ostpreußen.

Sein Bataillon neuer Truppen, welche die Vorläufer eines behendern Kriegsdienstes seyn sollten, schnell zu bilden, ließ er sich sehr angelegen seyn, und daher wurde er in dem Stab der preußischen Armee bald ausgezeichnet. Der Krieg gegen Frankreich hatte Preußen die Ueberzeugung gegeben, daß die Armee Friedrichs des Großen einer Umänderung bedürfe, daß ihre Beweglichkeit leichter und behender seyn müsse, wenn sie den neuern Erfindungen der Kriegskunst eine Kraft entgegen stellen wolle, und schon damals fing man mit Reformen aller Art an; allein man blieb auf dem halben Wege stehn, theils, weil König Friedrich II., zwar an sich tapfer und kriegskundig, doch zu wenig Kriegslust hatte, theils weil Preußen, noch immer von den, unter seinem großen König erfochtenen Siegen berauscht, in seinem Selbstvertraun die drohende Gefahr nicht bemerken wollte. Bülow reichte damals mehrere Pläne zu Umgestaltung der Armee ein; man fand das Gesagte gut, den Willen gut, allein von der Schwerfälligkeit, mit welcher die Machthaber aufgewachsen waren, konnte man sich noch nicht ganz trennen. In Hinsicht seiner politischen Meinung kam er damals bald wieder in mißliche Verlegenheit, denn er äußerte sich von neuem laut und

sehr lebhaft darüber, daß Preußen ein falsches System annehme, und von Frankreich schwer bedrohet werde. — Noch lauter äußerte er sich, als Preußen im Jahr 1805 an dem Russisch-Oestreichischen Kriege gegen Frankreich keinen unmittelbaren Antheil nahm, sondern bis nach der Schlacht von Austerlitz temporisirte, und sich dann in einer Art von bewaffneter Neutralität zurückzog. Kurz darauf traf er mit dem Prinz Ludwig Ferdinand, dessen Führer er gewesen war, zusammen, und dieser, der gleicher Meinung mit Bülow gewesen war, den Franzosenhaß vielleicht von ihm eingesogen hatte, sagte ihm in spottendem Ernst: „nun, Bülow, schärfen Sie den Degen. Ueber's Jahr haben wir mit den Franzosen den Tanz; sie werden uns dazu auffordern.“ — Schlimm genug, daß wir sie nicht aufgefordert haben! Preußens Rettung wird schwere Opfer kosten! — erwiederte er. Der Prinz lachte über die düstere Prophezeihung, und fiel bald darauf selbst, das erste der schweren Opfer.

Im Jahr 1802, also in seinem sieben und vierzigsten Lebensjahre, wurde Bülow mit Mariane von Auer vermählt, und lebte mit dieser Gattin fünf Jahre in einer sehr glücklichen Ehe. Nach fünf Jahren entriß sie ihm der Tod.

Als der Krieg zwischen Preußen und Frankreich im Jahr 1806 nun wirklich ausbrach, gehörte Bülows Bataillon zu der Reserve, und er ging mit demselben nach Thorn, wo das Armeecorps unter l'Estoq sich sammelte, als die Schlacht von Jena für die Franzosen entschieden hatte, und die preußische Dislocationslinie mit Aufopferung der Residenz, der Oderfestungen, bis an die Weichsel gezogen war. Was in diesem Moment der Kriegsbewegung von tapfern Brennen noch geschehen

mogte, konnten nur Zuckungen angestammter Kraft seyn, denn der übermüthige Feind drängte im Innern, und hatte Preußens Herzadern in seiner Gewalt. Bei der Vertheidigung von Thorn zeichnete sich Bülow ganz besonders aus, und gewann dadurch das volle Vertraun des Generals. In den Berichten an den König, über die Vertheidigung von Thorn, welches indeß am 1sten December 1806 capitulirte, wird der Major von Bülow rühmlichst erwähnt. — Er wurde bald darauf zum Obristlieutenant erhoben, und sein Bataillon focht in dem kleinen Kriege, welcher in diesen Gegenden damals geführt wurde, stets mit vielem, glücklichen Erfolg. Bei Waltersdorf wurde er durch eine Flintenkugel in den linken Arm verwundet; dies konnte ihn aber nicht bestimmen, sein Bataillon zu verlassen und dem Gefecht sich zu entziehn. Die Wunde war nicht gefährlich, und wurde bald geheilt. — Bald nachher stand er an der Spitze der Preußen, welche auf der frischen Nehrung sich so überaus tapfer hielten, und es war nicht zu leugnen, daß man die Rettung der Stellung dem Obristlieutenant v. Bülow zu danken hatte.

Generallieutenant von Blücher, welcher nach der Schlacht von Jena mit 16,000 Mann zusammengeraffter Truppen im Rücken der französischen Armee operirt gehabt, um die Hauptmacht von der Oder abzuziehn, und der Annäherung der Russen Zeit zu verschaffen, hatte am 6ten November 1806, bei Schwartau, ohnfern Lübeck, kapituliren müssen, und zwar, wie er der Acte bei seiner Namensunterschrift hinzugefügt hat: ich kapitulire, weil ich weder Brodt, noch Munition, noch Fourage habe. — Der preußische Major Schill, welcher jetzt als Partisan bei Kolberg mit Erfolg sein Glück versuchte, fing unter andern auch, von Greifenberg ab, den franzö-

sischen Marschall Victor, welcher sich zu der Armee nach Polen hatte begeben wollen, auf, und gegen diesen wurde Blücher, während der Krieg erst einen neuen Schwung zu bekommen schien, ausgewechselt. — Kaum war dieses geschehen, so erhielt Blücher von seinem Monarchen den Auftrag zu Bildung eines Armeecorps in Pommern, zu welchem auch Bülow berufen wurde. Man versprach sich preußischer Seits viel von dieser Diversion, und auserwählte, bewährte Männer wurden an die Spitze dieser neu sich bildenden Armee gestellt. Bülow war jetzt zum Obrist ernannt, und da er nun nach Schwedisch-Pommern sich begab, war ihm die Gelegenheit entzogen, in den schweren Schlachten von Friedland und Heilsberg nach dem Lorbeer zu ringen. Die Nothwendigkeit dictirte den Frieden von Tilsit (mit Preußen abgeschlossen den 9ten Jul. 1807.) ehe noch Blücher in Pommern bedeutende Vorschritte hatte machen können, und in diesem Frieden war die Militairmacht Preußens so beschränkt worden, die Nerven seiner Selbstständigkeit waren so durchschnitten, daß es kaum noch in den Staaten zweiten Ranges eine bedeutende Stelle einzunehmen schien. Nach den Berichten, die Glauben verdienen, verlor Preußen in diesem kurzen Kriege 5179 kriegsgefangene Officiere, und 123,000 Unteroffiziere und Gemeine. — Durch diesen Frieden schnitt Napoleon beinahe fünf Millionen Menschen von Preußen ab, und vertheilte solche an Sachsen, Holland, an das neu errichtete Westphalen und selbst an Rußland; außerdem war durch eine ausdrückliche Bedingung die Zahl der Linientruppen Preußens, die Garden jedoch ungerechnet, sehr beschränkt, nemlich auf 42,000 Mann.

Bülow blieb indeß bei der activen preußischen Armee, und zwar unter Blüchers Oberbefehl, welchem der

König von Preußen nach dem Tilsiter Frieden das Militairgouvernement über Pommern anvertraut hatte. Er wurde hier zum General-Major und Brigade-Chef ernannt, und erhielt von seinem Monarchen den rothen Adlerorden dritter Classe. Noch in demselben Jahre (1808) vermählte er sich zum zweitenmal, und zwar mit der jüngern Schwester seiner verstorbnen Gemahlin.

Preußen schien nun freilich dem Vorschreiten der französischen Macht ruhig zusehen zu müssen, und nahm daher auch an den fernern Kriegen, besonders an dem von 1809, keinen Theil, die französische Parthei sowohl wie die anti-französische beachtete dieses zurückgeworfene, beschränkte Preußen jetzt nicht mehr. Niemand im Auslande ahndete es, daß Friedrich des Großen Pflanzung jetzt noch Früchte tragen könne. — Es blutete noch an seiner schweren Wunde, als im April 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich begann, und zum Nachtheil Oestreichs durch den Wiener Frieden vom 14ten October 1809, beendet wurde. Vielleicht würde schon damals Preußen seine Waffen gegen Frankreich gewendet haben, wenn der alte Hader zwischen Oestreich und Preußen damals nicht noch gewaltet hätte, und wenn die Niederlagen, so Oestreich erlitt, nicht zu rasch, zu vernichtend erfolgt wären.

Ganz im Stillen bildete sich nun durch ganz Preußen ein kriegerischer, den Zeitumständen angemessener Geist, nicht allein in der Armee selbst, sondern auch in allen andern Ländern. In den, Preußen übrig gebliebnen Provinzen, war jeder waffenfähige Mensch gerüstet, schlagfertig und erwartete das Signal zum Aufbruch. Die Preußische Regierung hatte gewußt, den Stolz der Nation zu wecken, Einheit in das frühere Chaos der Monarchie, — wenn von dem Nationalwillen die Rede

ist — zu bringen, und da vorauszusehen war, daß in dem neu sich entwickelnden Kriege, welcher Deutschlands Schicksal entscheiden solle, Preußen eine bedeutende Rolle haben werde, so sann auch Bülow von jetzt an in seinen militairischen Studien nur auf die Mittel, wie den militairischen Neuerungen Napoleons Dämme entgegen geworfen werden könnten. Es giebt vielleicht nicht leicht einen General, welcher nach und nach richtiger die militairische Handlungsweise Napoleons durchschauen gelernt hatte, als Bülow. Er sagte selbst in der Zeit der schweren Ruhe, welche Preußen damals drückte, daß Napoleon sein tägliches Studium sey, und daß es eben so viel werth sey, denn eine Armee, wenn man den Character und die Handlungsweise seines Gegners genau kenne.

Um diese Zeit gab es in dem Auslande immer noch eine große Parthei, welche dem sonst so großen Preußen, das etwas zu ruhmredig geworden, sich etwas übernommen haben sollte, seinen Sturz gönnte, und in Preußen selbst fehlte es nicht an Menschen, die jetzt geringschätzend auf den Soldaten hinblickten, nicht allein, weil durch die Neuheit der französischen Invasion schwache Gemüther, und falsche, habsüchtige Menschen bestochen waren, sondern auch, weil die preußische Armee, welcher der friedliche Bürger schon längst so viele Vorrechte hatte einräumen müssen, das Land nicht hatte schirmen mögen. Bülow gehörte nicht zu den militairischen Starrköpfen, welche den Bürger nur als ein Mittel zu militairischen Zwecken betrachten, und er äußerte sich in jenen Trauerjahren oft und laut dahin, daß er nur den Zeitpunkt noch zu erleben wünsche, wo das Land der Armee dankend entgegen kommen müsse. — Er war Patriot, denn er war ein geborner Preuße,

doch zeigte er seine Liebe zu dem Vaterlande stets mehr durch die Handlung, als durch das Wort.

Im Jahr 1811 wurde Bülow angewiesen, nach Marienwerder zu gehn, um eine westpreußische Brigade daselbst zu übernehmen, und zwar zu einer Zeit, wo der Krieg zwischen Rußland und Frankreich seiner Eröffnung nahe schien, und wo Preußen dann schwerlich in einer Neutralität sich erhalten konnte. Zwar zogen die persönliche Freundschaft der Monarchen unter einander, und die Stimme des Volkes, Preußen zu Rußland hin, allein die augenblickliche Nothwendigkeit gebot anders, denn Napoleon drückte noch Preußen mit eiserner Hand. Preußen war genöthigt, in diesem Kriege gegen Rußland für Frankreich ein Contingent zu stellen, und dies geschah denn auch im Jahr 1812. General York, der bisher das General-Gouvernement in Preußen gehabt hatte, setzte ein aus 30,000 Mann bestehendes Corps in Verbindung mit der französischen Operationslinie, und Bülow erhielt in dieser mißlichen Zeit interimistisch das General-Gouvernement in Preußen. — Die ganze Provinz war in den Händen der Franzosen; ein einziger falscher Griff konnte den großen Plan der Befreiung Europens von Napoleons drückender Usurpation verrathen und Preußen vernichten; Bülows kluger Besonnenheit, Wachsamkeit und Mäßigung war es vorbehalten, in jener schweren Zeit als Schirmvoigt der alt-preußischen Provinzen zu erscheinen. Es war in seiner Lage in der That nichts Geringes, einer Selbstständigkeit überlassen zu seyn, wo man überhaupt keine nähern Instructionen geben mogte und durfte, und wo die strenge Beobachtung der Ordre sowohl, als das Mißglücken des Wagstücks, auf welches man nicht undeutlich hingewiesen war, gleich verantwortlich machte.

Vieles, sehr vieles hat er in dieser Zeit gethan, Lasten und Bedrückungen der Franzosen von der ihm anvertrauten Provinz abzuwenden, und während ihm aus den russischen Quartieren sowohl, als aus den französischen die Nachrichten schnell zukamen, sammelte er unterdeß die Streitkräfte zu dem, durch ganz Preußen schon lange vorbereiteten allgemeinen Aufstand.

Die Allianz zwischen Frankreich und Preußen war am 24sten Februar 1812 zu Paris abgeschlossen, und vielleicht würde der Krieg gegen Rußland nicht so bald ausgebrochen seyn, wenn Kaiser Alexander nicht das unwürdige Verfahren Napoleons gegen den Herzog von Oldenburg, den nahen Verwandten des russischen Kaisers, hätte rächen müssen. Nach jenem Tractat sollte Preußen 20,000 Mann im Felde als Hülfstruppen stellen, außerdem aber unerschwingliche Rationen und Portionen für die Magazine und Durchmärsche liefern, es sollte seine Militairstraßen und seine sämmtlichen Festungen dem französischen Kaiser überlassen, und alles schien darauf angelegt zu seyn, bei dieser Gelegenheit des russischen Krieges Preußen ganz vernichten zu wollen. — Am 24sten Julius 1812 betrat Napoleon mit seinen Truppenmassen das russische Gebiet; auf dem linken Flügel seiner weitgedehnten Armee standen die Preußischen Hülfsvölker, von York befehligt, von Massenbach bewegt. Mit reißender Schnelligkeit drang das Centrum und der rechte Flügel der französischen Macht in Rußland vor, am 14ten September 1812 wurde Moskau, die alte Hauptstadt der Czaaren, in Besitz genommen, und diese Voreiligkeit des französischen Kaisers endete mit einem vernichtenden, schimpflichen, sehr ungeregelten Rückzug. Der preußische General York, der jetzt vor Riga lag, that am 29sten December 1812, zum

Staunen der Mächte, einen Schritt, der des gegebnen Beispiels wegen Napoleon sehr empfindlich seyn mußte. Der preußische General schloß nemlich mit dem russischen General von Diebitsch an diesem Tage in der Poscherungschen Mühle, eine Art von Kapitulation, wornach er mit seinem ganzen Corps zu den Russen überging, und die Waffen gegen Frankreich wendete. Wenn auch der preußische Hof dieses Beginnen des Generals jetzt laut tadeln und strafbar finden mußte, da die Residenzen, die Oderfestungen und die Militairstraßen noch im Besitz der Franzosen waren, so konnte doch bald darauf der König von Preußen die Wahrheit seines Willens offenkundig darthun, denn er schloß schon am 28sten Februar 1813, zu Kalisch mit dem russischen Kaiser einen Tractat, und kündigte am 16ten März 1813 Frankreich förmlich den Krieg an. Die Folge davon konnte Hinsichts Frankreichs, welches sich jetzt erst wieder zum Kampf rüstete, indem die Franzosen aus den preußischen Staaten zurückgeworfen waren, in diesem Augenblick weiter nichts seyn, als Drohung und Verunglimpfung in Wort und Schrift, daher las man denn auch bald darauf in dem französischen Amtsblatte den Kaiserlichen Befehl: „das Haus Hohenzollern hat zu regieren aufgehört. — Jeder Marschall erhält zu seinem Antheil die Provinz, die er erobert. Jeder Soldat ist Herr des Eigenthums preußischer Unterthanen. Er kann ungeahndet jede Widerspenstigkeit mit dem Tode bestrafen.“

Unterdeß waren die Russen am 5ten Januar 1813 in Königsberg, am 7ten Februar in Warschau, und am 4ten März bereits in Berlin eingerückt, welches die Franzosen in der Nacht vom 3ten zum 4ten März, still verließen. Bülow hatte in den mißlichsten Augenblicken,

wo er ganz sich selbst überlassen war, sich mit einer Besonnenheit und Klugheit genommen, welche ihm die Liebe der Unterthanen in Preußen, und den besondern Beifall des Monarchen erwarben. Als in Preußen ein russisches Militaircommando so lange war, bis der Berliner Hof öffentlich gegen Frankreich sich erklären konnte, ging Bülow nach Pommern, und sammelte dort ein Truppencorps. Bei Eröffnung der Feindseligkeiten im Jahr 1813, wo nunmehr die Preußen auf der guten Seite, nemlich für die Befreiung Deutschlands von französischer Usurpation fochten, trat er als Brigadechef bei dem damals Yorkschen Corps ein, und leitete zunächst die Einschließung von Stettin. Als er vor diesem Platz stand, erhielt er seine Ernennung zu dem Rang eines General-Lieutenants, und wurde zu der activen Armee zurückberufen, indem das Tauenzienſche Corps zu Bloquirung der Oderfestungen bestimmt war. — Mit seiner Brigade lieferte er, in Verbindung mit General York, am 5ten April 1813, dem Feinde ein Treffen bei Möckern, dessen Erfolg günstig war, und auch hier entschied wieder sein Versuch, den Feind zu flankiren; — eine militairische Operation, welche bisher den Franzosen von Vortheil gewesen war, und welche jetzt gegen sie gewendet wurde. Neunhundert Gefangene und eine Kanone waren die Beute des Tages, der freie Weg nach der Elbe der Erfolg. Hier errang er sich das Ehrenzeichen des eisernen Kreuzes, welchen Orden Preußens König, unter dem 10ten März 1813, gegründet hatte. — Von hier ab legte er sich vor Magdeburg an das rechte Elbufer, mehr, es zu beobachten, als es zu berennen, und als Russen an der Festungslinie ankamen, marschierte er schnell mit seinen Truppen links ab, ging bei Dessau über die Elbe, und nahm am 2ten May

1813, Halle ein, obschon es hart vertheidigt wurde. Doch der Besitz von Halle war ihm nothwendig, weil von da ab der Saalstrom beherrscht werden konnte.

Am 25sten April 1813 hatte Napoleon seine Armee bei Erfurt versammelt, war am 28sten April über die Saale gegangen, und griff die russisch-preußische Armee, welche jetzt, nach Kutusow's Tode, Fürst Witgenstein befehligte, bei Groß-Görschen, zwischen Pegau und Lützen an. Der Erfolg der Schlacht, welche viel Blut gekostet hatte, war der, daß die Preußen und Russen sich auf das rechte Elbufer zurückzogen, obschon beide Theile den Sieg sich zueigneten, die Franzosen sowohl als die verbündete Armee. Die Franzosen benutzten die Vortheile, welche sie errungen hatten, sehr schnell; am 8ten May zog Napoleon wieder in Dresden ein, rief den nach Prag geflüchteten König von Sachsen zurück, ließ sich von demselben Torgau, Wittenberg und überhaupt alle Elbpositionen einräumen, ging am 11ten May mit 135,000 Mann über die Elbe, und schlug die Verbündeten, nur 80,000 Mann stark, am 19ten May bei Bautzen, und am 21sten May bei Wurschen. Indeß wurden diese Siege mit vielem Blut nur errungen. Ein einziger Kartätschenschuß tödtete drei französische Generale, nemlich den vielbewanderten Düroc, Kirchen und Bruyéres. Die Hauptmacht der Verbündeten mußte sich nach Schlesien zurück ziehn, nur einzelne Corps blieben den vordringenden Franzosen scharf in der Flanke. Blücher schlug bei diesem langsamen Rückzug in einem Kavalleriegefecht am 26sten May das nachrückende Corps des Marschalls Ney bei Heinau, und nahm ihm achtzehn Stück Geschütz ab. Borstel warf am 28sten May bei Hoperswerde die Franzosen zurück, und Bülow hatte am 4ten Junius eine für die preußischen

Waffen glänzende Affaire mit den Franzosen bei Luckau. Dieses Gefecht ist um so merkwürdiger, weil Bülow durch die Stellung, welche er nach eignem Sinn genommen hatte, hierdurch den Andrang der Franzosen auf die Residenz abschlug, und ohne weitere Ordre, da er von dem Hauptquartier abgeschnitten war, wichtige Bewegungen eigenmächtig unternahm, die er persönlich zu verantworten hatte. Der Erfolg rechtfertigte das Beginnen, und ihm hatte in diesem Augenblick Berlin seine Rettung zu verdanken. Der preußische Monarch sandte kurz darauf dem General Bülow das eiserne Kreuz erster Klasse, und Kaiser Alexander von Rußland ließ dem Beschützer der preußischen Hauptstadt den St. Annenorden erster Klasse überreichen.

Napoleon, welcher Zeit zu gewinnen suchte, hatte schon vor der Schlacht von Bautzen einen Waffenstillstand angeboten, und er wurde am 4ten Junius 1813 zu Poischwitz bei Jauer jetzt unterzeichnet, und erst am 10ten August von Seiten der Verbündeten aufgekündigt. Dieser Waffenstillstand konnte, da Napoleon jetzt noch die Elbe behaupten wollte, und nicht vielmehr an den Rhein sich zurückzog, um dort seine Macht zu sammeln, nur zu seinem Verderben geschlossen seyn. Denn Rußland zog unterdeß seine Streitkräfte näher heran, durch ganz Preußen bildete sich nun eine allgemeine Bewaffnung, deren Erfolg späterhin Europa in Erstaunen setzen mußte, und Rußland hatte unterdeß am 15ten Junius 1813, zu Reichenbach mit dem Brittischen Ministerium einen Alliance- und Subsidientractat geschlossen. —

Bülows Verdienste waren bereits anerkannt genug. Der König von Preußen übergab ihm, während dieses Waffenstillstandes, den Oberbefehl über das (damals dritte) Armeecorps von 48,000 Mann, welches für die

Armee von Norddeutschland bestimmt, und unter den Oberbefehl des Kronprinz von Schweden gestellt war. Als nemlich Napoleon früherhin französische Truppen in Schwedisch-Pommern hatte einrücken lassen, um dadurch Schweden zu zwingen, französische Parthei gegen England und Rußland zu nehmen, so blieb Schweden keine andere Wahl, als Pommern Preis zu geben, sich an Rußland anzuschließen und durch einen Tractat vom 13ten März 1813, hatte Schweden sich offenkundig gegen Frankreich erklärt, und sandte nicht allein alle waffenfähige Mannschaft nach dem festen Lande herüber, sondern auch den Kronprinzen des Reiches, Carl Johann, bekannter noch unter dem Namen Bernadotte, oder Prinz von Ponte-Corvo. Die Verbündeten machten an dem Kronprinz von Schweden keinen unbedeutenden Gewinn, denn außerdem, daß sein Kriegesruhm schon bewährt war, so kannte er, der die frühern Kriege unter Napoleon mit gemacht hatte, dessen Handlungsweise; übrigens aber erwartete man, daß es eine Mißstimmung und Besorgniß in der feindlichen Armee geben werde, wenn dieser beliebte Feldherr gegen Frankreich das Schwerdt zog.

Der Waffenstillstand wurde, wie gesagt, dem Feinde am 10ten August 1813 aufgekündigt, und nach der Convention vom 4ten Junius, konnten die Feindseligkeiten nur erst am 17ten August wieder anfangen. Napoleon verletzte aber in Schlesien und Sachsen das neutrale Gebiet, wodurch denn auch der ihm gegenüberstehende General Blücher bewogen wurde, schon am 14ten August die Feindseligkeiten wieder anzufangen. — Zu der Armee von Norddeutschland, welche in der Mark stand, zählten sich die russischen Corps Winzingerode, Woronzoff und Czernitscheff, ein englisches, zu des

General Walmoden Division gehörendes Detachement, ein schwedisches Corps unter Feldmarschall Stedingk, und die Preußen unter Bülow. Von dieser Seite her bedrohete die französische Macht Berlin. Zunächst stand dieser Nordarmee Deutschlands gegenüber Marschall Oudinot (Herzog von Reggio) mit 90,000 Mann, und General Bertrand, (das vierte und zwölfte Armeecorps) und außer einer Reserve von 60,000 Mann, welche ihm bald folgen konnte, befehligte Marschall Davoust (Prinz Eckmühl) zwischen Hamburg und Lübeck ein Flügelcorps von 30,000 Mann der bewährtesten Truppen (das dreizehnte Armeecorps), die jetzt, nach Endigung des Waffenstillstandes, in Anmarsch waren; und endlich rückte nach den eingezognen Nachrichten, auch noch das siebente Armeecorps, unter Reynier, aus der Oberlausitz heran. Daß der Feind zur Absicht habe, auf Berlin loszugehen, war nun außer Zweifel, und auf Anweisung des Oberbefehlshabers nahm Bülow am 20sten August eine Stellung bei Klein-Ziethen und Wasdorf ein, während die andern disponiblen Truppen der Nordarmee andere Stellungen besetzten. — Das von der Havel und von der Spree durchzogene Gebiet, war während des Waffenstillstandes unter Wasser gesetzt, so daß es dem Feinde unzugangbar seyn, und die Residenzen schützen sollte. Die vielen Teiche, Brüche und Moore der Gegend trugen nicht wenig dazu bei, einen solchen Plan ausführbar zu machen. Allein theils war die Arbeit der Verbarrikadirung nicht rasch genug von statten gegangen, theils war bei der dürren Jahrszeit jetzt gerade Wassermangel, und so wurde es den Franzosen nicht schwer, diese Linien rasch auf verschiedenen Puncten zu forciren. Bülows weit gedehnte Linie wurde dadurch mehrmals der Gefahr ausgesetzt, durchschnitten zu werden, und

nur die geschicktesten Bewegungen und die größte Aufmerksamkeit konnten dem Vordringen des Feindes eine bedeutende Kraft entgegen setzen. Auf Befehl des Kronprinz von Schweden sollte General Bülow am 22sten August, früh um 3 Uhr, sich in Schlachtordnung aufstellen, und zugleich bei Saarmundt über die Saare und Nuthe, zwei kleine Gewässer, die aber wegen des ungewissen Grundes nicht durchfahren werden konnten, Brücken schlagen lassen, damit er in leichtere Verbindung mit dem Corps Winzingerode treten könne, welches ihn aufnehmen solle, sofern er gedrängt werde. Die Aufstellung geschah, allein die Brücken konnten nicht aufgeschlagen werden, weil das Wasser hier schnell ausgetreten war. —

Unterdeß aber hatten auch die Franzosen eine andere, mehr vorgeschobene Stellung schon in derselben Nacht genommen, und der Oberbefehlshaber der deutschen Nordarmee, Kronprinz von Schweden, berief am folgenden Morgen einen Kriegsrath in Philippsthal zusammen, wo denn beschlossen wurde: eine Schlacht zwischen Berlin und den Brüchern an der Notte und Nuthe anzunehmen. Hiernach zog Bülow sogleich mit seiner Hauptmacht auf die Höhen von Heinersdorf hin, besetzte sie, und nahm noch an demselben Abend die Division von Thünen auf. Eben so strebte er, die Division des Generals von Borstell, die immer noch in Mittenwalde u. s. w. stand, sich anzuschließen, und theils diese Vereinigung zu bewirken, theils zu verhindern, daß der Feind nicht etwa zwischen ihm und Tauenzien durchbreche, setzte er sich am 23sten August Morgens rasch in Bewegung, und ging mit dem Kern der Truppen, nachdem er einen bedeutenden Posten in Groß-Beeren zurückgelassen hatte, auf Lichtenrade und

Klein-Ziethen. Kaum hatte Bülow die ihm so nothwendige Vereinigung mit Borstell bewirkt, als ein Befehl des Kronprinz von Schweden, der einen Hauptangriff in seiner Linie befürchtete, ihn zurück rief. Daher ließ General Bülow nur den General Borstell mit dessen Division bei Klein-Beeren zurück, und nahm mit den ihm übrig gebliebenen drei Divisionen in der Nacht seine erste Stellung bei Heinersdorf wieder ein.

Mit Tagesanbruch griff der Feind den preußischen Vorposten in Groß-Beeren an, und verdrängte ihn durch Uebermacht. Das Dorf gerieth in Flammen. Da nun General Bülow sichere Nachrichten darüber erhielt, daß das vierte feindliche Corps bei Blankenfelde angegriffen hatte, das siebente nebst der Reiterei des Herzogs von Padua über Groß-Beeren anrückte, und das zwölfte gegen Ahrensdorf in Anmarsch sey, so hielt er diesen Moment für allzu wichtig, als daß er nicht hätte, auch ohne ausdrückliche Instruction, die Plane, deren Ausführung er für nothwendig anerkannte, und worüber nicht sogleich Instructionen einzuholen waren, verfolgen sollen. Vielleicht mogte auch noch dazu eine stille Erwägung kommen, denn Preußen war durch die französische Politik zu sehr getäuscht worden, und Bülow konnte dem Kronprinz von Schweden, der in den französischen Lägern aufgewachsen war, um so weniger trauen, da dieser Prinz die Hauptschlacht unter die Thore von Berlin zog, ohnerachtet er schon früherhin mit der bedeutenden Heeresmacht, die seinem Oberbefehl anvertraut war, die Offensive hätte ergreifen können, und wenn es auch nur darum hätte geschehen sollen, ihm, dem Fremden, ein Vertraun bei denen, ihm untergeordneten fremden Truppen zu erwecken. Genug, sein Zögern gefiel dem Soldaten, gewöhnlicher Art, nicht,

und Bülow hielt daher eine gewisse Eigenmächtigkeit, wozu sein Genie ihn aufforderte, und welche die Noth gebot, für folgereich.

Kein Augenblick war zu verlieren, wenn das vorgeschobene Centrum des Feindes mit Erfolg sollte angegriffen werden; dies sah Bülow sehr deutlich, nachdem er von der feindlichen Stellung sich genau unterrichtet hatte, und hier erst von dem Kronprinz von Schweden Ordre einzuholen, das würde thorhaft gewesen seyn. Zwar hatte der Feind eine gute Stellung, indem sein rechter Flügel an den Sumpfmoor von Groß-Beeren, sein linker Flügel an den Wald sich lehnte, und vor ihm eine Ebne war, die er beherrschte und bestreichen konnte; allein Gründe, deren Entwickelung nicht hieher gehört, bestimmten den preußischen General, sich sofort zu dem Angriff in Bewegung zu setzen, und durch Eilboten von diesem eigenmächtigen Verfahren dem Kronprinz von Schweden Nachricht zu geben. Dieser stimmte denn auch mit Bülows Ansichten und Plan überein, und sandte ihm die Ordre zurück, Groß-Beeren wieder zu nehmen, als das Gefecht sich bereits entwickelt hatte. Bülows Ordre an die Chefs der Brigaden und Bataillone lautete dahin, „den rechten Flügel des Feindes anzugreifen, das Dorf Groß-Beeren wieder zu nehmen, und indem der Feind auf diese Weise in die Defileen zurück geworfen würde, durch die Trennung des Centrums die Flügel zum Rückzug zu nöthigen.“

Die Division des Prinz von Hessen-Homburg bildete den rechten, die Division von Kraft den linken Flügel der Schlachtordnung, die Division von Thümen stand in der ersten, leicht vorzuschiebenden Reserve, und jede Division sollte zwei Treffen bilden, wo die Cavallerie erst dem zweiten Treffen folgte. General v. Bor-

stell erhielt Befehl, über Klein-Beeren auf Groß-Beeren den rechten feindlichen Flügel zu flankiren, und die Artilleriemasse von 60 Kanonen bildete, von den, kolonnenweise sich bewegenden Flügeln, das Centrum. Das ganze Manövre des Generals Bülow war neu, berechnet, überraschend und passend. — Schon war es sechs Uhr Abends, und die Bataillons waren im Kolonnenmarsch bis auf Kanonenschußweite heran gekommen. Es hatte den ganzen Tag über stark geregnet; das schnellere Vorrücken gegen den Feind war dadurch aufgehalten. Nichts desto weniger aber fing die Artillerie des Bülowschen Corps, von den Flügeln gedeckt, im Centrum ein lebhaftes Feuer an, welches indeß aus der französischen Stellung gut beantwortet wurde. Im Ganzen genommen, würde hierdurch nichts ausgeführt seyn; Bülow schob daher seinen linken Flügel en échelon vor, und während die Bataillone der ersten Linie aufmarschierten, blieb das zweite Treffen im Kolonnenmarsch stehen, um entweder einzurücken, oder in der schrägen Linie sich bewegen zu können. — General Borstell hatte unterdeß mit vielem Erfolg seinen Auftrag, den rechten feindlichen Flügel zu flankiren, ausgeführt, und hatte bereits Batterien aufgeworfen, aus welchen er den Feind beschoß. Sobald General Bülow dieses bemerkte, ließ er im Sturmschritt vordringen, und unterdeß die Artillerie im Centrum mit neuer Lebendigkeit spielen. Das Fußvölk konnte, da der anhaltende Regen alles feucht gemacht hatte, mit dem Schußgewehre wenig ausrichten, daher entwickelte sich vor und in den französischen Batterien, die im Sturmschritt genommen wurden, bald ein Handgemenge, dem viele Todtenopfer fielen. Das Feld war schon jetzt mit Leichen be-

deckt, und die preußische, überlegne Reiterei hinderte das französische Fußvolk, sich wieder zu sammeln.

Jetzt ließ General Bülow auch seinen rechten Flügel in die Linie vorrücken, und die Division v. Thümen rückte zugleich aus der Reserve nunmehr in die erste Linie ein; die Reiterei an den Flügeln erhielt Befehl, zu flankiren. Die Franzosen räumten das Schlachtfeld, und zogen sich, wie die ausgeschickten Detaschements der Verfolgung meldeten, in der Nacht zum 24sten August 1813, auf Gatzdorf und Salav, auf Gottav und auf Baruth, in drei Abtheilungen zurück. — Der Zweck war erreicht, welchen der Augenblick gebot; Berlin war durch Bülows kühnes Unternehmen, welches er ohne ausdrücklichen Befehl seines Oberfeldherrn begonnen hatte, jetzt wieder durch ihn gerettet. Die Beute dieses Tages waren 14 Kanonen, 60 Munitionswagen, 1500 Gefangene, und 2000 Gewehre wurden auf dem Schlachtfelde zusammen gelesen. Das preußische Corps des General Bülow opferte an diesem Tage 1200 Mann dem Tode, oder der schweren Verwundung. General Bülow war, so lange die Schlacht wüthete, überall, wo Gefahr zu seyn schien, wo eine Ermuthigung nöthig war, oder wo im Angesicht des Feindes die Stellung verändert werden mußte. Hier zeigte er sich zuerst als kommandirender General mit großem Erfolg, und rechtfertigte das Vertraun, welches sein Monarch auf ihn gesetzt hatte.

Die Flucht des Feindes war eilfertig, und Verwüstung und Brand bezeichnete den Weg, welchen er genommen hatte. Bülows leichtes Volk verfolgte ihn, er selbst ging mit dem Gros der Armee langsam nach, während er auch mit dem Corps des General Tauenzien sich wieder hatte in Verbindung setzen können. Eben

so rückten die übrigen zu der Nordarmee gehörenden Truppenmassen langsam vor. Alle Nachrichten stimmten dahin überein, daß die Franzosen ihren Rückzug auf Wittenberg nähmen, und man konnte es nicht verhindern, daß nicht am 28sten August in Zahne das 4te, 7te und 12te Armeecorps und die Reiterei des Herzogs von Padua sich wieder vereinigt hätten. Der französische Kaiser konnte den Plan, Berlin zu nehmen, nicht schwinden lassen, und setzte in der Person des Marschalls Ney (Prinz von der Moskwa), der Nordarmee bald darauf einen seiner versuchtesten Generale entgegen. Am 4ten September übernahm Ney zu Wittenberg den Oberbefehl dieser französischen Armee. Am 30sten August glaubten die Feldherrn der Nordarmee zu bemerken, daß der Feind eine feste Stellung bei Treuenbrietzen nehmen, und dann eine Schlacht anbieten wolle. Am 31sten August wurde daher auf beiden Flügeln der Armee eine große Recognoscirung mit der Reiterei angestellt. Auf dem rechten Flügel führte die Reiterei des Bülowschen Corps diesen Befehl aus, und es gelang dieser Reiterei, den Feind auf seinem rechten Flügel zu überraschen, so daß er kaum noch Zeit hatte, eine Infanterie-Linie vorzuschieben. Die Preußen würden hier mit vielem Erfolg auf den Feind sich haben stürzen und seine Unordnung benutzen können, wenn das Fußvolk schon hätte heran gezogen werden können, und wenn man dadurch nicht außer Verbindung mit der ganzen Linie gekommen wär. Außerdem aber entwickelten die Franzosen bald so starke Massen bei Schwanebeck und Feldheim, daß man sich davon überzeugen mußte, auf das Gros der Armee gestoßen zu seyn. Der Zweck der Recognoscirung war also vollständig erreicht.

Am 3ten September war der Feind bereits bis

Wittenberg gedrängt, wo er bei Thiesen und Eupern ein verschanztes Lager bezog. Bülows Avantgarde, unter General v. Borstell, kam hier mit der Arriergarde des Feindes in ein hitziges Gefecht, bei welchem die Preußen überaus tapfer sich zeigten. Da es aber außer dem Zweck der Operationen lag, hier schon ganz sich zu engagiren, so wurde das Gefecht geschickt abgebrochen, und das Bülowsche Corps nahm eine meisterhafte, vorgeschobene Stellung bei Köpenik, Kropstädt, Rahnsdorf u. s. w. — Zwar sollte die leichte Reiterei von Czernitscheff und Hellwig über die Elbe gehn, um im Rücken des Feindes zu schwärmen, und so ihn auf die Magazine von Wittenberg, die eben nicht bedeutend seyn konnten, zu beschränken; allein es war kein sicherer Uebergangspunkt zu finden, und die Ausführung dieses Planes mußte für jetzt noch verschoben werden. General Dobschütz war am 4ten und 5ten September in hitzige Gefechte bei Eupern und Woltersdorf verwickelt, so daß der Kronprinz von Schweden, der hier einen Hauptangriff befürchten durfte, mehrere Truppenabtheilungen dorthin zog. General-Lieutenant von Bülow glaubte aber schon am 5ten September Nachmittages, sich davon überzeugen zu können, daß der Feind seine wahre Absicht durch jene Gefechte nur verberge, und sich mit seiner ganzen Macht auf Zahne werfen wolle, um sich den Weg auf Berlin dadurch zu bahnen. Hiernach nahm er sogleich seine Maaßregeln, und bald wurde auch der General v. Dobschütz, welcher Zahne besetzt hielt, so lebhaft angegriffen, daß er sich auf Seyda zurückziehen mußte, wo ihn General Tauenzien aufnahm. Man stand hier so nahe einander gegenüber, daß General Tauenzien, welcher am Abend desselben Tages im Hauptquartier des Kronprinz von Schweden, zu Rabenstein,

gewesen war, auf seinem Rückwege plötzlich in der feindlichen Truppenlinie sich befand. Geistesgegenwart rettete ihn und seinen Adjudanten. Sie gaben sich für sächsische Officiere aus, und erreichten glücklich die preußischen Vorposten.

An demselben Abend erfuhr der wachsame General Bülow nun bestimmt, daß der Feind sein Lager verlasse, und mit seiner ganzen Macht auf Zahne marschiere. Der Plan, den der Feind hatte, das Corps des General Tauenzien aufzureiben, und dann im Flankenmarsch auf Berlin loszugehen, lag ihm also deutlich vor Augen, und hier war keine Zeit zu verlieren. Den Feind im verdeckten Parallelmarsch zu begleiten, und ihn in die Flanke und in den Rücken zu nehmen, sobald das Gefecht mit dem Tauenzienschen Corps sich entwickelt habe, diesen Entschluß schnell auszuführen, setzte er sich sogleich in Bewegung. Die Divisionen v. Hessen-Homburg, v. Thümen und v. Kraft, die Reserve-Cavallerie und Reserve-Artillerie brach sogleich auf, mit der Anweisung, sich bei Kurz-Lipsdorf und Kaltenborn in enge Verbindung zu setzen; die Division v. Borstell wurde beordert, den Paß von Köpenik besetzt zu halten, bis sie von Russen oder Schweden abgelöset werden würde, und dann in derselben Richtung dem Gros der Armee unverzüglich zu folgen. Diese Division baldigst an sich zu ziehen, daran war dem General von Bülow sehr viel gelegen, und in dem Bericht, welchen er über seine Bewegung unverzüglich in das Hauptquartier, nach Rahenstein, schickte, bat er dringendst um die schnellste Ablösung jener Division, indem er dem Feinde jetzt am nächsten stehe. Der Kronprinz ertheilte nun Abends zehn Uhr für den folgenden Tag eine Ordre, worin das alles genehmigt wurde, was General Bülow

bereits, ohne Anfrage, unternommen hatte, und als geschickter Heerführer unternehmen mußte. Es heißt nemlich in dieser Ordre: „der General v. Bülow beobachtet die Defileen von Köpenik und Kropstedt, und vereinigt den Rest seiner Truppen bei Werkzahlen, Schönfeld und Kurz-Lipsdorf, nach den Bewegungen des Feindes, um dem Feinde in die linke Flanke fallen zu können, wenn er nach Jüterbock rücken sollte; er unterhält seine Verbindung mit dem General v. Borstell. Der General Tauenzien nähert sich dem General v. Bülow, um sich bei einem feindlichen Angriff auf ihn zu stützen, und in Gemeinschaft mit ihm angreifen zu können.“

General v. Bülow setzte in der Nacht seinen Marsch fort, die Truppen durften kein Feuer anmachen, damit sie dem Feinde verborgen blieben, und am 6ten September Morgens, stand das Bülowsche Corps seitwärts dem Feinde verdeckt bei Kurz-Lipsdorf, während General Tauenzien auf den Anhöhen vor Jüterbock, nach Zahne zu, sich ausgebreitet hatte, so daß diese beiden Corps der preußischen Armee in ihrer Berührung beinahe einen rechten Winkel bildeten.

Morgens zwischen 7 und 8 Uhr machte der Feind einen falschen Angriff auf das Bülowsche Corps, wodurch der General bewogen wurde, sich auf Eckmansdorf zu ziehn. Jener Angriff sollte aber nur den Abmarsch gegen Tauenzien verdecken, und dieser Angriff erfolgte denn nun auch bald mit dem ganzen Nachdruck der französischen Uebermacht. Um sich Bülow zu nähern, hatte Tauenzien noch kurz vorher eine rasche Bewegung gegen Kaltenborn gemacht, allein sie war unausführbar, und Tauenzien hielt mit vieler Mühe den weit überlegenen Feind für jetzt noch ab. — Bülow, nachdem er sich davon überzeugt, daß der Angriff auf sein Corps

nur ein falscher gewesen sey, brach mit drei Divisionen, der Cavallerie und der disponiblen Artillerie rasch auf, um den Feind in seiner linken Flanke und im Rücken anzugreifen. Zugleich sandte er einen Adjudanten an den Kronprinz, mit der Nachricht, daß er auch ohne Ordre jetzt den Feind angreifen müsse, obgleich er einsehe, daß er dessen ganze Macht gegen sich habe; dringendst forderte er nochmals die schnellste Ablösung der Division Borstell.

Der linke Flügel der Bülowschen Armee stand Tauenzien am nächsten, und um das vierte Armeecorps so bald als möglich zu unterstützen, und zugleich den rechten Flügel zu schützen, ließ General Bülow en échellon vom linken Flügel in Schlachtordnung abmarschieren. Die Division v. Kraft zog im rechten, die v. Thümen im linken Flügel. Der Prinz von Hessen-Homburg führte die Reserve. General v. Oppen wurde mit der Reiterei und mit der reitenden Artillerie vorausgeschickt, die rechte Flanke zu decken; die Divisionen marschirten Bataillonweise.

Der Feind konnte seine Stellung nicht mehr ändern, und die Schlacht auch nicht mehr abbrechen. Der Nachtmarsch des General v. Bülow in der Parallele, war ihm entgangen, und Marschall Ney hatte am Morgen des 6ten Septembers noch geglaubt, Tauenzien werfen zu können, ehe Bülow ankäm, um dann auf dessen Armee hinzustürzen. Allein Bülow kam noch zu günstigem Augenblick an. Als die Division v. Thümen auf Kanonenschußweite an die feindliche Flanke kam, ließ Bülow eiligst Batterien auffahren, zum Succurs des General Tauenzien. General v. Thümen griff den Feind, welcher auf der Höhe hinter Nieder-Gehrsdorf Front gemacht hatte, lebhaft an, wurde aber gewor-

sen. Kaum hatte Bülow Nachricht hiervon, so eilte er selbst hin, ließ mehrere Battaillone und eine zwölfpfündige Batterie nachrücken, und in Verbindung mit diesen frischen Truppen, wurden jene Anhöhen erstürmt. Eine Batterie, unter Obrist von Dietrichs, führte General Bülow selbst in dem entscheidendsten Moment vor, während die Batterie im Auffahren von Kartätschen- und Kleingewehr-Feuer gestört wurde. Bülow ließ sich aber nicht stören, und bei der dritten Salve, welche diese Batterie gab, wurde die feindliche zum Schweigen gebracht, und das Fußvolk mit großem Verlust zum Rückzug genöthigt. General von Thümen sammelte seine geworfenen Truppen, (besonders waren vier Bataillone Infanterie zum Weichen gebracht) schnell, mit vieler Besonnenheit wieder, und der Feind wurde nun zwar vollständig von Nieder-Gehrsdorf zurück geworfen, leistete aber um so kräftigern Widerstand bei Dennewitz. Im Sturm wurde aber alles genommen, die Verbindung mit dem Tauenzienschen Corps war vollständig erreicht, und auf diesem Flügel kam der Feind nicht wieder zum Stehen. Die Division v. Thümen verfolgte ihn bis über Lang-Lipsdorf hinaus, wo sie dann auf Bülows Befehl sich zwischen Bocho und Oehna aufstellte.

Der rechte Flügel der Bülowschen Armee, unter Obrist Kraft, war auch bald nachher, als sich v. Thümen engagirt gehabt, aufmarschiert, und vier Stunden wetterte hier die Schlacht, ohne daß der Erfolg vorauszusehen war. Was den Preußen an Truppenmenge abging, das ersetzte eine unerhörte Tapferkeit, genaue Kenntniß des Terrains und kluge Führung; die französische Armee hingegen rühmte sich einer entschiedenen Uebermacht, trefflichen Geschützes und einer sehr vortheilhaften Stellung. Dazu kam, daß das zwölfte (Du-

dinotsche) Armeecorps, welches erst im Aufmarschieren gewesen war, als Bülow bereits mit der Division v. Thümen den französischen Flügel geworfen hatte, sich jetzt schnell gegen die Spitze des preußischen, rechten Flügels drängte, und dort rasch starke Infanteriemassen entwickelte, während die Reiterei und Artillerie die Flanke zu gewinnen strebte. Obrist v. Kraft, welcher überflügelt zu werden befürchten mußte, nahm eine bessere Stellung, im Angesichte des Feindes, ein. Seine rückgängige Bewegung geschah in größter Ordnung. Kaum war General v. Bülow von diesem Bedrohen des rechten Flügels benachrichtigt, als er die Reserve, unter Prinz von Hessen-Homburg, vorschob, so daß diese bald ganz in der ersten Linie stand, und in den heißen Kampf verwickelt war. — Bülow war selbst gegenwärtig, allein der Andrang der feindlichen Macht war zu stark, besonders schob Marschall Ney auf diesen Flügel immer mehr Geschütz vor. — In diesem Augenblick, dem mißlichsten des heißen Tages, erschien, Nachmittages halb vier Uhr, die Division v. Borstell, deren Zurückberufung Bülow so dringend begehrt hatte, endlich zum Succurs des rechten Flügels der preußischen Armee. General v. Borstell hatte erst um eilf Uhr Mittags seinen Posten bei Kropstedt verlassen können, weil er zu dieser Zeit erst abgelöset wurde, und mit Schweden und Russen marschierte er rasch vor auf Eckmansdorf. Als er Talichau verlassen hatte, erhielt er Ordre, sich bei Eckmansdorf aufzustellen, um die russische und schwedische Armee, welche einen Angriff erwartete, zu verstärken; allein General v. Borstell war schon durch einen Adjudanten, der von dem General Bülow zurück kam, davon unterrichtet, daß er auf dem rechten Flügel sehnlichst erwartet werde, und eilte daher, auch ohne Ordre,

Allein dem guten Geist, der jetzt zu walten schien, folgend, auf Gehlsdorf, wo das Gefecht jetzt eben am heißesten wüthete. Der Obrist v. Kraft bildete eben den letzten, verwegenen Angriff auf das stark vertheidigte Dorf Gehlsdorf, als Borstells Division, eben angelangt, sich anschloß, und überall gedrängt und flankirt, mußte die französische Armee das Schlachtfeld räumen. Allmählig kamen auch die Schweden und Russen angezogen, die preußischen Armee-Corps aber, unter Bülow und Tauenzien, hatten den Ruhm des Tages bereits errungen, denn ungeregelt floh der Feind nach allen Richtungen, und Bülows klugem Manövre, den Feind in der angegebnen Art zu flankiren, war die Entscheidung des schweren Tages zu verdanken.

Der Kronprinz von Schweden kam nachher selbst auf dem Schlachtfelde an, und General Bülow, den selbst angefangenen Plan auch selbst verfolgend, ließ, als die Dunkelheit eingebrochen, und die Infanterie schwer ermüdet war, dieselbe zwischen Dehna und Bocho ausruhen, während die Generale v. Borstell und v. Oppen mit der Reiterei den Feind, der seinen Rückzug auf Torgau nahm; weiter verfolgten. Aus Dahme wurde der geängstete Feind weiter zurückgeworfen, und die leichten Corps des Major Hellwig und Rittmeister Blankenburg, beunruhigten ihn noch am folgenden Tage, nahmen ihm Geschütz, Pferde und Gefangene ab. Hinter den Waldungen von Torgau sammelten die geschlagenen Franzosen sich erst wieder, und die preußische Armee erbeutete an diesem Tage der Schlacht von Dennewitz vier Adler, sechs und funfzig Kanonen, über dreihundert Wagen, und machte 15,000 Gefangene. Das Bülowsche Corps ließ auf dem Schlachtfelde 24 Officiere todt, 180 Officiere waren verwundet, und an Unter-

officieren und Gemeinen waren 5989 Mann todt oder unfähig zum Dienst geworden. Der Verlust des Feindes ist nicht genau angegeben, kann aber nicht geringer seyn, da sie als Angreifende auf das Tauenzienſche Corps mehrere Opfer bringen mußten. Eine schwedische und eine russische Batterie, welche gegen Ende der Schlacht aufgefahren waren, trugen zu dem Verlust der Preußen noch etwas bei, indem jene Batterien falsch gerichtet waren, denn die Angekommenen kannten die gebrochene Stellung der Preußen nicht genau, und glaubten den Feind vor sich zu haben; Bülows Officiere warfen sich diesem Geschütz entgegen, und hinderten so die Vermehrung des Unglücks.

Bülows Unternehmen hatte die Nothwendigkeit und die richtige militairische Berechnung dictirt, sonst würde man es verwegen nennen können. Er konnte voraussehen, daß das russische und schwedische Corps ihm nicht schnell genug, wenn er sich engagirte, zu Hülfe eilen könne, und die Uebermacht des Feindes war bedeutend. Es fochten nemlich an diesem Tage nur 45,000 Preußen, wogegen 80,000 Franzosen mit ihren Verbündeten, in der Linie standen. Nur auf die Tapferkeit seiner Truppen, auf das überraschend Neue seines Manövers, und auf die Geschicktheit seiner Officiere, in der Ausführung seines Planes, hatte Bülow vertraut, und er hatte sich nicht verrechnet. Gott und die gute Sache waren mit ihm und seinem Beginnen. Mit dem General Bülow wirkte für die Ordnung und Bewegung der Schlacht sehr viel der Chef seines Generalstabes, Obrist v. Boyen, und es gereicht dem General Bülow um so mehr zur Ehre, daß er das Verdienst dieses Officiers laut rühmte, und es anerkannte, wie viel er bei dem glücklichen Erfolg ihm zu verdanken habe; eben so erkannte er es

an, daß die preußische Artillerie durch die geschickte und einsichtsvolle Leitung des Obrist v. Holzendorf das Wesentliche zu Entscheidung der Schlacht beigetragen habe. — Die pommerschen Bataillone besonders, denen General Bülow persönlich näher bekannt war, gingen in das Feuer, wie zum Tanz. Bei dem ersten Vordringen führte der General drei dieser Bataillone in das Feuer; feindliche Granaten schlugen in die Rotten, und die braven Pommern begrüßten diese Granaten mit einem Hurrah! — Als die Schlacht noch stand, war Bülow der Gefahr ausgesetzt, niedergehauen zu werden. Zwei Schwadronen polnischer Ulahnen, in einem Cavallerieangriff versprengt, waren zwischen das erste und zweite Treffen der preußischen Linie gekommen, wo General Bülow sich eben befand. Staub und Pulverdampf hatte sie irre geführt; jetzt erst bemerkten sie, wo sie sich befanden, und wollten sich durchhauen. Sie stürzten auf Bülow los, der nur die Officiere seines Stabes und die Stabswache um sich hatte. Alles aber sammelte sich um den General, ihn zu beschirmen, hieb auf die Polen ein, und eine Schwadron pommerscher Reiterei, welche herbei eilte, hieb den Rest jener Polen nieder, oder nahm sie gefangen. — Bülow schickte während der Schlacht eine Ordonnanz, mit einer Meldung, an den Kronprinz von Schweden nach Marzahne. Der Reiter hatte die erste Sylbe vergessen, und nahm den Weg auf Zahne, das noch mit Franzosen besetzt war. Der Förster von Treuenbrietzen, der den General Bülow persönlich kannte, und ihm verbindlich war, begegnete dieser Ordonnanz bei Zahne, unterrichtete sich von der Sendung, und führte mit eigner Gefahr den Boten auf den Weg nach Markzahne. — An einzelnen Beispielen persönlicher Tapferkeit, an Beweisen der Ba-

terlandsliebe und der Menschengröße ist diese Schlacht sehr reich, und in den Annalen der preußischen Historie ist sie um deswillen von der größten Bedeutung, weil hier Preußen allein, nur gering von den Verbündeten unterstützt, mit einem weit überlegnern Feinde sich maßen, und durch den ruhmwürdigen Sieg im In- und Auslande das Vertraun wieder herstellten, welches seit 1806 nicht mehr das hochbewährte war, und die That, der Erfolg der That machte bald den Neid und die Gemeinheit schweigen, welche sich gern an das Verdienst klammern, es hernieder zu ziehn. —

General Bülow nahm in der Nacht vom 6ten zum 7ten September, sein Hauptquartier in Dehna, und am 8ten wurde von der ganzen Nordarmee ein Dankopfer gebracht, mit dem Victoria-Schießen. Die Bülowsche Armee marschierte in der Linie auf, welche die Hauptmomente der Schlacht gebildet hatten, und hier im Angesicht der frischen Gräber, in denen viele alte Waffengefährten ruheten, priesen die Zurückgebliebenen den Gott der Heerschaaren, für den glänzenden Sieg. Bülow entblößte sein Haupt, das würdige! und im Angesicht seiner Truppen richtete er seine Gedanken zu Gott, und dankte ihm, dem Retter in der höchsten Noth, dem Beschützer der Wahrheit.

Die Fürsten der Verbindung gegen Frankreichs Mißhandlung des festen Landes von Europa, erkannten den folgereichen Einfluß dieses Sieges der Nordarmee, und der Held der Schlacht, General Bülow, erhielt von seinem Monarchen das Großkreutz des eisernen Kreutzes, — eine Auszeichnung, die nur wenigen zu Theil wird. — Kaiser Alexander von Rußland übersandte ihm den Alexander-Newsky-Orden, und der König von Schweden das Großkreutz des Schwerdtordens. Spä-

terhin ernannte der König von Preußen den Sieger bei Dennewitz zu einem „Graf Bülow von Dennewitz“ für ihn und seine Nachkommen.

Bis zum 10ten September blieb die Stellung vor Wittenberg. Der Feind hatte das rechte Elbufer nach der Schlacht von Dennewitz geräumt, und der Plan der Nordarmee ging nun darauf hin, Wittenberg einzuschließen, Uebergänge über die Elbe zu gewinnen, mit der Hauptmacht der großen Armee der Verbündeten in Verbindung zu kommen, und durch Sachsen eine Diversion gegen Böhmen und das Königreich Westphalen, wohin vom rechten Flügel leichte Truppen zum Schwärmen abzusenden waren, zu machen.

Wenn wir nun einen Blick auf das Kriegstheater, wie es bei Eröffnung des Feldzuges war, und wie es jetzt sich befand, werfen, so war die Lage der Dinge sehr verändert. Die weit über Norddeutschland ausgebreitete französische Armee war, nachdem sie viele Verluste erlitten, und vergebens an vielen Puncten versucht hatte, durchzudringen, in ihre festen Stellungen an die Elbe zurückgezwängt, und der französische Kaiser nahm den Rath seiner erfahrensten Feldherrn, den Rhein zu gewinnen, die Elbe aufzugeben, und alle Besatzungen an sich zu ziehn, nicht an. Er hielt es für schimpflich, die Elbe zu verlassen vor einer entscheidenden Schlacht. — Die schlesische Armee, unter General Blücher, hatte der Marschall Ney und Macdonald am 26sten August 1813, an der Katzbach geschlagen, dem Feinde 18,000 Gefangene und 103 Kanonen abgenommen; 8000 Todte hatte der Feind auf dem Schlachtfelde gelassen, und hatte ganz Schlesien räumen müssen; — die Nordarmee hatte bei Groß-Beeren und Dennewitz jene Siege, deren schon Meldung geschehn ist, er-

rungen; — der General Vandamme, welcher mit 42,000 Mann zu unvorsichtig in Böhmen eingedrungen war, wurde am 30sten August 1813 mit 8,000 Mann gefangen bei Kulm, und von seinem Corps retteten sich kaum 10,000 Mann. Wenn auch auf der andern Seite die Oestreicher von Napoleon selbst, der aus Schlesien herbeigeeilt war, am 27sten August bei Dresden geschlagen wurden, Sachsen räumten und 20,000 Gefangene verloren, so war die Lage der französischen Armee dadurch im mindesten nicht gebessert. Der Kaiser von Oestreich, welcher die Unbiegsamkeit seines Schwiegersohnes nicht länger hatte ertragen können, und vergeblich bemüht gewesen war, während dem Poischwitzer Waffenstillstand Napoleon dahin zu bestimmen, den Rhein als die Basis der Friedensunterhandlungen anzuerkennen, war bereits am 9ten August zu den Alliirten übergetreten, schloß am 9ten September 1813 mit Rußland und Preußen zu Töplitz eine Convention, welcher die Convention mit England vom 3ten October nachfolgte. Dem zufolge sammelte Oestreich eine große Heeresmacht, die unter Fürst Schwarzenberg aus den böhmischen Gebirgspässen über Sachsen sich ergoß, und Marschall Davoust, der die Niederelbe in einer furchtbaren Stellung besetzt hielt, machte vergebens Versuche, durch Diversionen einen Theil der Nordarmee von der französischen Hauptmacht abzuziehn. Er hatte den General Pecheur mit einer Division auf Magdeburg geschickt; General Wallmoden wieß denselben am 16ten September bei der Göhrde mit einem Verlust von 2100 Mann, die er ihm abnahm, zurück; General Girard, der von Magdeburg ausgerückt war, hatte sich schon früher zurückziehn müssen, nachdem er am 28sten August bei Hagelsberg 3500 Gefangene der ihm entgegen gesandten Division

des Bülowschen Corps hatte lassen müssen. Dazu kam, daß zu Ende Septembers die leichten russischen Truppen, unter Czernitcheff, und Partisane der Nordarmee schon im Rücken der französischen Armee sehr bedeutend schwärmten, sogar bis nach Cassel vordrangen, wo sie den König Hieronymus von Westphalen vertrieben, und überhaupt vom linken Elbufer ab, die durch französischen Zwang und Despotismus gefesselten Völker zu Nationalsinn und Kraftgefühl zurück zu führen bemüht waren.

Bei dieser Lage der Dinge ließ Napoleon eine starke Besatzung in Dresden zurück, und zog sich mit der ganzen Kraft seiner disponiblen Truppen auf Leipzig, wo er zwischen Konnewitz, Probstheida und Stötteritz feste Stellungen einnahm, um hier die anrückenden Oestreicher von Böhmen her, die anrückenden Russen und Preußen von Schlesien her, und die Nordarmee aus der Mark her, zu empfangen und zurück zu werfen. — Die Franzosen sowohl als die verbündeten Armeen der Russen, Oestreicher, Preußen u. s. w. hatten am 15ten October 1813 auf den kleinen Raum einer Quadratmeile eine halbe Million Streiter zusammengedrängt und gegen einander gestellt. Tausend Kanonen von beiden Seiten droheten, Tod und Verderben auszuspeyen, und der 16te October eröffnete die entscheidende Scene. Der Würfel lag, ob Napoleons System und seine neugeschaffene Dynastie in Europa vorherrschend, gebietend seyn sollte, oder ob die alte Wahrheit wieder heimgekehrt sey zu den Stammvölkern, zu den Enkeln ruhmwürdiger Väter, deren viele die Geschichte nennt.

Die Völkerschlacht von Leipzig hatte schon einen Tag gewüthet, und die französische Armee war auf Leipzig zurückgedrängt. Am 17ten October gegen Abend

kam die Nordarmee auf dem linken Flügel der schlesischen Armee an, und für den folgenden Morgen wurde ein allgemeiner Angriff auf allen Puncten bestimmt. General Bülow gönnte sich in dieser Nacht nicht einen Augenblick Ruhe; die gegenseitige Stellung zu erforschen, von dem ganzen Terrain sich genau zu unterrichten, und seine Truppen so aufzurichten, daß sie an diesem, Europa's Schicksal entscheidenden Tage, mit Erfolg in das Eisenfeld rückten, diese Beschäftigungen nahmen die Zeit der Nacht hin, welche einem schweren Tage voran ging. — Am 18ten October, mit Tages Anbruch, wurde die feindliche Armee in ihrer Stellung um Leipzig von allen Puncten her angegriffen, wobey Bülow mit seinem Corps Befehl hatte, über Taucha zu debouchiren. Er bildete mit seinem Corps, unterstützt von der Reiterei des General Winzingerode, den äußersten linken Flügel der Nordarmee. Er führte diesen Auftrag mit großem Erfolg aus, und bald rückte die Nordarmee auf des Feindes linken Flügel ein, unterstützt von Bennigsen und der Hauptarmee, die ihren linken Flügel bei Connewitz an die Elster lehnte. So lebhaft auch die Bewegungen der Franzosen waren, so waren doch die Feinde mit Einbruch der Nacht bis Leipzig zurückgedrängt; General Bülow hatte mit großer Tapferkeit die feindlichen, von Infanteriemassen geschützten Batterien von Paunsdorf genommen; er entschied an diesem Tage den günstigen Ausgang der Schlacht dadurch, daß er die stark vertheidigten Dörfer Stünz und Sellerhausen, im Sturmschritt nahm, und sich darin, trotz aller Anstrengungen des Feindes, diese Stellungen wieder zu gewinnen, welche bis spät in die Nacht fortgesetzt wurden, behauptete. Auf der Straße nach Lützen und Weißenfels allein hatten die Franzosen noch eine freie

Bewegung, wenn gleich General Blücher das Yorkſche Corps an demſelben Abend nach der Richtung von Halle abmarſchieren ließ, um dem zu erwartenden Rückzug auf dem Wege nach Merſeburg und Weißenfels zuvor zu kommen. In der Nacht vom 18ten zum 19ten October bivouakirte die Armee der Verbündeten auf dem Schlachtfelde, und am 19ten October, mit Tagesanbruch ſah man, wie der Feind in Leipzig ſelbſt ſich geſammelt hatte, um von hier ab, wie es ſchien, ſeinen Rückzug zu maskiren. Um 9 Uhr Morgens waren die Franzoſen auf die Stadt eingeſchränkt. General Sacken nahm die Verſchanzungen vor dem halliſchen Thore mit Sturm, wurde aber von dem Thor ſelbſt durch aufgefahrne Kanonen abgewieſen; erſt als Verſtärkungen unter Langeron hinzukamen, war die Einnahme dieſes wichtigen Poſtens möglich. General Bülow mit ſeinen Truppen erſtürmte zu gleicher Zeit das Grimmaiſche und das Ranſtädter Thor, und hatte noch ein ſehr hartnäckiges Gefecht in den buſchigen Umgebungen der Gärten und Spatziergänge vor der Stadt. Den erſten Angriff auf die Thore hatte der General der Diviſion Prinz Heſſen-Homburg aufgetragen. Die Diviſion v. Borſtell unterſtützte. Die Thore waren verpalliſadirt, wurden aber, jedoch mit nicht geringem Verluſt, genommen. Das Bülowſche Corps ſtürzte zuerſt ſich in die Stadt, und der Kampf auf den Straßen war lebhaft und blutig. Der Prinz von Heſſen-Homburg wurde verwundet; viele Preußen lagen hingeſtreckt da, weil aus allen Häuſern geſchoſſen wurde, aber endlich ſiegte die Sache der Verbündeten, und die Franzoſen, die ſich nicht ergaben, wurden niedergehauen.

Bülow mit ſeinen tapfern Streitgenoſſen war nicht der letzte geweſen, der in Leipzig eindrang, und an

der Ehre des Tages hatte er großen Antheil. Sein Monarch sandte ihm auch das Ehrenzeichen des rothen Adlerordens zweiter Classe, nach dieser Schlacht, zu, mit einem sehr gnädigen Handschreiben. — Man rechnet es dem Kaiser von Frankreich als einen Fehler an, daß er überhaupt bei Leipzig sich aufgestellt und eine Schlacht angeboten habe, und dann, daß er den Rückzug von Leipzig auf Lindenau nur auf einer einzigen Brücke über die Pleiße genommen. Dazu kam, daß diese Brücke durch ein Versehn des Obrist Montfort, zu früh gesprengt war, so, daß alles, was die Brücke noch nicht passirt hatte, den Verbündeten sich ergeben, oder seinen Tod finden mußte. Fürst Poniatowsky, der Polen tapferer Anführer, und General Dümoustier wollten sich vor einer schimpflichen Gefangenschaft schützen, indem sie sich in die Fluthen der Elster stürzten; sie erreichten aber das gegenseitige Ufer nicht; der Strom riß sie mit fort, und in den Wellen fanden sie Gräber, die eine bessere Stelle verdient hätten. Außer ihnen fanden noch über 2000 Mann der flüchtigen Franzosen in diesem Wasser ihren Tod. Poniatowsky und Macdonald sind die Vertheidiger Leipzigs bis zu dem letzten Moment zu nennen. General Bertrand war Kommandant der Stadt und wurde gefangen genommen. Die Bürger selbst baten für ihn, und er wurde, was in einer erstürmten Stadt viel sagen will, sehr anständig und schonend behandelt.

Unermeßlich war der Erfolg dieser Leipziger Schlacht. 18,000 Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, 30,000 Gefangene waren gemacht, 250 Kanonen waren erobert, 22,000 Verwundete und Kranke blieben zurück, Sachsen, Wirtemberger, Westphalen, selbst Spanier und Portugiesen, — alle jene Zwangstruppen, jene falsch behandelten Hülfsvölker der französischen Armee waren

rottenweise zu den Verbündeten schnell übergegangen, — denn, wo der Sieg ist, dahin wendet sich auch die Meinung des geringen Mannes — und mehr als alles dieses wirkte der Abfall der deutschen Länder von der französischen Oberherrschaft. — Der König von Baiern war schon am 15ten October 1813 der Coalition beigetreten, Wirtemberg schloß sich durch eine Convention, Fulda, den 3ten November 1813, der Sache Deutschlands an; unter gleichem Dato war der Großherzog von Hessen zu Dorningheim beigetreten, und am 20sten November schloß sich auch der Großherzog von Baden zu Frankfurt der Sache Deutschlands an. Churhessen war schon durch eine Erklärung seines angestammten Fürsten im März 1813 dieser deutschen Verbindung beigetreten, und eben so der angestammte Regent der Braunschweig-Lüneburgischen Lande, Herzog Friedrich Wilhelm, so wie denn auch die kleinern Fürsten des Reichs jetzt von dem Rheinbund sich abwandten, nachdem sie bemerkt hatten, daß Czernitcheff, der auf seinem Streifzuge nach Cassel schon am 30sten September 1813 gesagt hatte: „das Königreich Westphalen sey aufgelößt," wahr gesprochen habe. Am 2ten November 1813 ging die große französische Armee in neun Stunden über den Rhein; so war sie aufgelößt! Am 1sten Januar 1814 ging die schlesische Armee unter Blücher, bei Caub über den Rhein; während der Kronprinz von Schweden sich gegen Prinz Eckmühl geworfen hatte, um denselben in Hamburg eng einzuschließen, und zugleich Bewegungen gegen Dännemark zu machen. Er drang in Dännemark ein, daß Interesse des schwedischen Reiches wahrzunehmen, und zwang Dännemark am 15ten December 1813 zu einem Waffenstillstand in Rendsburg, welchem am 14ten Januar 1814 zu Kiel der Friede unter, für Dänemark sehr

harten Bedingungen, folgte. Bülow hatte mit seiner Armee unterdeß mit ausgedehnter Vollmacht über Westphalen sich ausgebreitet, und dem wieder in Besitz genommenen Lande rasch eine interimistische, militairische, den Zeitumständen angemessene Organisation gegeben. Er war nach der allgemeinen Disposition angewiesen, an der Weser sich zu behaupten, allein kriegerischer Ungestüm riß ihn fort, den günstigen Augenblick zu benutzen, den Enthusiasmus seiner Krieger nicht erkalten, den fliehenden Feind von seinem panischen Schrecken sich nicht erholen zu lassen, und er überschritt, jedoch mit großem Erfolg, seine Anweisung, indem er den Feind schnell bis Wesel zurück trieb, sein ganzes Augenmerk auf Holland richtete. Winzingerode folgte ihm. Am 10ten November 1813 hatte der Vortrab der Bülowschen Armee bereits das Herzogthum Berg besetzt.

Holland war sehr unwürdig von dem französischen Kaiser behandelt, und der größte Theil der Holländer sah mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo sie an die große Sache Europens sich anschließen könnten. General Bülow sandte Geschäftsträger nach Holland, ließ Proclamationen dort verbreiten, und der Erfolg rechtfertigte das Beginnen. Die nächstgelegenen Bezirke Hollands geriethen in Aufstand, und ihn zu unterstützen und wirksamer zu machen, drang General Bülow weiter vor. Dösburg und Zütphen nahm er schnell mit stürmender Faust, bald darauf Arnheim, und so fiel eine Stadt nach der andern in seine Hände; über ganz Holland verbreitete er sich. Jetzt wandte er sich auf Belgien, berennte Antwerpen, und von da ab ging er auf Brüssel. Die Engländer rückten jetzt nach, und ihnen überließ er die weitere Eroberung dieser Provinzen. Außerdem aber war das dritte neue Hülfscorps, 23,000

Mann stark, aus Sachsen beider Linien bestehend, vom Herzog von Sachsen-Weimar geführt, in Anmarsch, den General Bülow abzulösen. Bei diesem ganzen Unternehmen hatte General Bülow eine sehr mißliche Stellung gehabt, indem der Feind, unter Anführung des Herzogs von Tarent, seine linke Flanke stets bedrohete, ohne daß man ihn davon hätte abhalten können, und am 11ten und 13ten Januar 1814 hatte General Bülow sehr hitzige Gefechte, welche für ihn von nachtheiligen Folgen gewesen seyn würden, wenn nicht die Veränderung des Kriegsschauplatzes im Innern von Frankreich den Herzog von Tarent von ihm abgezogen hätte. — Ueber Brüssel drang er nun mit seiner gesammelten ganzen Macht in das Innere von Frankreich. Er drang hier rasch vor, bis Soissons und Lafere, nachdem er vorher Laon genommen hatte. Ueberall fand er beträchtliche Vorräthe von Artillerie und Kriegsvorräthen aller Art. Nach diesem, allerdings gewagten Vorschreiten suchte sich General v. Bülow seitwärts der vereinten Hauptarmee näher wieder anzuschließen. Sein Monarch belohnte dieses geschickt ausgeführte Manövre des Generals mit den Insignien des rothen Adlerordens erster Klasse, und Kaiser Alexander von Rußland sandte dem preußischen Feldherrn den St. Georgen-Orden zweiter Klasse, zu.

Nach dem Uebergang über den Rhein hatten die Armeen der Verbündeten mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen. Der französische Kaiser hatte die Stimmung der Nation sich zu erhalten gewußt, in aller Eil mit dem vertriebenen Könige von Spanien, und mit dem Haupt der christlichen Kirche, welches von ihm in den Zeiten des Uebermuthes unwürdig behandelt war, Unterhandlungen des Friedens angeknüpft; die französische Nation stand jetzt auf, als der vaterländische Boden von

feindlichen Truppen betreten wurde, und sie machte die Sache des Kaisers jetzt zu ihrer eignen. Die französischen Corps sammelten sich wieder am jenseitigen Rheinufer, gewannen neuen Muth und Vertrauen, weil sie jetzt für eine wahre Sache, für das Vaterland fochten, und die Festungslinien, welche in einer furchtbaren Kette den Rhein beschirmen, wurden mit ruhmwürdiger Tapferkeit von den Franzosen vertheidigt.

Blücher war über Nancy rasch in das Herz von Frankreich vorgedrungen, und nahm seine Richtung auf Paris. Man bemerkte jetzt die Wirkungen von Napoleons Erklärung, der seiner Generalität gesagt hatte: „diesseits der Maas und Marne soll dem Feinde jeder Fußbreit streitig gemacht werden;" denn überall wurde hier, auf dem heimischen Boden, von den Franzosen mit ruhmwürdiger Tapferkeit, die an Tollkühnheit und Verzweiflung gränzte, gefochten. Blücher war am 29sten Januar 1814 aus Brienne, wo Napoleon selbst den Angriff leitete, zurück geworfen, gewann aber doch am 1sten Februar durch die Gefechte zwischen la Rothiere und Trannes seine Stellung wieder, während Napoleon auf Troyes seinen Rückzug nahm, einer von der Seine durchschnittenen Stadt, wo die Stellung der französischen Armee furchtbarer wurde, als man sie je gesehen hatte. Während alle Generale der Verbündeten sich beeilten, vor Paris zu erscheinen, benutzte Napoleon von dieser Stellung aus, welche die Hauptstadt Frankreichs schützen sollte, jeden vorschnellen Schritt des Feindes zu seinem Vortheil, und that den Verbündeten in einzelnen Gefechten vielen Abbruch, zumal er seine Armee selbst nicht allein wieder neu gebildet, sondern auch bedeutende Verstärkungen aus Spanien und den Niederlanden an sich gezogen hatte, und in dem Innern von

Frankreich sich schnell eine furchtbare Nationalgarde als Reserve bildete. — So war denn auch Feldmarschall Blücher seit den 11ten Februar in beständigem Gefecht gewesen, und hatte sich mit einem Verlust von 12,000 Mann auf Chalons zurück ziehen müssen, von wo ab er am 3ten März 1814 unter großen Bedrängnissen bei Soissons ankam, wo General Bülow in Verbindung mit Winzingerode stand, und jene Einnahme von Laon bewirkte es vorzüglich, daß Feldmarschall Blücher mit dem Bülowschen Corps verbunden, wieder aus der Defensive in die Offensive zurück kehren konnte. Die ganze französische Hauptmacht drängte sich der Blücherschen Armee entgegen, und die Verbündeten stellten sich am 8ten März hinter Laon auf, General Blücher besetzte die Stadt und den Bergrücken hinter und seitwärts derselben. Am 9ten März entwickelte sich die Schlacht, welche zum Vortheil der Verbündeten ausschlug, ohne daß an diesem Tage General Bülow, der nur seine Stellung zu behaupten hatte, Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung gehabt hätte. Am 10ten März indessen wurde er sieben Mal noch angegriffen, weil Napoleon die verzweifeltesten Versuche machte, Laon wieder zu erobern; allein alle diese Angriffe schlug General Bülow ab, und die Armee drang auf den Straßen nach Paris wieder vor, während Napoleon mit seiner Armee sich seitwärts wendete, um den Fürst Schwarzenberg aufzusuchen, zugleich aber auch durch diese Bewegung die Hauptmacht der Verbündeten von Paris abzuziehen. Schon hatte man sich in dem Hauptquartier der Verbündeten dafür entschieden, dem französischen Kaiser auf seinem Marsch zu folgen, als Feldmarschall Blücher es übernahm, Paris zu erobern, wenn ihm Bülow und Winzingerode zur Hülfe gegeben werde. Blüchers Mei-

nung ging durch, und alle Armeecorps der Verbündeten erhielten Befehl, gegen Paris zu rücken. General Bülow hatte seine Richtung über Soissons zu nehmen, und da man der französischen Hauptmacht vier starke Tagemärsche voraus war, vor Paris aber die Corps des Herzogs von Ragusa und Treviso nur einen geringen Widerstand leisten konnten, in der Hauptstadt Frankreichs selbst aber bereits eine bedeutende Parthei für die Verbündeten geworben war, so standen die siegreichen Armeen des Nordens bald drohend und gebietend vor der übermüthigen Hauptstadt des stolzen Frankreichs. General Bülow war in Soissons mit seiner ganzen Macht stehn geblieben, um auf alle Fälle diesen kühnen Zug nach Paris zu decken.

Der Widerstand, den Paris leistete, war nicht groß; Unregelmäßigkeit und Unbestimmtheit leuchtete aus allem hervor. Die Feldherrn benutzten diesen Augenblick der Verwirrung; Parlementaire erschienen vor der Barriere von Paris, und am 31sten März rückten die Verbündeten in Paris ein. Den Preußen wurde die Ehre vergönnt, zuerst diese Stadt zu besetzen, aus deren Mitte seit längern Jahren so vieles Verderben nach der Monarchie der Hohenzollern gesandt war, und wenn auch Napoleon erklärt gehabt hatte, daß Berlin ein Aschenhaufen werden solle, wenn auch Moskau, die alte Residenz der Czaaren, durch des französischen Kaisers unbezähmbare Herrschsucht wirklich eingeäschert war, wenn auch Napoleon noch kurz vorher dem östreichischen Kaiser geschrieben hatte: „ich werde erst München verbrennen, und Ihnen dann in Wien den Frieden dictiren," so waren doch die verbündeten Monarchen zu hochherzig, als daß sie der Hauptstadt Frankreichs es hätten entgelten lassen sollen, was Kaiser Napoleon ver-

schuldet hatte. Letzterer war nicht wenig überrascht, als er davon unterrichtet wurde, daß die Hauptmacht der Verbündeten sich auf Paris gewandt habe. Mit reißender Schnelligkeit kam er auf Paris zurück, es zu entsetzen, allein es war zu spät. Paris hatte bereits nach der Kapitulation eine interimistische Reichsregierung, an deren Spitze Napoleon einen seiner Vertrautesten, den Prinz von Benevent, sehen mußte, eingesetzt, und diese lud bald den vertriebenen Ludwig XVIII. ein, den Thron der Bourbons wieder einzunehmen. Dieser Krieg endete nun bald mit Napoleons Entsagung und Verweisung nach der Insel Elba.

General-Lieutenant v. Bülow zog nun auch an der Spitze seines Corps in Paris ein; der König von Preußen sandte seinem besonnenen, vielerfahrenen General den schwarzen Adlerorden entgegen, erhob ihn in den Grafenstand mit dem Beinamen von Dennewitz, und der Kaiser von Oestreich ließ ihm die Insignien des Maria-Theresia-Ordens überreichen.

Die Helden Germaniens zogen heim, um im Schatten deutscher Eiche zu ruhn von den Ermüdungen eines Krieges, wo nur Vertraun, Biederkeit, Treue und die gerechte Sache die schnellen und großen Siege hatte herbeiführen mögen. Bülow wurde zum General der Infanterie ernannt, und bekam das General-Commando in Ost- und Westpreußen und Litthauen. Königsberg ist der Sitz dieses General-Commando's, und Graf Bülow benutzte die Zeit der Ruhe, in den ihm anvertrauten Provinzen den kriegerischen Sinn unentstellt zu erhalten zu suchen, dessen die preußische Armee nach seiner, und der andern Feldherrn Meinung bald wieder bedürfen würde. Dabei war er aber auch so sehr Bürgerfreund, (denn er sagte häufig, der Civilstand sey die

Muttermilch des Soldatenstandes, der Soldat kehre zuletzt immer wieder zu der Mutter zurück, und wenn der Bürger über den Soldaten sich beschwere, so habe letzterer gewöhnlich Unrecht) daß die zweite Hauptstadt der preußischen Monarchie, Königsberg sich dazu Glück wünschte, diesen Mann in ihren Mauern als den Beschirmer des Alt-Preußen zu wissen. —

Der wilde Geist Napoleon Buonapartes fand auf Elba keine Ruhe. Am 26sten Februar 1815 war es dem Ex-Kaiser, den Verrath unterstützte, geglückt, von Elba zu entkommen, sich mit etwa 1000 Mann einzuschiffen, und, seiner Parthei in Frankreich gewiß, landete er mit diesem Häuflein an der Südküste von Frankreich. Mit reißender Schnelligkeit, und mit einer Verwegenheit, der man die Bewunderung nicht entziehen kann, drang er vor; seine Macht schwoll an wie ein reißender Strom, denn die Truppen von allen Waffenarten warfen die weiße Kokarde, die der Bourbonen, fort, und steckten die seinige, die dreifarbige wieder auf. Ohne alle Bedeckung zog er in Paris, im Pallast der Thuillerien wieder ein, nachdem auf diesem, in der Historie einzigen Ritterzuge auch nicht ein einziger Schuß gefallen war, und mit einer nicht zu rühmenden Eil flüchtete der König Ludwig XVIII. mit seinen Prinzen gegen Belgien hin, die Verbindung des Nordens, der ihn auf den Thron von Frankreich wieder zurückgeführt hatte, von neuem anrufend.

Napoleons Wiederkehr nach Paris störte den Wiener Kongreß, wo die Ausgleichung der Angelegenheiten Europa's einen langsamen Gang ging, da zu viele Stimmen zugelassen waren; doch hatte dieser Kongreß den, vielleicht einzigen Vortheil, daß die mehresten theilnehmenden Fürsten der Union oder deren Bevollmächtigte

noch zusammen waren, und daß daher um so schneller Maasregeln gegen Napoleon, dessen Erscheinen allerdings sehr überraschend war, genommen werden konnten. Durch eine Convention, Wien den 13ten März 1815, erneuerten die großen Mächte den Pariser Tractat vom 30sten May 1814, dessen Erfüllung jetzt gewährt werden sollte. Nach dem Tractaten von Paris und von Chaumont hatten Rußland, Oestreich, England und Preußen sich anheischig gemacht, Ludwig XVIII. mit 600,000 Mann auf dem französischen Thron zu schützen, und jetzt trat der Zeitpunct ein, wo er an Erfüllung dieses Versprechens mahnte. — Friedrich Wilhelm erhielt diese Nachricht von Napoleons Rückkehr und reißenden Fortschritten in Wien, und vielleicht war dieses Ereigniß für die preußischen Angelegenheiten nicht ungünstig, indem man bei dem Kongreß den Werth der preußischen Hülfe in Sachsen, Schlesien und in den Marken, nicht so zu beachten schien, als Preußen es glaubte erwarten zu dürfen. Nach jenen Verträgen der Monarchen hatte Preußen bei dem jetzt erneuerten Kriege 150,000 Mann zu stellen; der König von Preußen, der überhaupt noch schlagfertig da stand, stellte aber sogleich 200,000 Mann in das Feld, und vermehrte diese Anzahl der Krieger noch zu der Totalsumme von 236,000 Mann, so daß die preußische Macht allein Napoleons Macht einen starken Damm entgegen warf. Auch erschien er der erste im Felde, und nach ihm zog das brittische, jedoch nicht vollständige Kontingent, obschon es durch Hanoveraner, Braunschweiger u. s. w. verstärkt war, heran. Die brittische Armee befehligte Wellington, bekannt in der Geschichte für ewige Zeiten, und die preußische Armee führte Fürst Blücher von Wahlstatt, der Zürnende, gegen seinen Todfeind, Napoleon, den

Meineydigen. Unter Blücher, stand General Graf Bülow an der Spise des vierten preußischen Armeecorps der auserlesensten Truppen. Er zählte mit dem Trainwesen 52,000 Mann, als er in das Feld rückte.

Napoleon hatte unterdeß durch die Zusammenberufung des Maifeldes seine Sache zu der Sache der Nation gemacht, und seine Person dadurch sicher gestellt. Zwar versuchte er, Unterhandlungen mit dem großen Bund der europäischen Reiche anzuknüpfen, allein unerbrochen wurden von den mehresten Seiten seine Briefe zurückgesandt, besonders sein Rechtfertigungsschreiben vom 4ten April 1815., und um so weniger war mit ihm zu unterhandeln, da er Ansprüche machte, die durchaus nicht gewährt werden konnten. Er versuchte alle Mittel, den ihn bedrohenden Krieg zu einem Volkskriege zu machen, und fand dabei in Frankreich um so mehrere Unterstützung, theils weil der in den Glück der französischen Waffen erzogene Soldat die Schmach der Niederlagen und der schimpflichen Flucht vom äußersten Norden bis in das Herz von Frankreich, rächen wollte, theils weil der Nationale, der Bürger Frankreichs es nicht ertragen konnte, in der alten Stadt Paris fremde Waffen gesehn zu haben.

Im Monat May 1815 bildeten sich die drei großen, gegen Napoleon und seine Anhänger ausgerüsteten Heere, in den Niederlanden unter Wellington, am Niederrhein unter Blücher und am Oberrhein unter Schwarzenberg. Das russische Heer konnte erst zu Anfang Julius am Mittelrhein in die Linie treten. Die Preußen, welche der brittischen Armee, die den Rückzug durch die Niederlande hatte, und mit 90,000 Mann verschiedener Truppen von der Küste bis gegen die Dyle aufgestellt war, den Arm reichte, hatte sich unter Blü-

hers Anführung in der angegebnen Zahl längs der Maas von der Dyle bis gegen den Bezirk des Fürstenthums Luxenburg aufgestellt, und bestand aus den Corps Ziethen, Kleist, Thielemann und Bülow. Nach der Bestimmung der Monarchen sollte nicht angriffsweise verfahren werden, und daher hatte diese Armee, welche Napoleon ohnfehlbar zunächst bedrohete, da die andern Truppen erst noch in Anmarsch waren, eine sehr ausgedehnte Stellung. Als Napoleon von Paris mit seinen Garden aufbrach, stand General Bülow mit seinem Corps in der Gegend von Lüttich, und Blücher, von der Ankunft Napoleons bei der Armee unterrichtet, gab am 14ten Junius 1815, Abends, Befehle, daß die Armee sich in engere Verbindung setzen solle. General Bülow mit seinem Corps war auf Hannut gerichtet. Bülow konnte bei der ausgedehnten Stellung sehr natürlich nicht sogleich, wo man es wohl hätte wünschen sollen, auf dem Kampfplatz erscheinen. Dies lag in dem Gebiet der Unmöglichkeit.

Napoleon war schon am 15ten Junius mit aller Macht, die ihm in diesem Augenblick zu Gebote stand, auf die drei preußischen Corps und die Niederländer hingestürzt, und zwar mit einem Uebergewicht, daß man sich fechtend gegen Fleurus und die Kreutzwege von Quatre-Bras zurückziehn mußte. Aus der vorgeschobenen Stellung wurde jetzt eine fest verbundene; hätte Napoleon schon an diesem Tage hier durchbrechen können, so würde er einen Nachtrag zu der Schlacht von Austerlitz gegeben haben; denn so ohngefähr war die Stellung der Armeen.

Als Napoleon durch die Schlacht von 16ten Junius sich davon überzeugt hatte, daß die feindlichen Heere noch keine concentrische Stellung hätten, so griff er

am 16ten Junius die Verbündeten auf allen Punkten an, sowohl die Britten in ihrer Position, als die Preußen in der zurückgeschobenen. Feldmarschall Blücher nahm die ihm angebotene Schlacht an, und Bülow mit dem vierten Armeecorps sollte gegen Sombreuf vorrücken, um die Reserve zwischen Sombreuf und Botny zu bilden; allein es lag in der Unmöglichkeit der menschlichen Natur, so schnell eine große Truppenmasse vorzuschieben, und der Rückzug der Blücherschen Armee auf Wavre war entschieden.

Während Napoleon persönlich an diesem Tage bei Ligny gegen die Preußen gesiegt hatte, wurden die Engländer in ihrer festen Stellung bei Quatre-Bras durch den Marschall Ney lebhaft angegriffen, behaupteten sich aber in der ersten Angriffslinie. Der Führer des Vortrabs, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, ein Prinz, welcher vielen Kriegessinn hatte, fiel an diesem Tage.

Am 17ten Junius concentrirten sich die Truppen der Verbündeten in der zweiten Linie, und hier kam Bülow in nähere Verbindung mit dem dritten Armeecorps. Die Engländer wurden an diesem Tage stark gedrängt, ohne daß etwas Entscheidendes vorgefallen wär, und Napoleons Hauptquartier war in Plachennoit. Er schien die Schlacht anbieten zu wollen, und zwar gegen die brittische Armee. Wellington in seiner Stellung wollte auch unter Voraussetzung, daß der preußische Feldherr, Blücher, ihn mit zwei Armeecorps unterstütze, die Schlacht annehmen; dieser aber, eben so begierig, etwas Entscheidendes dem harrenden Europa zu gewähren, faßte den Entschluß, am 18ten Junius, in Verbindung mit dem brittischen Heerführer, schnell durch die Wahrheit dem Reich der Träume Napo-

leons ein Ende zu machen, und die Völker zu erlösen. Am 18ten Junius Morgens ließ Napoleon den preußischen Flügel ganz außer Acht, und hatte ihm nur zwei Divisionen nachgesandt, weil er die Preußen auf starker Flucht durch Flandern wähnte. Um Mittag eröffnete er die Schlacht gegen die brittische Position, und mit einer Tapferkeit, welche genannt zu werden verdient, stürmten Napoleons Truppen sechsmal auf die feindlichen Stellungen an, wurden aber stets zurückgeworfen. Um drei Uhr Nachmittages rückten die französischen Garden von den Höhen herab in die erste Linie, und nichts blieb unversucht, sich den Weg auf Brüssel zu bahnen. Gegen Abend schienen die Pläne des französischen Kaisers ihrer Erfüllung nahe zu seyn, denn die englische Armee konnte dem gewaltigen Andrang der Franzosen kaum noch Widerstand leisten, und Wellington hatte bereits alle Reserven vorgeschoben. Er war selbst überall, wo die Gefahr am dringendsten schien, um den Soldaten zu ermuthigen, und als mehrere der ihn umgebenden Generale an dem günstigen Ausgang des Treffens zweifelten, setzte sich der brittische Feldherr an einer Anhöhe nieder, und erklärte, daß er nun auch nicht einen Fußbreit von hier weichen werde. Er rechnete auf die Ankunft der Preußen unter Blücher; traf dieser noch zeitig genug ein, so konnte er mit frischen Truppen die ermüdete französische Heeresmacht angreifen; blieb er aus, so konnte die brittische Armee nichts weiter thun, als in dem Kampf der Verzweiflung ein ehrenvolles Ende suchen.

Blücher hatte mit allen seinen disponiblen Streitkräften sich in Bewegung gesetzt gehabt, und langte auch zeitig genug an, um die Schlacht mindestens stehend zu erhalten; allein es schien auf einen entscheidenden Er-

folg für die verbündeten Heere nicht zu rechnen zu seyn, denn die Uebermacht der Franzosen war zu groß, und sie fochten mit einem Ungestüm, Erbitterung und Ausdauer, wie man es nicht erwartet hatte. Das Höchste, was man wünschen und hoffen konnte, war, daß der Feind am Abend die Schlacht abbrechen würde.

General Bülow, an der Spitze des vierten preußischen Armeecorps, hatte den äußersten Flügel, und ging mit diesem und dem größten Theil des ersten Corps, unter General v. Ziethen, durch die Schlüfte von St. Lambert und Laben, um sich in dem Walde von Frichemont, dem Feinde zur Seite, aufzustellen. Die Defileen, welche hier zu passiren waren, hielten den Marsch sehr auf, und Abends gegen fünf Uhr waren erst zwei Brigaden der Bülowschen Armee an der Spitze des Waldes angekommen; alles übrige war noch rückwärts. Mit einer Anstrengung, welche in der Geschichte gerühmt zu werden verdient, überwanden die an sich schon durch vier Schlachttage ermüdeten Preußen alle Schwierigkeiten des durchschnittenen Bodens, und nach sechs Uhr Abends konnte General Bülow mit achtzehn Bataillons Fußvolk und vier Regimenter Reiterei vor dem Wald von Frichemont, den Napoleon, von hier ab einen bedeutenden Angriff nicht fürchtend, wenig beachtet hatte, sich aufstellen, um dem französischen Heer im Rücken eine unerwartete Diversion zu machen. Nicht leicht ist ein entscheidender Augenblick glücklicher benutzt worden. Bei la Haye Sainte wüthete eben die Schlacht zwischen Napoleons Armee und den Verbündeten, zum Vortheil des erstern. Jetzt erschien, die Flanke allzu scharf bedrohend, Bülow mit seinen Getreuen, und entwickelte vor dem Walde, auf den Höhen von Aywiers, Streitkräfte, die in diesem entscheidenden, zweifelhaften Kampf den

usschlag geben mußten. Der französische Kaiser, über-
scht von dieser Diversion, sandte dem Bülowschen
orps den General Mouton mit dem ersten Armeecorps
ıtgegen. Es entwickelte sich nun vor dem Walde ein
tziges Gefecht; General Bülow hatte aber seine Stel-
ıng so gut genommen, daß er immer weiter sich aus-
ehnte, und die nachrückenden Truppen entwickelte, um
en Feind zu überflügeln. Kurz nach sieben Uhr stan-
en alle seine Truppen in der Linie der Schlachtordnung.
General Pirch unterstützte Bülows Bewegungen trefflich.
Nach sieben Uhr Abends hatte Bülow seinen Zweck, durch
den Flankenmarsch den Feind aufzurollen, erreicht. Der
rechte Flügel war geworfen bei dem Dorf Smöthen und
la Haye, und als die Preußen die Signale ihres Sie-
ges gaben, trat auch Wellington nun aus der Defensive
wieder in die Offensive hervor, ließ die ganze Armee
angreifen, und der letzte Rest der französischen Anstren-
gung, sechzehn Bataillone alter Garden, konnten nun
keinen Widerstand mehr leisten. Ehe die Nacht ganz
eingebrochen war, hatten Wellington und Blücher den
entschiedensten Sieg erfochten. Der Rückzug der Fran-
zosen artete bald zu ungeregelter Flucht aus; das sauve
qui peut! (es rette sich, wer sich retten kann!) schrie
einer dem andern zu, und in einem Gewirr sonder glei-
chen eilten die französischen Heereshaufen, keinem Be-
fehl mehr gehorchend, auf den Straßen von Genappe
und Nivelles zurück. Doch, wie hätte auch ein Unter-
befehlshaber noch den Versuch haben machen wollen, durch
sein Donnerwort diesem reißenden Strom schmähliger
Flucht einen Damm entgegen zu setzen, da der Ober-
feldherr, der französische Kaiser Napoleon, selbst sich
beeilte, der Erste zu seyn, welcher dem harrenden Pa-

ris die Nachricht von der gänzlichen Niederlage hinterbrächte.

Blücher und Wellington waren spät am Abend des 18ten auf einer Anhöhe bei einer Meierei, Belle Alliançe genannt, zusammen gekommen, und der preußischen Armee wurde die Ehre der ersten Verfolgung. Diese leitete General Graf Gneisenau, Chef des preußischen Generalstabes, und General Bülow mit seinen Truppen, die während dem Ende des letzten Schlachtentages am mehrsten vorgeschoben waren, ließ nun auch in dieser Nacht dem fliehenden Feinde nirgends Ruhe, sich wieder zu setzen. Zwar versuchten es die Franzosen, in Genappe auszuruhen, und durch eine Wagenburg ihren Bivouaque zu schützen; allein die Preußen jagten sogleich den Feind auf und weiter vor sich her. Eine schöne, mondhelle Nacht begünstigte die Verfolgung. Nicht leicht ist eine Armee rascher im Verfolgen gewesen, als es hier die Spitzen der preußischen Colonnen waren. Wenig fehlte, und Napoleon selbst wäre in die Hände der Preußen gefallen. Ein Sprung aus dem Wagen, von wo ab er sich auf ein Pferd warf, rettete ihn. — Die Beute, welche bei dieser Verfolgung gemacht wurde, war sehr groß. Im Ganzen wurden über 300 Kanonen und das ganze Gepäck erbeutet.

Der brittische Feldherr, Wellington, sagt in seinem Bericht an das Kriegsministerium, dadirt Waterloo, den 19ten Junius 1815, über jenen Schlachttag unter andern: „ich würde meinen eigenen Empfindungen und dem Marschall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dieses heißen und schwierigen Tages dem herzlichen und zeitigen Beistand zuschriebe, den ich

von ihnen erhielt. Die Operation des Generals Bülow gegen die Flanke des Feindes war sehr entscheidend, und hätte ich mich nicht selbst in einer Lage befunden, den Angriff zu machen, der das endliche Resultat hervor brachte, so würde diese Operation allein schon den Feind zum Rückzug genöthigt haben, wenn seine Angriffe fehlgeschlagen wären, und würden ihn verhindert haben, selbige zu benutzen, wenn sie unglücklicherweise von Erfolg gewesen wären. ꝛc.“

Graf Gneisenau sagt in seinem Bericht, Merbes-le-Chateau, den 20sten Junius 1815, über diese Schlacht: „mit Tagesanbruch brach die preußische Armee auf; das 4te und das 2te Armeecorps wurden über St. Lambert hinaus in Marsch gesetzt, wo sie sich in dem Walde von Frichemont verdeckt aufstellen sollten, um im günstigen Augenblick in des Feindes Rücken loszubrechen. Das 1ste Armeecorps erhielt seine Richtung über Ohain in des Feindes rechte Flanke; das 3te Corps sollte zur Unterstützung langsam folgen. Um 10 Uhr Morgens begann die Schlacht. Die brittische Armee stand auf den Höhen von Mont St. Jean, die französische auf den Höhen vorwärts Planchenoit, die englische Armee war 80,000 Mann stark, die feindliche zählte über 130,000. — Es dauerte nicht lange, so war die Schlacht allgemein auf der ganzen Linie. Napoleon schien die Absicht zu haben, den englischen linken Flügel und das Centrum zu werfen, und so die Trennung der englischen von der preußischen Armee, die er im Rückzuge gegen Mastricht glaubte, zu vollenden. Er hatte deswegen den größten Theil seiner Reserven im Centrum gegen seinen rechten Flügel aufgestellt, und bestürmte hier die Engländer mit unglaublicher Heftig-

keit. Die brittische Armee focht unübertrefflich, an der Tapferkeit der Schotten scheiterten die wiederholten Angriffe der alten Garden, und bei jedem Zusammentreffen wurde die französische Cavallerie von der englischen geworfen und zerstreut. Doch, Napoleons Uebermacht war zu groß, er drückte fort und fort mit gewaltigen Massen gegen die Engländer, und so standhaft auch diese noch immer in ihrer Stellung sich behaupteten, so mußten so große Anstrengungen ihre Gränze doch endlich erreichen. Es war 4 1/2 Uhr Nachmittages. Das sehr schwierige Defilee von St. Lambert hatte den Marsch der preußischen Colonnen beträchtlich aufgehalten, so daß vom 4ten Armeecorps erst zwei Brigaden in ihrer verdeckten Aufstellung angekommen waren. Der Augenblick der Entscheidung war eingetreten, und keine Zeit zu verlieren. Die preußischen Feldherrn ließen den Augenblick nicht entschlüpfen; sie beschlossen sogleich den Angriff mit dem, was zur Hand war, und so brach General Bülow mit zwei Brigaden und einem Corps Kavallerie plötzlich vor, gerade im Rücken des rechten, feindlichen Flügels. Der Feind verlor die Besonnenheit nicht. Er wandte auf der Stelle seine Reserven gegen uns, und es begann ein mörderischer Kampf. Das Gefecht stand lange Zeit, und ward mit gleicher Heftigkeit gegen die Engländer fortgesetzt. — — Es war 7 1/2 Uhr, und noch stand die Schlacht; das ganze 4te Armeecorps und ein Theil des 2ten, unter dem General Pirch, waren nach und nach angekommen. Die Franzosen fochten wie Verzweifelte; allmählig bemerkte man jedoch schon Unsicherheit in ihren Bewegungen, und sah, wie mehreres Geschütz abgefahren ward. In diesem Augenblick erschienen die ersten Colonnen des Armeecorps des General Ziethen auf ihrem Angriffspunkt bei dem

Dorf Smouhen in des Feindes rechter Flanke, und schritten auch sogleich frisch an das Werk. Jetzt war's um den Feind geschehen. Von drei Seiten ward sein rechter Flügel bestürmt; er wich; im Sturmschritt und unter Trommelschlag ging es von allen Seiten auf ihn ein, indem zugleich die ganze brittische Linie sich vorwärts in Bewegung setzte. Einen besonders schönen Anblick gewährte die Angriffsseite des preußischen Heers. Das Terrain war hier terrassenartig gebildet, so, daß mehrere Stufen Geschützfeuer über einander entwickelt werden konnten, zwischen denen die Truppen brigadeweise in die Ebne hinabstiegen, während aus dem, hinten auf der Höhe liegenden Walde, immer neue Massen sich entfalteten. Mit dem Rückzug des Feindes ging es noch so lange erträglich, bis das Dorf Planchenoit in seinem Rücken, das die Garden vertheidigten, nach mehrern abgeschlagenen Angriffen und vielem Blutvergießen endlich mit Sturm genommen war. Nun wurde aus dem Rückzuge eine Flucht, die bald das ganze französische Heer ergriff, und immer wilder und wilder alles mit sich fortriß. Es war 9 1/2 Uhr. Der Feldmarschall versammelte jetzt die höhern Officiere, und befahl, daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werden solle. Die Spitze der Armee beschleunigte ihre Schritte. Rastlos verfolgt, gerieth das französische Heer bald in eine völlige Auflösung. Die Chaussee sah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geschützen, Pulverwagen, Fahrzeugen, Gewehren und Trümmern aller Art wie besäet, aus mehr als neun Bivouaks wurden diejenigen, die sich einige Ruhe hatten gönnen wollen, und keine so schnelle Verfolgung erwartet hatten, vertrieben; in einigen Dörfern versuchten sie zu widerstehen, doch,

so wie sie die Trommeln und Flügelhörner hörten, *) flohen sie, oder warfen sich in die Häuser, wo sie niedergemacht oder gefangen wurden. Der Mond schien hell, und begünstigte ungemein die Verfolgung. Der ganze Marsch war ein stetes Aufstöbern des Feindes in den Dörfern und Getraidefeldern. In Genappe hatte sich der Feind mit Kanonen, umgeworfenen Munitionswagen und Fahrzeugen verbarrikadirt; als wir uns näherten, hörten wir plötzlich ein Lermen und Fahren im Orte, und erhielten zugleich vom Eingange her ein starkes Gewehrfeuer. Einige Kanonenschüsse, ein Hurrah! und die Stadt war unser. Hier ward unter vielen andern Equipagen Napoleons Wagen genommen, den er so eben erst verlassen, um sich zu Pferde zu werfen, und in welchem er in der Eil seinen Degen zurückgelassen und beim Herausspringen seinen Hut eingebüßt hatte. So ging es bis zu Anbruch des Tages rastlos fort. Im wildesten Durcheinander haben kaum 40,000 Mann, als Rest der ganzen Armee, zum Theil ohne Gewehre, sich durch Charleroi gerettet, mit nur 27 Geschützen seiner ganzen, zahlreichen Artillerie. Bis weit hinter seine Festungen ist der Feind geflohen. — Selten ist ein solcher vollkommener Sieg erfochten worden, und beispiellos gewiß ist es, daß eine Armee den zweiten Tag nach einer verlornen Schlacht einen solchen Kampf unternommen, und so glänzend bestanden hat. ꝛc.

---

*) Bülow hatte bei der Verfolgung in dieser Nacht die Kriegslist gebraucht, daß Tambours und Hornisten auf die Reiterpferde gesetzt wurden, und mit vorjagten. Wo nun die flüchtigen Franzosen diese Töne hörten, glaubten sie die Infanterie im Anmarsch, und wurden so aus ihren Bivouaks verscheucht.

Aus dem allen leuchtet deutlich genug hervor, daß an dem Ruhm dieses entscheidenden Tages, der die Dynastie Napoleons für immer stürzte, dem General, Graf Bülow von Dennewitz, ein sehr großer Antheil gebührt. Auch Prinz Bernhard von Weimar, welcher unter Wellington deutsche Truppen als Obrist führte, sagt in einem Schreiben an den Großherzog von Weimar, datirt: Bivouak bei Waterloo im Walde zwischen Brüssel und Genappe, den 19ten Jun. 1815: „der Sieg war noch zweifelhaft, als gegen 4 Uhr die Preußen, unter den Generalen Bülow und Ziethen, auf unserer linken Flanke ankamen, und die Schlacht entschieden." Eben so sagt der Braunschweigische Armee-Bericht, Laeken, den 19ten Jun.: „man mußte in die alte Stellung zurück gehn. Gegen 9 Uhr aber wurde durch die Verbindung mit dem preußischen Armeecorps der vollständigste Sieg erfochten." Selbst der französische Schlachtbericht kann es nicht verbergen, daß die Flankenbewegung der Bülowschen Armee alles entschied. Das französische Bülletin sagt nemlich über die Schlacht vom 18ten Juni, welche die Franzosen ihrer Seits die Schlacht von Mont-Saint-Jean nennen, unter andern: „das 6te Corps mit der Reiterei des General d'Aumont unter Befehl des Grafen Lobau, erhielt die Bestimmung, sich hinter unsern rechten Flügel zu begeben, um einem preußischen Corps sich entgegen zu stellen, welches dem Marschall Grouchy entwischt zu seyn, und den Plan zu haben schien, uns in die rechte Flanke zu fallen, ein Plan, der uns aus unsern Berichten bekannt war. — Ein preußisches Corps, das gegen Abend in Linie seyn konnte, mogte sich auf 15,000 Mann belaufen. — Es war 3 Uhr Nachmittages. Der Kaiser ließ die Garde vorrücken, um sie in der Ebne auf dem Platz aufzustellen, den das erste Corps

im Anfang des Gefechts behauptet hatte, da dieses Corps sich bereits vorwärts befand. Die preußische Division, deren Bewegung man vorhergesehen, band jetzt mit den Plänklern des Grafen Lobau an, und verbreitete ihr Feuer über unsere ganze rechte Flanke. Es schien rathsam, ehe man etwas anderes unternahm, vorher den möglichen Ausgang dieses Angriffs abzuwarten. Zu diesem Endzweck war die ganze disponible Reserve bereit, dem Grafen von Lobau zu Hülfe zu eilen, und das preußische Corps zu zertrümmern, wenn es vorgerückt seyn würde. — — Es war unmöglich, über unsere Infanterie-Reserve so weit zu verfügen, daß man den Angriff des preußischen Corps auf unsere Flanke zurückgedrängt hätte. Dieser Angriff verbreitete sich immer mehr, in senkrechter Richtung, über unsere rechte Flanke. Der Kaiser schickte den General Duhesme dahin mit der jungen Garde und mehreren Reserve-Batterien. Der Feind wurde gehemmt, zurückgedrängt, man hatte nichts mehr von ihm zu fürchten. — Marschall Grouchy marschierte, nachdem er die Bewegung des preußischen Corps erfahren, diesem Corps in den Rücken, und dies versicherte uns für den morgenden Tag einen ausgezeichneten Sieg. ꝛc.

Von der weitern Spiegelfechterei des französischen Berichts, wonach durch einen mißverstandnen Ausruf eines Sergeanten ein panischer Schrecken aller Truppen sich bemächtigt habe, kann hier die Rede nicht seyn. Der Erfolg bewies die Kraft der Anstrengung der Verbündeten. Eben so sagt der Marschall Ney in seinem Schreiben an den Herzog von Otranto (Fouché) vom 29sten Jun. 1815: „Am 18ten gegen 7 Uhr, nach dem fürchterlichsten Gemetzel, das ich je gesehen habe, nöthigten 40 — 50,000 Preußen unsern linken Flügel zum

Rückzug. — Die Preußen setzten ihre offensive Bewegung fort; unser rechter Flügel wich sichtbar zurück, die Engländer rückten nun ihrer Seits auch wieder vor. Wir hatten noch vier Quarrees der alten Garde übrig. Diese Grenadiere, der Kern der Armee, als sie allmählig zum Rückzug gezwungen wurden, machten jeden Fußbreit Landes streitig, bis sie endlich, von der Uebermacht erdrückt, fast gänzlich aufgerieben wurden. Nun war die rückgängige Bewegung entschieden, und die Armee bildete nichts mehr, als eine verworrene Kolonne."

Napoleon ging am 19ten Junius Morgens 5 Uhr bei Charleroi über die Sambre, und hatte Philippeville und Avesnes zu Wiedervereinigungspunkten angegeben. Einzelne französische Corps, unter Anführung des Prinz Hieronymus, wie jetzt der vertriebene König Jerome von Westphalen genannt wurde, unter General Morand und unter Grouchy, versuchten es wirklich, an der Sambre wieder festen Fuß zu fassen; allein die Preußen drängten unermüdlich vor, und standen zum zweitenmal unerwartet schnell vor Paris, während die französische Armee diese stolze Kaiserstadt ihrem Schicksal überlassen mußte, und zwölf deutsche Meilen südlicher nach der Loire hin sich zog, um jenseits sich aufzustellen. — Auf diesem Zuge gegen Paris begleitete die brittische Armee, einen Tagemarsch rückwärts, die preußische in paralleler Richtung, und die Spitzen der preußischen Kolonnen führten Graf Bülow und General Ziethen. — Es würde überflüssig seyn, wenn hier alle einzelnen kleinen Gefechte angegeben würden, welche vorfielen, ehe die Preußen die Zinnen der Thürme von Paris sahen. Genug, am 30sten Jun. rückte das Corps des General Bülow bereits nach Blancmenil vor, und die Stadt Paris

schickte, mit Vertheidigungsanstalten nicht wohl versehen, bald darauf eine Deputation in das preußisch-brittische Hauptquartier, deren Verhandlungen durch eine Capitulation von 3ten Julius 1815, die Uebergabe der Stadt Paris an die verbündeten Armeen bewirkten. Am 2ten Julius hatten die Preußen noch Sevres, Meudon und Issy mit Gewalt genommen, und General Vandamme versuchte am folgenden Tage vergeblich, sie wieder zu vertreiben. Am 7ten July Morgens 10 Uhr zogen die Preußen am linken Ufer der Seine in Paris ein. Nicht leicht hat eine stolze Kaiserstadt eine Kapitulation schimpflicher eingehen müssen, als diese war, denn die Bedingungen waren so, daß man hätte glauben sollen, die Stadt habe sich auf Discretion ergeben; nicht leicht aber ist auch eine Stadt von dem Sieger großmüthiger behandelt worden. Die französische Armee, an deren Spitze sich jetzt Fürst Eckmühl (Marschall Davoust) während einer provisorischen Regierung, nach Napoleons Abdankung, die unter dem 22sten Junius bereits erfolgt war, gestellt hatte, zog sich conventionsmäßig über die Loire zurück, und die Feldherrn der Verbündeten betrachteten die Convention, wodurch Paris ihnen die Thore öffnete, nur als eine militairische Position, konnten auch für jetzt auf Waffenstillstandsunterhandlungen sich nicht einlassen, denn schon am 1sten Julius waren die französischen Deputirten, welche durch Napoleons Entsagung die Hauptstadt gerettet zu sehen glaubten, von Hagenau mit dem Bescheid zurückgesandt: daß nach den Allianztractaten keine Parthei abgesondert unterhandeln, noch Frieden oder Waffenstillstand anders als in gemeinsamer Uebereinstimmung schließen dürfe.

Die Feindseligkeiten wurden daher auch nach der Einnahme von Paris noch fortgesetzt, jedoch nur schwach.

Die Hauptarmee der Franzosen, jenseits der Loire, zählte nach französischen Berichten 73,000 Mann, worunter 14,000 Garden, und hatte 72 Kanonen. Sie wollte jetzt für Frankreichs Unabhängigkeit unter den Waffen bleiben, und die Ungewißheit und der Hader ihrer Führer machte einen großen Widerstand unnöthig. Blutiger brach bald der kleine Krieg im Elsaß und Lothringen aus, woran jedoch die Preußen keinen bedeutenden, unmittelbaren Antheil nahmen. Das erste Armeecorps und einige andere Abtheilungen waren nach der Loire entsandt, und hatten, den Franzosen gegenüber, ihre Stellungen eingenommen. — Am 9ten Julius 1815 zog nun auch König Ludwig XVIII. ganz in der Stille wieder in Paris ein, die Armee an der Loire lösete sich daher immer mehr und mehr auf. Die Verbündeten betrachteten indeß das gährende Frankreich noch zu gefährlich, als daß nicht starke Truppenmassen der Fremden hätten darin bleiben müssen, zumal denn auch diese Truppen als Executionstruppen wegen der sehr beträchtlichen Kriegscontribution zu betrachten waren, und nach einer Uebereinkunft vom 3ten August 1815, waren diese fremden Truppen in Frankreich so vertheilt, daß die Preußen ihre Stellung mehrentheils zwischen der Seine und Loire bekamen. Späterhin, als die Ruhe in Frankreich wieder mehr hergestellt, und die Anneigung der Nation zu den Bourbons aufrichtiger zu werden schien, zog Preußen einen Theil seiner Truppen in die Heimath zurück, und General Bülow traf als kommandirender General in Preußen am 11ten Januar 1816 in Königsberg ein. Den mit Auszeichnungen aller Art überhäuften Helden begrüßte der König der Niederlande damit, daß er ihm die Attribute des Wilhelmordens übersandte. König Friedrich Wilhelm von Preußen, der in seiner

Art, Verdienste um das Vaterland zu belohnen, sehr viele feine, Liebe gewinnende Manier hat, übergab bei der Heimkehr aus diesem glorreichen Kriege das 15te Linienregiment, welches theilweise unter Major Keller in der Nacht zum 19ten Junius 1815 bei Genappe Napoleons Equipagenzug erbeutet hatte, dem General Graf Bülow von Dennewitz, mit der Erklärung, daß dieses Regiment, so lange die preußische Monarchie stehe, diesen Namen führen solle.

Mit lautem Jubel hatten ihn, den Bürgerfreund, der seine Bürgerkrone, welche ihm überreicht wurde, verdiente, die Einwohner von Königsberg aufgenommen. Hier wollte er ruhen auf seinen Lorbeern, der ermüdete Held, und sich des Wiederaufblühens der preußischen Monarchie, der er sein Leben geweiht hatte, erfreun. Doch, die waltende Vorsehung hatte es anders beschlossen. Nach einem zwanzigtägigen Krankenlager starb er am 25sten Februar 1816 an den Folgen einer Leberentzündung. Mit derselben Ruhe und Entschlossenheit, mit welcher er gelebt hatte, sah er dem Tode in das Auge bis zu der Krisis, wo ihn die Besinnung verließ.

Bülow war ein sehr redlicher Mann, großer, aber gemäßigter Patriot, ein sehr heller, reger Kopf, und in dem Busen schlug ihm ein volles, treues Herz. Das Bewußtseyn seiner Tugend gab ihm auch die Tapferkeit und Standhaftigkeit, welche ihn auszeichneten. Er war dabei auch ein glücklicher Familienvater, und eitle Ruhmsucht bewegte ihn nicht, die Auszeichnungen, welche seinem Verdienst wurden, machten ihn nicht stolz und hoffärthig. Er war strenge im Dienst, doch liebte ihn der Soldat jeden Ranges, denn Wahrheit war die Richtschnur seines Thuns auch in dem militairischen Le-

ben, und ohne Stolz, wie er war, sprach er außer dem Dienst, auch als er schon hohen Ranges sich rühmen durfte, mit dem gemeinen Mann so zutraulich, daß die Liebe seiner Untergebenen ihm nicht fehlen konnte, und diese Liebe, dieses Vertraun zeugt den Feldherrn. Alle Kunst und Ziererei, alle geschrobenen Phrasen blieben von ihm fern; er war für den Geist, welcher die neu gebildete preußische Armee beseelen mußte und beseelen sollte, ganz geschaffen. Durch den Erfolg seiner Unternehmungen hat er, ein sehr bescheidner Held, sich ein dauerndes Monument erbaut.

Preußens Monarch verfügte durch eine Kabinetsordre vom 1sten März 1816: „daß sämmtliche Officiere der Armee wegen dieses für den König und für das Vaterland so schmerzhaften Verlustes auf drei Tage die Trauer durch einen Flor um den Arm anlegen sollten," und das feyerliche Leichenbegängniß, wo am 4ten März 1816 die irdischen Reste des hochverdienten Helden der Erde wieder gegeben wurden, war pomphaft, ernst und rührend-feyerlich.

Der Trauersaal war schwarz behangen, das Gesims allein hatte eine weiße Draperie. Mitten erblickte man den Katafalk, und der Sarg, mit schwarzem Sammet überzogen, und mit einem Schmuck, der Würde angemessen, bekleidet, rührte die Erschienenen zu Thränen. Viele, sehr viele erschienen, welche mit ihrem Herzblut diesen Abgeschiedenen wieder auszulösen wünschten. Auf dem Deckel des Sarges lagen, von frischem Lorbeer umwunden, Hut, Degen, Commandostab, Schärpe, Handschuh, goldne Sporen, und auf weißem Kissen das Großkreutz des eisernen Kreutzes. Rechts dem Sargdeckel sah man den rothen Adlerorden, den St. Annenorden, den Schwerdt- und den Wilhelmsorden; und

links erblickte man den schwarzen Adlerorden, den St. George-, den Alexander-Newskyorden und das eiserne Kreutz erster Klasse. Hinter dem Hauptstück des Sarges waren auf silberner Platte Namen und Titel, Geburts- und Sterbetag eingegraben; diese Platte war mit Lorbeer und Palmen umwunden; der preußische Adler in Silber schwebte über ihr. Am Fußende des Sarges kreutzten sich zwei umgewandte Fackeln. Zu beiden Seiten des Sarges standen vier Tabourets, auf deren einem alle preußischen Orden, auf dem andern der Marien-Theresienorden und der schwedische Orden vom Schwerdt lagen; auf dem dritten Tabouret sah man die russischen Orden, und auf dem vierten den niederländischen Wilhelmsorden nebst dem goldnen Ehrendegen. Die vier Ecken der ersten Stufe des Katafalks waren mit Candelabern von Bronze geziert, und zwischen ihnen bemerkte man Marschallstäbe und das Bülowsche Wapen. Zur rechten Seite lag auf einem Tabouret die Bürgerkrone und die übrigen Beweise der Befreundung des Verewigten mit den Bürgern. Hinter dem Sarge sah man das Gemälde des Graf Bülow von Dennewitz in Lebensgröße, wie er mit gesenktem Commandostab an einem Denkstein stand, auf welchem der aufgerollte Plan von Paris lag.

Der Generaladjudant des Verewigten hielt am Sarge eine Rede, und der Zug wallte fort. Die Artillerie mit zwölf Stück Geschütz folgte, dann das ostpreußische Jägerbataillon und das zweite Bataillon des dreizehnten Linienregiments, und hierauf sah man das Leibpferd des Grafen, gesattelt und gezäumt, und umgeben von der schwarz gekleideten Dienerschaft. Dann trugen die Officiere des Generalstabes und die Adjudanten die vielen Ordensinsignien auf schwarzem Sammet-

kissen. Nun folgte der Leichenwagen, von vier Marschällen begleitet, und dann die Leidtragenden, begleitet von der gesammten Generalität, den Standespersonen der Stadt und der Universität. — In der Schloßkirche wurde der Sarg vor der Kanzel niedergesetzt; der Bischof Borowsky hielt die Leichenrede, und unter dem Donner des Geschützes wurden die irdischen Reste des verewigten Helden auf dem Kirchhof der Gemeinde der Reformirten dem Schooß der Erde zurück gegeben.

Wir würden es außer dem Zweck einer kurz gefaßten Biographie finden, sich so lange bei Hererzählung des Trauerpomps aufgehalten zu haben; allein der Mann, dem zu Ehren dieses Leichenbegängniß festlich gefeyert wurde, war wegen seiner folgereichen Handlungen seinen Mitbürgern zu werth geworden, als daß sie nicht auch öffentlich ihren Schmerz um den Verlust einer Säule des Vaterlandes hätten bekunden sollen, und das Trauergepränge war so würdevoll, daß es einer genauen Erwähnung verdiente.

Neuerdings hat der preußische Monarch befohlen, daß dem General Bülow in der Hauptstadt eine Statue gesetzt werde. Rauch, ein Bildhauer, der mit dem berühmtesten der lebenden, mit Canova wetteifert, hat den Auftrag. Sie wird den neuen Platz zieren, welcher jetzt in Berlin, ohnfern dem Zeughause, angelegt werden soll, und dessen Mitte, die in den französischen Kriegen erbeuteten Trophäen schmücken werden. Wenn der Künstler den General Bülow darstellen will, wie derselbe in seinem Leben war, so wird er ein edles, freies Gesicht mit einer Heldenstirn, unter welcher große Augenwinkel sich wölben, uns geben, und unter dem etwas geschlossenen Mund rundet sich der Kinn nicht zu sehr ab. — Die Haltung des wohlgebildeten Körpers war

übrigens weder manierirt noch zu natürlich; in dem Soldaten Bülow sah man stets den hochgebildeten Mann. Könnte der Künstler in das Gesicht des Graf Bülow die ansprechenden Züge legen, woraus man erkennt, daß der Dargestellte mit dem Talent und allen Erfordernissen, die zu dem dauernden Ruhm des Feldherrn gehören, auch die vielseitigen Erfahrungen des Weltmannes und alle edle Tugenden des Menschenfreundes verband, so würde bei einem solchen, den künftigen Menschenaltern übergebenen Bilde, die Natur mit der Kunst sich versöhnen.

II.

Nelson.

We ne'er shall look upon his like again.

Shakespeare.

Digitized by Google

Nelson.

Der Held, von dessen Leben hier eine kurze Skizze geliefert wird, führte zuletzt den Titel Horatio Lord Viscount Nelson, Vice-Admiral der weissen Flagge, Ritter vom Bathorden, Herzog von Bronte in Sicilien, Großkreuz vom Ferdinand- und Verdienstorden, Ritter des Crescentordens u. s. w. und schon dieser Titel müßte auf den Mann aufmerksam machen, wenn nicht die Thaten, welche länger leben in der Geschichte, als die Flittern der Ordenszeichen, dem Manne an sich schon einen hohen Platz in den Annalen der Historie gäben! Großbrittanien darf sich rühmen, viele glorwürdige Helden in dem Schooß des Vaterlandes geboren und genährt zu haben; schwerlich aber mögte irgend einer aus der Reihe glorreicher Helden ob der Größe seiner Waffenthaten und deren ungeheuren Folgen dem Lord Nelson zur Seite gestellt werden können. Der Held von Abukir und Tra-

falgar ist der Stifter der brittischen Alleinherrschaft auf dem Meer. In den Geschichten Brittaniens wird er immer einen hohen Ehrenplatz einnehmen, so lange die Historie einen Namen hat. Sein thatenreiches Leben der Vergessenheit entziehn zu wollen, ist zwar eigentlich nicht nöthig, da die Thaten durch sich selbst in ihrem Erfolg leben, und da der späteste Enkel fragen wird: wer war der Mann, der Brittanien so hoch erheben konnte? Doch wünscht man gern, ein großes Haupt in allen seinen kleinen Verhältnissen auf seinem Lebenswege begleiten zu können, und Nelson ist zu ruhmwürdig, als daß man mit einem jeden Griffel der Historie ihn zu feyern streben sollte. —

Horatio war der vierte *) Sohn des Pfarrer Edmund Nelson zu Burnham-Thorpe in der Grafschaft (Shire) Norfolk, welche zu den sieben, an der Nordsee gelegenen, zu England im engern Verstande gehörenden Grafschaften gezählt wird. Seine Mutter war Catharina Suckling, Tochter des Doctor und Domherrn Suckling zu Westmünster. Sowohl die Familie des Vaters als der Mutter Nelsons ist sehr alt und geachtet; die Walpole, Cholmondeley, Townshend u. m., welche zu den edelsten Geschlechtern gehören, rechnen sich zu ihren nächsten Verwandten. Sein Geburtstag fällt auf den 29sten September 1758, also auf den Tag St. Michael, und wir heben dieses aus, weil St. Michael der Schutzheilige der Normänner war, welche 1066 unter Wilhelm

*) Nach einigen Geschichtschreibern soll er der dritte Sohn gewesen seyn; die bewährtesten Schriftsteller aber nennen ihn den vierten Sohn.

von Normandie England eroberten und für immer behielten. — Wer die Geringfügigkeit der Pfründen der Geistlichkeit in England kennt, welche schon oft die Veranlassung zu beißenden Satyren auf ein so reiches Volk, das auf andere Art Millionen verschwendet, gegeben hat, der wird auch sogleich sich davon überzeugen, daß der Pfarrer Nelson nicht besonders viel auf die Erziehung seines vierten Sohnes wenden konnte. Indeß, er that, was in seinen Kräften stand, und da der Pfarrer Edmund Nelson selbst ein sehr gelehrter, guter und frommer Mann war, und schon früh in seinem Sohn den emporstrebenden Geist ahndete, so beschäftigte er sich geraume Zeit fast ausschließlich nur mit ihm. Die Grundlage einer guten Bildung wirkt aber durch das ganze Leben fort, und jener ersten Erziehung eines musterhaften Vaters hatte Nelson vielleicht den religiösen Sinn, das Vertrauen, welche ihn im ganzen Leben, in allen Gefahren begleiteten, und das kindliche Gemüth zu danken, welches ihn so liebenswürdig machte, als er schon der Stolz der Nation, und mit Ehren aller Art überhäuft war. — Zunächst kam er auf die Schule von Norwich, dann auf die von North-Walsham, und, wie das gewöhnlich von der ersten Jugendgeschichte großer Männer der Fall ist, man kann sehr wenig davon sagen, denn man achtete damals noch nicht auf sie, und die Erzähler sind späterhin ausgestorben, wenn die Geschichte die Traditionen sammelt. — Ein Zug Nelsons, des Knaben, mag hier seinen Platz finden. — Horatio war bei seiner Großmutter zu Hilborough zum Besuch, und ging mit seinen Genossen aus, um Vogelnester auszunehmen. Er blieb aus, und am Abend ging die besorgte Großmutter mit Mehrern aus, ihn zu suchen. Unter einem Baume fand man die Knaben, wo sie mit

dem Theilen ihrer Beute beschäftigt waren. Die Großmutter zürnte, und fragte ihn auch, „ob ihn denn die Furcht nicht nach Hause treibe.“ — Die Furcht habe ich noch nicht gesehen — antwortete er sehr naiv.

Schon in seinem zwölften Jahre wurde Horatio Nelson dem Schulunterricht entzogen, und es ist zu erachten, daß also seine wissenschaftlichen Kenntnisse stets sehr beschränkt bleiben mußten; denn wenn er auch Zeit und Willen gehabt hätte, nachzustudieren, so fehlte ihm doch die Grundlage vollständiger Vorkenntnisse, und was er späterhin that und wirkte, ist der Natur und der Empirie, nicht der Wissenschaft zu verdanken. Nelson giebt einen sprechenden Beweis dafür, wie die Natur es in ihrer Gewalt hat, alle Kunst, Wissenschaft und hochstudierte Berechnung erst zu belächeln, dann zu demüthigen. —

Mit Genehmigung des Vaters nahm Nelsons Oheim, Kapitain Moritz Suckling, im Jahr 1770 den jungen Horatio von der Schule fort, auf sein Schiff, the Raisonnable, von 64 Kanonen, und so bestieg denn Nelson in diesem Jahr zum erstenmal das Element, welches er seinem Vaterlande unterwürfig machen und das ihm einen Namen in der Geschichte gewinnen sollte. Es war dieses Schiff damals ausgerüstet zu einem Seekriege, welchen Großbrittanien mit Spanien beginnen wollte. Der Besitz der Falklandsinseln war der Gegenstand des Haders beider Mächte. Doch, die Zwistigkeiten wurden beseitigt, und das Schiff, the Raisonnable, wurde abgetakelt, die Mannschaft auch entlassen. Dem jungen Horatio Nelson, der Mitschipmann gewesen, hatte unterdeß das Seeleben, von welchem man überhaupt sagt, daß man es nur einmal versucht haben müsse, um es für immer lieb zu gewinnen, so wohl

gefallen, daß er einem Westindienfahrer, der eben in See stechen wollte, sich zugesellte. Sir John Rathbon, der vormals mit Suckling auf dem Dreadnought gedient hatte, führte dieses Schiff, und ihm wurde der junge Nelson anvertraut.

Diese Seereise war allerdings für den jungen Nelson im höchsten Grade belehrend, allein sie hatte dennoch einen Einfluß auf ihn, der seinem ganzen künftigen Leben hätte eine andere Richtung geben können. Diese, der Flotte Brittaniens eigentlich feindlich gesinnten Westindienfahrer, bespötteln die Marine eben so sehr, wie alle Kauffartheifahrer es thun, und dem jungen, unbefangenen Nelson wurde auf dieser Reise daher sehr natürlich ein Widerwille gegen den Dienst auf der königlichen Marine eingeflößt. Als er von Westindien zurückkehrte, und von seinem Oheim im Julius 1772 auf das Schiff the Triumph, welches damals auf der Höhe von Chatam stationirt war, aufgenommen wurde, bemerkte Kapitain Suckling sehr wohl die falsche Richtung, welche der Geist seines jungen Neffen lieb gewonnen hatte, und mit einer Kunst, welche man von einem Seemann eigentlich nicht erwarten dürfte, brachte er den jungen Nelson zu den Zwecken zurück, für welche er bei seinem glänzenden Talent bestimmt war.

Nelson hatte nemlich schon in seinen jungen Jahren einen ihn beherrschenden Ehrgeitz, dieses Wort im edlen Sinne genommen. Ein solcher Stoff mußte benutzt werden, um aus den kaufmännischen Ansichten der Westindienfahrer Nelson für die militairische Höhe zu befeuern. — Es kostete, wie ein englischer Biograph sagt, Zeit und Mühe, ihn mit dem königlichen Seedienst wieder auszusöhnen, und seine Vorurtheile dagegen auszurotten; aber endlich wichen sie doch dem Einfluß des

guten Beispiels, den ihm von seinem Vater eingeprägten Grundsätzen und seinem glühenden Ehrgeitz. —

Kapitain Suckling, den man als zweiten Vater, als den Gründer des seemännischen Namens Nelsons betrachten kann, um seinen jungen, talentvollen Neffen der Regierung zu erziehen, überließ ihm die Führung des Cutter und der Schaluppe, die zu dem Schiff des kommandirenden Officiers in Chatam gehörten, und er erreichte dadurch seinen Zweck. Nelson fühlte immer mehr edlen Stolz in sich. Er führte die Fahrzeuge von Chatam bis Tower, von London und vom Swin-Kanal bis nach North-Foreland, und gewann dadurch immer mehr Vertraun zu sich selbst, immer mehr kalte Ruhe und Furchtlosigkeit, ohne welche der Seemann, der mit den wildesten Elementen stets zu kämpfen hat, nicht gedeihen kann. — Bald aber war dem jungen Feuerkopf dieses stete Befahren des Themse-Canals auch schon langweilig, und im Jahr 1773 zeigte sich ihm eine Gelegenheit, auf der einmal gewählten Bahn weiter vorschreiten zu können. — Es wurde nemlich ein kleines Geschwader auf Kosten der Regierung ausgerüstet, welches nach dem Nordpol bestimmt war, um die nordöstliche Durchfahrt nach der Südsee wiederholt zu versuchen. Zwei Bombenschiffe, Race-Horse und Carcase, unter Capitain Fipps und Lutwidge, wurden dazu bestimmt. Den jungen Nelson begeisterte alles, was er von diesem Unternehmen hörte, und durch Vermittlung seines Oheims nahm ihn Capitain Lutwidge (nachher brittischer Admiral) als Bootsmann am Bord, obschon der Befehl gegeben war, daß bei dieser gefährlichen und mühvollen Reise nur rüstige Seeleute in die Gefäße aufgenommen werden sollten.

Das Geschwader ging am 2ten Jun. 1773 unter

Segel, und Nelson gewann sich bald die Liebe der Führer, ganz besonders aber zeichnete ihn der Kapitain Fipps (nachher Lord Mulgrave) aus. Die Fahrt war glücklich bis zum 31sten Jul., wo die Schiffe bei den Inseln im Norden von Spitzbergen unter 80^{2} 14^{1} sich plötzlich von ungeheuren Eisfeldern umgeben sahen. Die Gefahr war dringend; die Schiffe suchten sich einen Weg nach Westen zu bahnen, indem man die Eisschollen, sechs Ellen stark, mit Anstrengung aller Kräfte sprengte. Allein das Bemühen schien vergebens zu sein, denn an diesem ganzen Tage kam man nur zweihundert Ellen vorwärts, und so ging es fünf Tage lang. Nelson bekam in diesen gefahrvollen Tagen auf sein dringendes Begehr den Befehl eines vierrudrigen Kutters mit zwölf Mann, um den Durchweg durch das Eis westwärts aufzusuchen. In die größte Gefahr begab er sich mit seinem Gefäß; er war gewissermaßen auf einen verlornen Posten gestellt, wenigstens auf den gefährlichsten, und die Schiffe folgten langsam nach, je nachdem er die Signale in seiner gefahrvollen Lage zu geben vermogte. Am 13ten August endlich erhob sich ein Wind von Nord-Nord-Ost, der das Eis forttrieb, und die Schiffe beeilten sich, die Küste von Spitzbergen, und zwar den Hafen von Schmeerenberg zu erreichen, denn Kapitain Fipps glaubte nach diesem gewagten Versuch, daß es unmöglich sey, weiter nordöstlich vordringen zu können. Kapitain Willoughby, von Elisabeth von England beauftragt, die nord-östliche Durchfahrt zu suchen, war nicht so weit vorgedrungen als er, und hatte schon die Unmöglichkeit eingesehn gehabt.

Wie sehr Nelson jede Gefahr, hier, wo jeder Augenblick ihm den Tod drohete, unbeachtet ließ, davon wollen wir nur dieses anführen. — Die Schiffe lagen,

von den Eisinseln, wie man sie nennen kann, umengt, und die furchtbarste Kälte des Pol machte auch den kühnsten der Abentheurer mißmüthig und verzweifelnd. Die Nächte sind in dieser unwirthbaren Gegend sehr hell. Nelson wurde eines Abends auf dem Schiff vermißt, und man suchte ihn vergebens, obschon der Kapitain alle Mühe sich gab, ihn aufsuchen zu lassen. Man hielt ihn für verunglückt; als aber die Sonne aufging, entdeckte man ihn in ziemlicher Entfernung auf dem Eise, wo er einem weißen Bär nachstellte. Ehe seine Gefährten ankamen, hatte er auch glücklich den Bär erlegt, und brachte die Beute mit nach dem Schiff zurück. Der Kapitain war sehr unzufrieden und fragte ihn streng: warum er ohne Erlaubniß das Schiff verlassen, und weshalb er ein so tollkühnes Unternehmen begonnen habe. — „Ich wünschte, Sir," — sagte Nelson in seiner Unbefangenheit, „das Fell des Bären meinem Vater mitbringen zu können" — und von einer weitern Strafe war die Rede nicht.

Im October 1773 langte das Geschwader vor der Themse wieder an, und die Mannschaft wurde abgelohnt. — Der Oheim war mit seinem Neffen äußerst zufrieden, und beförderte es selbst, daß Nelson jetzt nach den Südländern eine belehrende Reise zu machen, Gelegenheit fand. Unter Sir Edward Hughes ging nemlich eine Flotille nach Ostindien in See, und Nelson fand seinen Platz auf dem Seahorse von zwanzig Kanonen, unter Kapitain Farmer, einem Manne, der ganz Seesoldat war, und der viel dazu beitrug, das Talent Nelsons zu entwickeln, und seinem kühnen Aufschwung eine gute Richtung zu geben. Nach den authentischen Biographien nannte Nelson noch in spätern Jahren diesen Farmer als den Mann, welcher ihn ganz in das Seeleben eingeführt

abe. — Auf dieser Reise hatte er die Wacht des Hinterverdecks, und beinahe alle Küsten des brittischen Ostindien lernte er jetzt kennen. Frühere Anstrengungen und Ermüdungen aber hatten so nachtheilig auf seine Gesundheit gewirkt, und das Klima in der neuen Welt war ihm so fremd und drückend, daß er als krank nach England wieder zurückgesandt werden mußte. Mit dem Delphin kehrte er nach seinem Vaterlande zurück, wo zu Woolwich im September 1776 die Mannschaft entlassen wurde. Schon auf der Rückreise hatte er sich erholt, und verfolgte den mit aller Glut einer feurigen Phantasie der Jugend aufgefaßten, und mit hoher Freude genährten Plan, als Seemann sich einen Namen zu gewinnen. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg.

Sir James Douglas kommandirte damals auf der Station von Portsmouth, und schon am 26sten September 1776 erhielt der junge Nelson die zweite Lieutenants-Stelle auf dem Linienschiff Worcester von vier und sechzig Kanonen, welches nach dem mittelländischen Meer bestimmt war. Kapitain Robinson führte die Convoy in sehr stürmischem Wetter nach Gibraltar, und bis zum April 1777 war Nelson jetzt wieder in See. Wie sehr er sich auszeichnete, darüber bedarf es nur der Erwähnung, daß Robinson sagte: „wenn Nelson die Wache habe, dann schlafe er eben so ruhig und sicher, als wenn der älteste Officier die Aufsicht führe.“

Am 8ten April 1777 bestand er das Examen des Seedienstes, und wurde schon am folgenden Tage als zweiter Lieutenant auf der Fregatte Lowestoffe von zwei und dreißig Kanonen angestellt. Kapitain William Locker führte diese Fregatte in die Gewässer von Amerika, wo England jetzt in einem schweren Kriege mit den Colonien, die im Jahr 1783 endlich sich für independent er-

klären konnten, und als independent von dem Mutterlande anerkannt wurden, befangen war. Hier hatte der junge Nelson die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und Beweise von seiner persönlichen Tapferkeit und Unerschrockenheit an den Tag zu legen. Die Fregatte kreuzte vor Jamaika, und zwang, während ein heftiger Sturm die See bewegte, einen weit überlegnen Amerikaner, die Segel zu streichen. Der brittische Kapitain befahl dem ersten Lieutenant, das feindliche Schiff in Besitz zu nehmen. Dieser versuchte es, allein er kam unverrichteter Sache zurück, indem das Meer ihm allzu sehr wüthete. Unwillig rief der Kapitain: „habe ich denn keinen Officier, der die Prise besteigt?“ Einer der Geringern, der Bootsmann, eilte hierauf zum Schiffsgange, und wollte in das Boot springen; der junge Nelson hielt ihn aber mit den Worten zurück: „Jetzt ist die Reihe an mir; wenn ich zurück komme, wird sie an Euch seyn!“ Er stieg herab, und erreichte seinen Zweck vollständig zur Zufriedenheit des Schiffskapitains. Als Belohnung erhielt er das Kommando des zu der Fregatte gehörenden Schoners, und in dem Bericht an die Admiralität versäumte Kapitain Locker nicht, den Namen „Nelson“ ehrenvoll anzuführen. Mit jenem Schoner beschiffte er die nördlichen Ufer von St. Domingo, und Glück, Muth und Wachsamkeit ließen ihn alle Gefahren überwinden.

Sir Peter Parkor übernahm anfangs des Jahres 1779 den Befehl in den dortigen Gewässern, und aufmerksam gemacht auf Nelson, ernannte er ihn zum dritten Lieutenant auf seinem Flaggenschiff Bristol. Sir Parker gewann den jungen Nelson bald so lieb, daß er ihn zum ersten Lieutenant ernannte, und am 8ten December desselben Jahres verließ er den Bristol, um nunmehr

selbst schon den Befehl der Brigg Badger zu übernehmen. Diese Brigg war bewaffnet, und dazu bestimmt, die Küste von Muskito, zwischen dem caraibischen See und dem mexicanischen Meerbusen, und die Honduras-Bay gegen die amerikanischen Kaper zu schützen. Die Luft ist hier, unter dem 15 Grad bei der Stille des Meers und der üppigen Vegetation der Küsten so mit giftigen Dünsten geschwängert, daß der längere Aufenthalt des Europäers, der einer reinern Luft sich erfreut, dort der Gesundheit nachtheilig werden muß, und die wesentlichen, ersten Ursachen der Zerrüttung seiner Gesundheit schrieb Nelson dieser Expedition zu. Er handelte übrigens hier in seinen jungen Jahren mit einer Besonnenheit und kalten Ruhe, mit einer Berechnung und Mäßigung, welche das Talent des gebornen Feldherrn bekundeten. — Die Schützlinge, die Küstenbewohner, waren mit seiner Führung des Ganzen so zufrieden, daß sie ihm ihren Dank abstatteten und seine Abfahrt beklagten, als er zurückberufen wurde, da die Expedition zu Ende war.

Nelson wurde jetzt zum Postcapitain erhoben; das Schiff Hinchinbroocke, eine Fregatte von 32 Kanonen, im atlantischen Meer stationirt, wurde ihm übergeben. Im Anfang des Jahres 1780 brach der Krieg zwischen England und Spanien aus, und England richtete sein Hauptaugenmerk auf die spanischen Besitzungen in Südamerika. — Graf d'Estaing war mit einer zahlreichen Flotte und Landungstruppen von Martinique hergesegelt, und nahm in dem Fahrwasser Jamaika Platz. Ein unmittelbarer Angriff auf Jamaika schien in dem Plan der Feinde zu liegen, und Nelson erhielt das Kommando der Batterien von Port-Royal, dem Schlüssel der Seemacht vor Kingston. Bald darauf, als das

Fort St. Juan am St. Johnflusse im Meerbusen von Mexico eingenommen werden sollte, erhielt Nelson den Oberbefehl über die Seemacht, während Major Polson die Landtruppen befehligte. Er mußte sich nachher von seinem Schiff entfernen, um den Transport der Truppen in Böten zu leiten, und mit stürmender Faust nahm er die Forts, welche die Spanier angelegt hatten, ein, ihr eignes Geschütz nunmehr gegen sie wendend. So weit seine Gewalt reichte, war die Expedition glücklich für Großbrittanien; doch ist es bekannt, welche Verluste Albion, besonders in diesem Jahr, gegen die durch einen Washington, Gates geführten, und durch einen Franklin, Laurens und Jones geleiteten Nordamerikaner erlitt. — Das Faulfieber (gelbe Fieber) welches auf der Flotte der Britten wüthete, riß einen großen Theil der Mannschaft hin, und Nelson würde ohnfehlbar auch eine Beute dieser, in der Südsee wüthenden Epidemie geworden seyn, wenn nicht eine Ordre ihn zurück berufen hätte, das Commando des Janus, von 44 Kanonen, zu übernehmen. Er segelte nach Jamaika ab; doch, seine Gesundheit war schon zu sehr zerrüttet. Sir Peter Parker nahm ihn auf, ließ alles zu Wiederherstellung seines jungen Freundes anwenden, und da die Hinfälligkeit Nelsons, der zu früh seine Kräfte geopfert hatte, immer zunahm, so sandte ihn Sir Parker mit dem Kriegsschiff Lion, unter Befehl von Sir William Cornwallis, nach England zurück. Eilf Wochen mußte Nelson in Bath zubringen, ehe er seine Glieder wieder bewegen konnte; — ein sicherer Beweis dafür, wie sehr er sich angestrengt hatte, wie sehr der emporstrebende Geist den Körper ermüdet gehabt.

Kaum war seine Gesundheit nothdürftig wieder hergestellt, so übernahm er im August 1781 den Befehl

des Zweimaster Albemarle, mit welchem er in der Nordsee kreuzte. Die Expedition selbst war ohne Erfolg, und ist nur hier angedeutet, um den Lauf seiner Lebensgeschichte nicht zu unterbrechen. — Er blieb aber auf diesem Schiff, welches im April 1782 unter der Convoy des Kapitain Pringle gegen die nordamerikanischen Insurgenten mit absegelte. Gegen Newfoundland und Quebeck war diese Expedition gerichtet, und auf der Höhe von Boston wurde der Albemarle von drei Linienschiffen und der Fregatte Iris verfolgt. Der Feind war in aller Hinsicht weit überlegen, und Nelson, um zu entkommen, faßte den verzweifelten Entschluß, sein Schiff auf die George-Bank zu treiben, wohin ihm auch die Linienschiffe nicht folgten. Die Fregatte indessen setzte ihm nach, kam auf Schußweite heran, und entfernte sich erst, als Nelson das Gefecht nicht ausschlug, vielmehr Befehl gegeben hatte, auf den Feind los zu rudern. — Im October 1782 segelte er mit einer Convoy nach New-York, um unter die Flotte des Sir Samuel Hood gestellt zu werden, und hier fiel für den jungen, thatendurstigen Helden nichts Merkwürdiges weiter vor. Vergebens hatte Großbrittanien sieben Jahre lang einen mühseligen Krieg gegen das Streben der Nordamerikaner nach Freiheit geführt. Das stolze England mußte am 20sten Januar 1783 einen Frieden schließen, wonach es die Unabhängigkeit der dreizehn Kolonien anerkannte, alles, was es noch hier in Besitz hatte, zu räumen versprach, den besten Theil von Canada, bis an den Missisippi, ein Zug Landes von 18,000 [] Meilen, abtrat, und den Freistaaten die Theilnahme an den Fischereien bei Newfoundland und in der Lorenzbay gewährte. Größtentheils hatten die Nordamerikaner diesen vortheilhaften Frieden der Unterstützung der Bour-

bons zu verdanken, welche, eifersüchtig auf Großbritaniens anwachsende Seemacht, das Streben der Kolonien nach Freiheit unterstützten und förderten, und dadurch ihr eignes Grab sich gegraben hatten, wie die Revolution in Frankreich es bewies.

Nach diesem Friedensschluß ging er mit seinem Schiff über Havannah nach England zurück, und in dem Hafen von Portsmuth wurde die Mannschaft des Albemarle abgelohnt. Nelson war jetzt außer Thätigkeit. Seine Gesundheit wieder herzustellen, ging er im Herbst 1783 nach Frankreich, und kehrte erst im Frühjahr 1784 von dort nach England zurück. Zu Ende März dieses Jahres bekam er nemlich, weshalb er seine Rückkehr beeilt hatte, das Kommando des Boreas von 28 Kanonen. Das Schiff war nach Westindien bestimmt, und lassen wir hier einen englischen Biographen *) Nelsons selbst über die damaligen Verhältnisse Englands, welche hier mehr zu entwickeln, zu weit führen würde, reden.

— Auf den Inseln unter dem Winde — heißt es — eröffnete sich jetzt für die Officiere von der brittischen Flotte eine neue Scene. Die Amerikaner nemlich, die, als Kolonisten, die Handelsfreiheit von Jamaika nach den westindischen Inseln genossen, vergaßen beim Schlusse des Friedens, daß sie nur als solche zu betrachten seyen, die keine größern Privilegien bei diesem Handel hätten, als Fremde. Ihre Rechte und Ansprüche übrigens wurden von allen denen Westindiern begünstigt, die ihren

*) Josua White Esq. — In seiner Lebensbeschreibung Nelsons muß man übrigens sehr wohl prüfen, was er als Historiker, und was er als eifriger Britte sagt. —

Vortheil dabei hatten. Ganz vorzüglich war dies der Fall mit den Statthaltern und Zollaufsehern, welche behaupteten, daß im Gefolge der Navigationsacte die Amerikaner ein Recht zum Handel hätten. Kapitain Nelson hingegen, nach dem Scharfsinn und der richtigen Urtheilskraft, die er bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab, betrachtete diese Sache aus einem ganz andern Gesichtspunct, und war fest entschlossen, sich durch nichts kleinmüthig und verzagt machen zu lassen, so lange den Seegesetzen seines Vaterlandes Gewalt angethan würde. Deswegen deutete er allen Statthaltern und Zollaufsehern, so wie auch den Amerikanern mit Ernst und Nachdruck an, was er für seine Schuldigkeit halte, und nahm einige Tage darauf einige amerikanische Fahrzeuge weg, die er eben auf einem, seiner Meinung nach unrechtmäßigen Handel ertappte. Dieses Verfahren zog ihm den Haß aller Partheien zu, die ihn mit solcher Bitterkeit verfolgten, daß er nicht wagen durfte, mit Sicherheit sein Schiff zu verlassen. —

Dieses Verfahren Nelson's gegen die nunmehr anerkannten nordamerikanischen Freistaaten war allerdings gegen die Grundsätze des Völkerrechts; allein seine Regierung billigte es bald darauf nach einer leichten Untersuchung, und durch die Willkühr, welche er sich hier erlaubte, hatte sein Credit bei der Regierung sehr gewonnen. — Vielleicht — doch ein Biograph sollte eigentlich über das „Vielleicht" nichts sagen — mogte auch Nelson durch den unwürdigen Frieden, welchen Großbrittanien mit Nordamerika geschlossen hatte, zu einer Erbitterung gegen die Freistaaten gekommen seyn, welche ihn die Formen der politischen Welt vergessen ließ. Das Verfahren, welches er sich erlaubt gehabt,

wurde förmlich untersucht; bald aber wurde Nelson auf eine ehrenvolle Art freigesprochen.

Gegen Ende des Jahres 1786 wurde der Station, auf welcher Nelson stand, die Fregatte Pegasus, von Prinz Wilhelm Heinrich geführt, zugegeben, und Nelson benahm sich gegen den sieben Jahr jüngern königlichen Prinz *) so gut, treu und redlich, daß unter beiden bald ein engeres Band, als das der Subordination, geknüpft wurde. — Im März 1787 verheirathete sich Nelson mit Franziska Herbert, Wittwe des Doctor Nesbit, einer Westindierin von der Insel Nevis, einer Frau, welche für den Seemann, der sein zartes Gefühl auf dem wilden Element erhalten hatte, ganz das war, was sie seyn sollte. — Der Seefrieden war jetzt wieder überall gesichert, und im Junius desselben Jahres segelte Nelson nach dem Heimathlande zurück, wo zu Scheerneß die Fregatte Boreas am 30sten November abgetakelt wurde. Nelson kehrte jetzt nach dem Pfarrhause zu Burnham zurück, wo er während der Zeit des Friedens sich selbst und seiner Familie lebte. Diese Zeit einer, ihm gehässigen Ruhe, benutzte er, über die politischen Verhältnisse Englands und über das organische Wesen der Regierung sich näher zu unterrichten. In wissenschaftlicher Hinsicht sich weiter ausbilden zu wollen, dazu hatte er weder Lust noch Ruhe, und die Erfahrungen, welche er nun seit seinem zwölften Jahre gemacht hatte, überzeugten ihn davon, daß Erfahrung die beste Lehrmeisterin sey.

Die den Nootka-Sund betreffende Streitigkeit zwi-

---

*) Wilhelm Heinrich, dritter Sohn König George des Dritten, war geboren d. 21sten Aug. 1765.

schen Großbrittanien und Spanien im Anfang des Jahres 1790 ließ einen Seekrieg erwarten und Nelson eilte, der Marine seine Dienste anzubieten; es war ihm aber nicht gelungen, ein Kommando zu erhalten, und noch zwei Jahre verlebte er nun in stiller Ruhe und Eingezogenheit. — Im Jahr 1793 brach der Krieg gegen Frankreich aus, und England rüstete sich mit seiner ganzen Macht, das stolze Frankreich auf dem Meere zu vernichten. Ein günstigerer Augenblick, als der jetzige, konnte nicht leicht wiederkehren, den lange genährten Plan gegen Frankreich auszuführen, denn es war jetzt von der Partheiwuth zerrissen, und ganz Europa sah dem Zeitpunkt entgegen, wo es in sich selbst sich aufreiben müsse. Neues, größeres Leben als jemals kam jetzt in die Marine Großbrittaniens, und Nelson erhielt den Agamemnon von 64 Kanonen. Diese Erhebung ließ ihn die früher erduldete Zurücksetzung vergessen, und überhaupt hatte Nelson in dieser langen Zeit der Ruhe die Intriguen und Kabalen, welche bei den obersten Behörden schon längst Besitz genommen haben, zu sehr kennen gelernt, als daß er die frühere abschlagliche Antwort, welche auf sein Dienstgesuch erfolgte, nicht aus dem richtigen Gesichtspunct hätte betrachten sollen. Jetzt galt es, Männer von Kraft und innerm Gehalt hervorzusuchen und für das Interesse der Regierung zu gewinnen. Nelson konnte hier nicht vorübergegangen werden, und als Sohn des Vaterlandes beachtete er die Beleidigung nicht, welche er durch das Ministerium erduldet hatte. Sein großes Herz hatte mit dem kleinen Hader der Menschen nicht die entfernteste Berührung.

Lord Hood führte die Flotte, zu welcher Nelsons Schiff gehörte, nach dem mittelländischen Meer, und Nelsons Name war schon damals in Norfolk so bewährt und

geachtet, daß zu der Mannschaft des Agamemnon sich alles drängte, was jetzt zu dem Seekriege Lust hatte, und bald nannte sich auch die Besatzung mit großem Stolz: „Männer von Norfolk.“ — Als Nelson an Bord ging, sagte er zu dem Sohn eines Freundes, den er als Midschipmann aufnahm: „drei Dinge mußt Du beständig in Augen haben: erstlich mußt Du stets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigne Meinung über die Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt Du jedermann für Deinen Feind ansehn, der schlecht von England und Deinem König spricht; drittens mußt Du jeden Franzosen eben so sehr hassen, als den Teufel.“

Der Name Agamemnon wurde bald bekannt auf der Flotte des mittelländischen Meers, denn Nelson, welcher so lange gefeyert hatte, glühete jetzt für Eifer, in der Heldenlaufbahn, für welche ein großes Fatum ihn bezeichnet hatte, vorzuschreiten, und er besaß die große, seltene Gewalt, alle Gemüther sich eigen zu machen, daher denn die Mannschaft des Agamemnon überall mit einer Tapferkeit focht, welche nicht genug gerühmt werden konnte. Dieses Schiff war ein Muster für alle, sofern der unerschrockene Britte auf seinem Element, auf dem Meer, noch eines Musters bedarf. — Schon im August 1793 hatte ihn Lord Hood mit wichtigen Aufträgen nach Neapel an Sir William Hamilton, welcher damals am Hofe beider Sicilien der Geschäftsträger Englands war, gesandt, und hier schloß Nelson jene Freundschaft mit Hamilton und Lady Hamilton, die er sein ganzes Leben hindurch stets fortsetzte, und die ihn so gefesselt hatte, daß der nähere Umgang, wie es unter Freunden von edlem Character einen solchen Umgang giebt, ihm zum Bedürfniß wurde. Lady

Hamilton ist als mimische Künstlerin bekannt und berühmt genug; dem Seehelden Nelson war sie, sein ganzes ferneres Leben hindurch, eine Freundin im edelsten Sinne des Wortes, und vieles mag der feine Kunstsinn dieser Frau dazu beigetragen haben, das rohe Wesen, welches gewöhnlich eine Folge des langen Seedienstes ist, von Nelson zu entfernen. — Nachdem er einige neapolitanische Truppen nach Toulon geführt hatte, ging er zu der Hauptbestimmung der brittischen Flotte im mittelländischen Meer zurück, und nahm Theil an der Einnahme von Bastia und Calvi auf den Rheden vor Korsika. Bei der Belagerung von Calvi hatte Nelson das Unglück, sein rechtes Auge zu verlieren. Eine Lage der feindlichen Batterie, welche an die Batterie, so Nelson befehligte, ansprang, warf ihm *) eine Parthie Sand in das Gesicht, und das rechte Auge Nelsons wurde dadurch so beschädigt, daß er von diesem Augenblick an dasselbe nie wieder gebrauchen konnte. **) Die Dienste, welche Nelson bei der Eroberung von Korsika geleistet hatte, waren so wichtig gewesen, daß er mit seinen Officieren und der Mannschaft die Danksagungen beider Häuser des Parliaments erhielt.

---

*) Ohnfehlbar war es ein Ricochette-Schuß.

**) Nelson ist häufig abgebildet, als wenn er das rechte Auge ganz verloren hätte. Das ist aber ganz falsch. Der Verfasser dieser Biographie, welcher Nelson selbst lange Zeit zu sehen Gelegenheit hatte, überzeugte sich davon, daß die obere Haut des rechten Auges zwar eine andere Farbe (hellgrau) angenommen habe, daß das Auge selbst aber seine Form noch habe, und es bewegte sich sogar gleichförmig mit dem linken. Jene Kupferstiche sind also falsch.

Im Monat October 1794 wurde Lord Hood von dem Admiral Hotham abgelöset. Letzterer hatte nun den Befehl über die Flotten des mittelländischen Meers; Nelson war ihm aber so sehr empfohlen, daß er ihm sein ganzes Vertraun schenkte. In dem Treffen mit der französischen Flotte vom 13ten und 14ten März 1795, wo zwei Linienschiffe von 80 und 74 Kanonen erbeutet wurden, und am 13ten Julius, wo ein Schiff von 74 Kanonen erobert wurde, und bald nachher in die Luft flog, zeichnete sich bei diesem ganzen, großen Geschwader Nelson mit seinem Schiffe besonders aus. — Seinen kühnen Unternehmungsgeist hatte er nun schon vielfach bethätigt, und diesem Geist war das kalte, brittische Blut zugeordnet, so daß ein Nelson schon jetzt als Heros seines Vaterlandes sich angekündigt hatte. Mit unwillkührlicher Gewalt fesselte er den Willen der höchsten Gewalten des Landes schon jetzt, und um so mehr mußten seine Thaten ihm die Achtung, die allgemeine Achtung gewinnen, da er sehr fern von jeder eigennützigen Anmaßung war, woran schon mancher emporwachsende Held erlahmte.

Nelson erhielt von seinem Admiral jetzt den ehrenvollen Auftrag, die Operationen des östreichischen Generals de Vins vor Genua zu unterstützen; denn Oestreich, mit dem neuen Frankreich in einem schweren Kriege befangen, hatte nach seinem alten System auf Italien sein Hauptaugenmerk gerichtet, welches Frankreich, der Chef der Regierung desselben mag seyn, wer er will, nie aus den Augen lassen kann. Nelson that hier für die östreichischen Waffen mehr, als die Britten vielleicht von diesem Detachement erwartet und gewollt hatten. An der Vado-Bay erhielt Nelson Nachricht, daß eine Convoy von Waffen und Ammunition zu Alassio, welches die

Franzosen im Besitz hatten, angekommen sey; er eilte, am 26sten August dorthin abzugehen, und nahm in einer Stunde neun feindliche Schiffe weg; zwei andere wurden in Grund gebohrt. Wenig fehlte, und er hätte in der Stadt selbst, welche mit 2000 Mann besetzt war, alles Magazinwesen des Feindes zerstört. „Sein Betragen," sagt Admiral Hotham in seinem Bericht, „bei dieser und bei jeder Gelegenheit, welche ihm bis dahin zu handeln gegeben wurde, verdient das größte Vertraun."

Der Admiral hatte auch selbst so viel Vertraun zu Nelson gewonnen, daß er zu den mißlichsten Diensten ihn hervorzog. Bei der Blokade von Livorno, bei der Einnahme von Porto-Ferrajo und bei der Räumung von Bastia hatte man dem Diensteifer Nelsons viel zu verdanken. Die wichtigen Dienste, welche er mit seinem Geschwader geleistet hatte, bewirkten, daß er zum Marine-Obrist ernannt wurde. Sir John Jarwis (Lord St. Vincent) war im Oberbefehl, im November 1795, gefolgt, und verlangte, daß Nelson zur Auszeichnung die Decoration eines Kommodore tragen solle. Im May 1796 wurde er von seinem Lieblingsschiff, Agamemnon, getrennt, denn der Kapitain, ein Schiff ersten Ranges von 74 Kanonen, wurde ihm anvertraut. Eben so ungern trennte seine Mannschaft auf dem Agamemnon sich von ihm, als er sich von ihr. — Von Gibraltar ab segelte er im Monat December 1796 mit der Fregatte Minerva von 32 Kanonen, nach Porto-Ferrajo, um dort Schiffsvorrath zu holen, woran die Flotte großen Mangel zu leiden anfing. Schon in der Nacht vom 19ten December stieß er auf zwei spanische Fregatten, und wurde mit ihnen handgemein. Das Gefecht war mörderisch; doch mit Tages Anbruch hatte Nelson die spanische Fregatte Sabina von 40 Kanonen

erbeutet. Die Spanier hatten einen Verlust von 164 Todten und Verwundeten; die Minerva zählte sieben Todte und 34 Verwundete; das ganze Segelwerk, Takelage und die Masten war aber zerschossen. Wahrhaft groß legt Nelson in seinem Bericht an den Admiral den günstigen Erfolg dieses Treffens nicht sich, sondern dem ihm untergeordneten Kapitain Cockburn und andern zu. — Er segelte weiter nach Porto-Ferrajo, und am 29sten Januar lichtete er die Anker, um nach Gibraltar zurück zu kehren. Auf seinem Geschwader hatte er Personen von Bedeutung, z. B. Sir Gilbert Elliot, den Obristlieutenant Drinkwater u. a. m. Er recognoscirte die Häfen des Feindes am mittelländischen Meer, erreichte Gibraltar, hielt sich dort aber nur einen Tag auf, um sich mit Sir John Jervis wieder in Verbindung zu setzen, wurde, als er westwärts segelte, von zwei spanischen Linienschiffen am 11ten Februar verfolgt, und stieß bei der Mündung der Meerenge auf die ganze spanische Flotte, welche von Karthagena abgesegelt war. Nelson entkam glücklich, und vereinigte sich am 13ten Februar mit der Flotte bei dem Kap St. Vinzent. Er stattete eiligst Bericht von dem Ansegeln der feindlichen Flotte ab, und hatte kaum die Minerva verlassen, und sich auf den Dreimasier, Kapitain, wieder begeben, als das Zeichen zur Schlacht gegeben wurde, und die ganze Flotte Befehl bekam, in der Nacht sich eng zusammen zu halten.

Die spanische Flotte bestand aus 18 Linienschiffen, und neun derselben hatte der brittische Admiral durch ein kühnes Manövre abgeschnitten. Der Feind machte eine Bewegung, sich wieder zu vereinigen; Nelson glaubte dies zu bemerken, und warf sich auf das sechste Schiff des feindlichen Hintertreffens, die Santissima Tri-

nidada von 136 Kanonen. Man behauptete, daß dieses Schiff das größte in der Welt sey; es hatte vier Verdecke, und war durch die Admiralitätsflagge bezeichnet. Der Kampf war ungleich; doch nicht mit diesem Koloß der Schiffsbaukunst, sondern auch mit zwei andern Dreideckern, welche zu Hülfe kamen, hatte Nelson zu thun. Die ganze Linie der brittischen Schiffe mußte über Nelsons Verwegenheit erstaunen, und endlich wurde ihm der Culloden und der Blenheim, ein Schiff von 90 Kanonen, zur Unterstützung gesandt, nicht sowohl hauptsächlich, um ihn zu degagiren, sondern weil der brittische Admiral es wohl einsah, daß Nelsons etwas sehr eigenmächtiges Verfahren, von dem Durchbrechen im rechten Winkel sich ab-, und auf die Linie selbst zu wenden, von dem entscheidendsten Erfolg seyn mußte. Mehrere brittische Schiffe folgten in der Reserve, und das Gefecht war so hitzig, daß der Kapitain (Nelsons Schiff) bald nicht allein alle Ammunition verloren hatte, sondern auch ganz und gar für die Kriegsbewegung unbrauchbar gemacht war. Ein spanischer Zweidecker rückte heran, um den Kapitain zu vernichten. Der Augenblick war entscheidend. Auf die Weite eines Pistolenschusses standen die Schiffe auseinander, und keine Rettung schien für das, Nelsons Führung anvertraute Schiff zu seyn. Da raffte er sich auf, der Seemann, dem das Leben eine Null seyn muß, und befahl, zu entern. Das Glück begünstigte ihn bei einem so verwegnen Unternehmen, und dieses Unternehmen wurde unterstützt durch den Schiffslieutenant Berry und den Lieutenant Puerson, der einen Theil des neun und sechzigsten Regiments führte. Nelson selbst konnte in seinem militairischen Eifer sich nicht zurückhalten lassen, eilte selbst auf das feindliche Schiff, und kam eben an, den De-

gen des spanischen Kapitains auf dem Verdeck in Empfang zu nehmen. Der Kapitain war tödtlich verwundet. — Nicht einen Augenblick hatte Horatio Nelson zu verlieren, denn neue Gefahr bedräuete ihn schon. Das zweite spanische Schiff drängte an, um jene Prise zu retten. Nelson hatte nur die Auswege, entweder das erbeutete Schiff aufzugeben, oder wieder zu entern, und mit einer großen Kühnheit vermaß er sich zu dem letztern. „Westminster-Abtey oder glorreicher Sieg!“ rief er, und am Bord des St. Nicklas, den er bestiegen hatte, war er, der Unerschrockene, der Furchtlose, der Wohlberechnende, an der Spitze der Stürmenden. Ein brittischer Schriftsteller sagt hierüber: so groß war das Schrecken, welches nach seinen frühern kühnen Handlungen seinem Namen voran ging, daß der spanische Befehlshaber hervortrat, nach dem brittischen Kommandeur fragte, und seinen Degen nieder legte. Zugleich bat er um Entschuldigung, daß der Admiral selbst nicht sogleich erscheine, indem er schwer verwundet sey, und mit der Devotion, welche in der spanischen Grandezza liegt, wurde Nelson so überrascht, daß der bescheidene Mann jetzt erst einsah, wie wirksam und folgereich sein Beginnen gewesen war. Die Officiere erschienen auf dem Verdeck und lieferten ihm ihre Degen ab; Nelson nahm diese Degen, einen nach dem andern, mit dem liebevollen Wesen, welches ihn nie verließ, in Empfang und gab sie weiter an seinen Steuermann, welcher während der ganzen Zeit der dringenden Gefahr dicht an Nelsons Seite gewesen war, das — man mögte sagen — unwirthbare Gesicht dieses rauhen Seemannes, der die Degen der Officiere zusammen raffte, contrastirte sehr mit Nelsons edlem Blick der Liebe, und diese Scene ist in einem schönen englischen

Kupferstich der Erinnerung aufbewahrt. — In diesem Augenblick kam ein englischer Matrose, welcher lange unter Nelson gedient hatte, herzu, schüttelte dem Kommodore kräftig, nach seemännischer Art die Hand, und wünschte ihm in Worten, aus dem Herzen gesprochen, Glück dazu, daß er jetzt auf dem Verdeck eines spanischen Schiffes sey. — Nelson eilte, nachdem er den Spanier in Besitz genommen, an Bord des St. Nicklas zurück, und war hier kaum angekommen, als an zwei Orten Feuer ausbrach. Seine rasche Entschlossenheit und reger Eifer hemmte den Fortgang. Der Kapitain, welcher sehr beschädigt war, hatte erst ausgebessert werden müssen, und als dieses geschehen, ging Nelson auf dieses, sein Lieblingsschiff, zurück.

Der Sieg des Admiral Sir John Jarvis vom 14ten Februar war entscheidend gewesen, und Nelsons wurde in dem Bericht an den Kriegsminister so ruhmvoll gedacht, daß er zur Belohnung von seinem Könige den Rang eines Contre-Admirals und die Insignien des Bathordens erhielt. Außerdem beschenkten ihn die beiden Häuser mit einer goldnen Denkmünze.

Im Monat April wechselte er als Contre-Admiral der blauen Flagge den Kapitain mit dem Theseus, einem Schiffe ersten Ranges von 74 Kanonen, nachdem er zuvor den Auftrag, die Garnison von Porto-Ferrajo abzuführen, ausgerichtet hatte. Es wurde ihm die Anführung des innern Geschwaders bei der Belagerung von Cadix übertragen, und schon am 3ten Jul. griff er die Kanonenböte der Spanier an, drängte sie bis unter die Wälle der Festung, und nahm dem Feinde bei dieser Expedition zwei Kanonenboote und ein Schiffsboot ab. Er selbst kam dabei in große Gefahr. Wie gewöhnlich war er mit zehn Mann und dem Steuermann in einer

Barke. Plötzlich sah er sich von einem spanischen Kanonenboot von 26 Rudern überfallen, welches der Kommandeur der spanischen Posten, Dom Miguel Tyrason in Person führte. Man enterte und focht mit dem Degen in der Faust einen sehr ungleichen Kampf, denn der Spanier war weit überlegen. Zweimal rettete hier der treue Steuermann Nelsons, John Sykes, das Leben des Admirals, indem er tödtliche Hiebe auffing. Dem Ungestüm der Britten mußte aber zuletzt die spanische Uebermacht weichen. Achtzehn Spanier waren getödtet, die übrigen mit dem Dom Tyrason verwundet, und die Barke wurde Nelsons Beute. In seinem Bericht an den Admiral sagt Nelson: „Dom Miguel Tyrasons Widerstand war so, daß er einem braven Officier Ehre macht.“ Sir John Jervis sagt in seinem Bericht vom 5ten Jul. an die Admiralität über diese Expedition: „der Contre-Admiral, der bei den gefährlichen Unternehmungen immer gegenwärtig ist, führte zwei feindliche Kanonenboote und ein großes Schiffsboot fort, sammt dem Anführer der Flotte. Seine Thaten sprechen für sich selbst. Jedes Lob von meiner Seite, in Hinsicht seiner Verdienste, würde überflüssig sein.“ — In der Nacht vom 5ten und in der vom 8ten Jul., legte sich Nelson dicht vor Cadix und bombardirte es, besonders in ersterer Nacht, mit großem Erfolg; in letzterer Nacht war der Wind ungünstig gewesen.

Der Graf von St. Vincent hatte Nachricht erhalten, daß ein sehr reich beladenes spanisches Schiff in dem Hafen von Santa Cruz liege, und außerdem hielt er den Platz für einnehmbar. Nelson wurde zu dieser Expedition beordert, und kam mit drei Linienschiffen und mehreren Fregatten am 25sten Jul. gegen Abend auf die Höhe von Santa Cruz, wo er sich vor Anker

legte. Er hatte Landungstruppen am Bord, und die Spanier waren auf das Erscheinen einer englischen Flotille vorbereitet. Daß die Schiffe sich nicht vor den Platz legen konnten, davon überzeugte sich Nelson sogleich, und er ließ daher 1000 Mann unter Kapitain Troubridge u. s. w. rasch aussetzen. Um 11 Uhr in der Nacht war die Einschiffung in die Boote bewirkt, und nun ging es dem Lande zu. Nelson, von Kapitain Fremantle und Bowen begleitet, führte den Angriff. Nach Mitternacht hatte man sich glücklich unbemerkt bis auf halbe Schußweite der Bastion von Mole-Hood genähert, als die Landung in der Stadt entdeckt war, und die Sturmglocken von allen Thürmen tönten. Ein mörderisches Feuer wurde nun auf die englischen Boote gesendet. Ein Boot, der Foe, bekam einen Schuß unter dem Wasser, und sank mit 180 Mann; dasselbe Schicksal hatte ein anderes Boot, und trotz dem Dunkel der Nacht landete Nelson mit fünf Booten unter dem äußersten Wall, der im Sturm genommen wurde, obschon 500 Spanier ihn mit gutem Geschütz vertheidigten. Die Engländer wandten nun das spanische Geschütz gegen die Stadt, allein die Festung war so gut bedient, daß außer den vielen Getödteten der Engländer bei Anbruch des Tages fast nicht einer übrig war, der nicht verwundet gewesen wäre.

Südwärts der Zitadelle war unterdeß mit dem Rest der brittischen Boote Kapitain Troubridge gelandet, und hatte sich der Stadt, — welche aber von der Citadelle beherrscht wird, — bemächtigt. Diese letztere war nun nicht mehr zu nehmen, und der englische Kapitain versuchte es dennoch, einen Parlementair an den Gouverneur zu senden, und den Spanier zur Uebergabe aufzufordern. Da der Spanier antwortete, er halte die Eng-

länder für Kriegsgefangene, so änderte der Britte den Ton, und verlangte nur freien Abzug, widrigenfalls er die Stadt, in deren Besitz er noch war, in Brand stecken, und bis auf den letzten Mann sich vertheidigen werde. Diese Erklärung, an deren Erfüllung man nicht zweifeln konnte, da sie aus dem Munde eines brittischen Seesoldaten kam, wirkte auf den spanischen Gouverneur, und er gewährte nicht nur den freien Abzug, sondern sandte auch dem brittischen Geschwader Wein und Zwieback zu, und ließ dem Admiral sagen, daß, so lange er noch an der Insel verweilen müsse, ihm frei stehe, ungehindert Leute an das Land zu schicken, um die nöthigen Bedürfnisse einkaufen zu lassen. Dom Juan Antonio Gudierrez ist der Name dieses Ehrenmannes.

Dieser Angriff auf Santa Cruz war also nicht geglückt; die falschen Nachrichten des brittischen Admirals und die Uebereilung des Beginnens waren die Ursachen davon. Der Cotre-Admiral Nelson seiner Seits hatte alles Mögliche mit der ihm eigenthümlichen, kühnen Verwegenheit versucht gehabt, dem Befehl nachzukommen. In dieser feindlichen Nacht verloren die Engländer zwei Boote und 264 Mann. Wenig fehlte auch, daß nicht Nelson selbst eine Beute des Kriegsgottes geworden wär.

Bald nachdem die Boote gelandet waren, und der Wall erstürmt wurde, zerschmetterte nemlich eine feindliche Kanonenkugel Nelsons rechten Oberarm; betäubt sank er zu Boden, und das Waffengewühl ging an ihm vorüber. Sein Stiefsohn aber, Lieutenant Nisbet, vermißte ihn, eilte zurück, und fand in dem Dunkel der Nacht den tapfern Nelson, der wie todt am Boden lag, glücklich auf. Er allein, denn der Sturm ging

orwärts, schleppte den halb Entseelten bis zu dem ser, ließ ihn in ein Boot bringen, und steuerte nun it ihm, während von der Zitadelle und den Außen- atterien das feindliche Feuer entlassen wurde, nach dem Theseus. — Nelson erholte sich; der Arm mußte ihm ber abgenommen werden, und mit der Unerschrockenheit ines Seemannes unterwarf er sich der schmerzhaften Operation. Kurz vor und gleich nach der Operation dictirte er seinen Bericht über den Erfolg des Unterneh- mens, und er sagt darin: „wenn auch der Zug ohne Erfolg gewesen sey, so hätten doch die brittischen Waf- fen einen neuen Ruhm und mehreres Schrecken, sofern es dessen noch bedürfe, sich gewonnen, denn eine küh- nere Unerschrockenheit habe er nie gesehen, als die Ka- pitaine, Officiere und Soldaten bewiesen gehabt hätten, welche zu befehligen er die Ehre habe.“ An Lady Nel- son, seine Gemahlin, schrieb er Tages darauf unter andern: „ich weiß, es wird Dir Freude machen, wenn Du hörst, daß Dein Sohn Josuah, unter Gottes Vorse- hung, das Werkzeug meiner Rettung wurde.“

Bei der Amputation des Armes, welche in der Nacht geschah, war das Aufnehmen der Arterien (Puls- adern) verunglückt, und Nelson hatte dadurch schwere Schmerzen anhaltend zu erdulden. Nach England zu- rückzukehren, war für den verwundeten, verstümmelten Helden jetzt sehr nothwendig; — und er that es. — Auf einer Fregatte segelte er zurück, und wurde am Hofe mit der Achtung aufgenommen, welche dem Anerkenntniß seiner Verdienste um Albion gebührte. „Sie haben den rechten Arm verloren“ — sagte ihm der König bei der ersten Audienz.

— Aber nicht meine rechte Hand — erwiederte Nelson — denn ich habe die Ehre, Ew. Majestät hier

den Kapitain Berry vorzustellen. Was ich bei Erfüllen meiner Pflicht verlor, ist auch für mich kein Verlust, und so lange ich nur noch ein Bein behalte, fechte ich mit Freuden für mein Vaterland und für meinen König.“ — Am Schluß des Jahres 1797 erhielt er für die treugeleisteten Dienste eine lebenslängliche Gratifikation von 1000 Pfund (6300 Rthlr.) und das Promemoria, welches vorschriftsmäßig der Verwilligung voran gehn muß, lautet von Horatio Nelson dahin:

„Während des gegenwärtigen Krieges bin ich in vier Treffen mit den Flotten des Feindes gewesen, nemlich am 13ten und 14ten März 1795, am 13ten Jul. 1795, und am 14ten Februar 1797; ich habe drei Actionen mit Fregatten, sechs Angriffen auf Batterien und zehn Schaluppengefechten beigewohnt. — Vier Monate habe ich zu Lande gedient, und bei den Belagerungen von Bastia und Calvi die Batterien befehligt. Ich bin während des Krieges bei der Eroberung von drei Städten, sieben Linienschiffen, sechs Fregatten, vier Corvetten und eilf Kapern thätig gewesen, nahe an funfzig Kauffartheischiffe habe ich weggenommen und zerstört, und gegenwärtig habe ich zum hundert und zwanzigsten Mal mit dem Feind mich geschlagen. In diesem Dienst habe ich mein rechtes Auge und meinen rechten Arm verloren, und außerdem habe ich noch mehrere leichte Wunden bekommen.“

Man muß bekennen, daß für diese vielen, dem Inselvolk geleisteten Dienste, ein Jahrgeld von 1000 Pfund eine sehr geringe Erkenntlichkeit war; doch die Zeit sollte erst noch kommen, wo Nelson in einem glänzendern Lichte erscheinen würde. — Die Stadt London erkannte ihm das Bürgerrecht zu, und ließ ihm die Acte darüber in einer goldnen Kapsel von vielem Werth überreichen. —

Die Aerzte erklärten ihn am 13ten December wieder für hergestellt, der Vanguard von 74 Kanonen wurde für ihn ausgerüstet, er ging wieder an Bord, und erst am 29sten April 1798 vereinigte er sich nach manchen Hin- und Herreisen auf der Höhe von Cadix wieder mit dem Admiral, Graf St. Vincent. Dieser hatte sogleich den Contre-Admiral zu einem Hauptkommando bestimmt, und der Erfolg rechtfertigte die glückliche Auswahl des Führers.

Die Franzosen rüsteten nemlich um diese Zeit eine sehr bedeutende Seemacht aus, deren Zweck ein großes Geheimniß war, und daß es auf eine Landung angesehn sey, ging daraus hervor, weil man wußte, die Flotte sey dazu bestimmt, 40,000 Mann der auserlesensten Landtruppen, meist von der italienischen Armee, an Bord zu nehmen. Dazu kam, daß man wußte, der Obergeneral Napoleon Buonaparte, welcher in den zwei italienischen Feldzügen den Ruhm der französischen Waffen wieder hergestellt und Oestreich den Frieden dictirt hatte, würde der Führer dieser Flotte seyn. Für den Kanal war nichts zu fürchten, allein wohin diese Flotte im mittelländischen Meer ihre Richtung nehmen werde, das war noch nicht zu deuten. Gleich nach seiner Ankunft segelte Nelson (den 1sten May) mit drei Linienschiffen, zwei Fregatten und einer Schaluppe ab, um den Ausgang der französischen Flotte zu beobachten, und sie zu begleiten.

Nach vielem Hin- und Hersegeln wurde das Linienschiff, der Vanguard, am Meerbusen von Lyon durch einen Windstoß stark beschädigt, gerade in dem Augenblick, wo dieses beobachtende Geschwader nur wenige Meilen von der französischen Flotte entfernt war, welche an demselben Tage (22ste May) von Toulon mit

gutem Winde in See gestochen war. — Allein jetzt war nur an Rettung des Geschwaders zu denken, und nicht an Verfolgung, denn der Vanguard mußte von einem andern Linienschiff, dem Alexander, am Thau geschleppt werden, so beschädigt war er, und so erreichte Nelson den Hafen St. Peter vor Sardinien. Der Statthalter wollte in diesen neutralen Hafen kein englisches Schiff einlassen, allein ohne weitere Umstände legte sich Nelson auf der Rhede vor Anker, und durch die rasche Hülfe, welche von allen brittischen Schiffen des Geschwaders geleistet wurde, war der Vanguard schon in vier Tagen so wieder in Stand gesetzt, daß man von neuem in See stechen konnte.

Am 4ten Junius erhielt Nelson die Nachricht, daß der Admiral, von dem Auslaufen der Touloner Flotte unterrichtet, dem Coutre-Admiral Nelson noch zehn Linienschiffe nachsende, um jene Flotte unverzüglich aufzusuchen, und am 8ten Junius erreichten ihn auch glücklich jene zehn Linienschiffe. — Nelson hatte jetzt eine Flotte unter seinem Befehl, welche allein auf den großen Schiffen 1022 Kanonen mit sich führte, und den Feind aufzufinden, war seine heisseste Sehnsucht. Ohne weitere Anweisung erhalten zu haben, war er zum erstenmal, als Führer einer so großen Flotte, ganz sich selbst überlassen, und schlimmer noch war es, daß er durchaus keine bestimmten Nachrichten davon hatte, wohin die feindliche Flotte sich gewendet habe. Nur so viel wußte er, daß der Feind mit Nord-West abgesegelt sey, und also auf dem mittelländischen Meer noch aufgehalten werden müsse. Er suchte ihn an der Küste von Italien vergebens auf, ging am 20sten Jun. unter lautem Jubel der Sicilianer durch den Faro di Messina auf Malta, wo die französische Flotte sich vor Anker

gelegt haben sollte, allein schon unterweges wandte sich Nelson nach Süd-Ost, weil er jetzt fest davon überzeugt zu seyn glaubte, Egypten sey der Zweck der französischen Expedition. Am 29sten Jun. sah man den Leuchtthurm von Alexandrien, doch nicht ein einziges französisches Schiff war zu entdecken. Der Statthalter, welcher beschickt wurde, war nicht wenig erstaunt, eine englische Flotte vor dem Hafen zu sehen, und noch bestürzter wurde er, als er erfuhr, daß man hier eine französische Flotte aufsuche.

Nelson, höchst unzufrieden, sich getäuscht zu haben, kehrte um, erreichte am 4ten Jul. die Küste von Karamanea, um frisches Wasser einzunehmen, und am 18ten Jul. zog die Flotte in dem gefährlichen Hafen von Syrakus wieder ein. Wo die feindliche Flotte sey, das konnte er hier nicht erfahren; nur davon wurde er überzeugt, daß der Feind weder im Archipelagus, noch im adriatischen Meer gesehen sey, und Egypten konnte also nur der Zweck des Unternehmens gewesen seyn; also rasch zurück nach Egypten! Schon am 25sten segelte Nelson wieder ab, und auf der Höhe von Coron an der Küste von Morea erhielt er von dem türkischen Statthalter die erste bestimmte Nachricht, nemlich, daß jene Flotte vor vier Wochen, von Candia her segelnd, den Weg süd-ostwärts genommen habe. Nun theilte Nelson sogleich seine Flotte in drei Geschwader, deren zwei für den Angriff auf die Kriegsschiffe bestimmt waren, während das dritte Jagd auf die Fracht- und Transportschiffe machen sollte. So zog er weiter, und am 1sten August erblickte man den Leuchtthurm von Alexandrien, und bald darauf die Menge der Wimpel französischer Republik im Hafen. Napoleon Buonaparte war also glücklich der Flotte Brittaniens entwischt, und hatte

den sichern Hafen von Alexandrien gewonnen. — Kampflustig zog aber die brittische Flotte jetzt heran, und keiner war kampflustiger, als der Führer derselben, Nelson. Endlich hatte er nun den Feind aufgefunden, und zwar da, wo er ihn erwartet hatte, freilich aber in einer besseren Stellung, indem die französische Flotte ihm vorangeeilt war, und der schützenden Landbatterien sich bemeistert hatte.

Schon um 3 Uhr Nachmittages machte Nelson den Kapitains seiner Schiffe bekannt, daß noch heute der Feind angegriffen werden müsse, und er theilte die Rollen aus zu dem großen Trauerspiel. Die französische Flotte lag vor dem Kastell von Abukir vor Anker in Schlachtordnung, und war der brittischen weit überlegen. Auf ihren 17 Linienschiffen führte sie 1982 Kanonen vom größten Kaliber, und dazu kamen noch außerdem viele Kanonierboote und Bombenschiffe. In gerader Linie stand die französische Flotte vor den Wasserbänken, die nur 2 — 4 Faden Wasser haben, und lehnte sich auf ihrem linken Flügel an das Castell. — Nelsons Disposition war, diese gerade Linie im Mittelpunkt in vertikaler Richtung anzugreifen und zu zerstreuen. Darnach gab er seinen Officieren die Disposition. Die französische Flotte, ihrer Uebermacht vertrauend, rüstete sich zur Schlacht, und wenn auch auf einer Sandbank der Culloden von 74 Kanonen dem englischen Seehelden verloren ging, indem der Kapitain des Schiffes zu voreilig dorthin geeilt und gestrandet war, so störte doch dieser, freilich für den Augenblick große Verlust, Nelson nicht in der Ausführung seines gegebenen Planes.

Sein Plan wurde nunmehr in das Werk gesetzt. Das vorderste Schiff sollte zuerst angreifen, sobald es die Front des Feindes erreicht hätte, dann sollte das

zweite Linienschiff nachsegeln, jenes umgehen, sich mit dem nächsten feindlichen Schiff engagiren u. s. f. Mit großer Freude faßten die Britten, welche lange vergeblich den Feind gesucht hatten, diesen Plan auf, und furchtbar gerüstet, das schwere Geschütz mit Zündpulver und doppelter Ladung versehen, setzten sie sich in Bewegung. In tiefer Stille zog man heran, und der gemeine Soldat begrüßte di.smal nicht, wie sonst, den Feind mit wildem Kriegsgesang, denn ein jeder sah es ein, daß viele ein Opfer des Todes werden würden, mogte man nun die überlegne Stärke eines hartnäckigen Feindes, oder die alles opfernde, unermüdende Tapferkeit des brittischen Führers berücksichtigen. Die feindliche Linie, die in gedrängter Ordnung weithin vor den Britten lag, bildete einen stumpfen Winkel, dessen Schenkelpunkte die brittische Macht zu umarmen droheten, und auf den Flanken hatte die französische Flotte eine Masse von Kanonen- und Mörserbooten nebst vier schweren Fregatten aufgestellt. Nelson erkannte den großen Vortheil des Feindes sehr wohl, er vertraute aber auf die Tapferkeit der Britten, auf die Beweglichkeit der englischen Schiffe und auf das Gelingen seines Planes, wornach die feindliche Linie durchbrochen und im Rücken angegriffen werden mußte.

Man muß sich nun einen Begriff von einer Seeschlacht, wo so viele große Schiffe gegen einander gestellt sind, machen können. Oft auf Kanonenschußweite liegt ein jedes Schiff von dem andern entfernt, hat seine Briggs, Kutters oder Kanonenboote um sich, und wird es mit einem feindlichen, auf dasselbe ansegelnden Schiff engagirt, so kann es um die Linie seiner Flotte sich nicht mehr bekümmern; es hat nur mit diesem Gegner allein zu thun. Ohngefähr mit den zu Lande in neu-

ern Zeiten wieder eingeführten Corpsgefechten mag man eine Seeschlacht vergleichen, und jedes Kriegsschiff mit seiner Umgebung als ein Armeecorps betrachten wollen. Der Sieg in einer Seeschlacht muß dem werden, der die mehrsten feindlichen Schiffe in den Grund gebohrt, in die Luft gesprengt, geentert, zum Schleppen oder zum Kappen der Taue gebracht hat. Das Resultat giebt, wie b.. dem Landkriege die Vernichtung, die Flucht und die freie Bewegung im Raum.

Der Goliath (Kapitain Foley) hatte die Ehre, an der Spitze des Zuges der brittischen Flotte zu stehen und die Schlacht zu eröffnen. Das Meer war still, und um sechs Uhr war er in Kanonenschußweite vor der feindlichen Front. Er wurde mit schweren Lagen begrüßt, erwiederte das Feuer, und ging die feindliche Front entlang, und ankerte im Rücken des linken französischen Flügels zur Seite des zweiten Schiffes, le Conquérant, von 74 Kanonen. Das zweite brittische Schiff, Zealous (Kapitain Hood) folgte sogleich, und nahm seine Stellung auf dem französischen Flügel, neben dem ersten französischen Schiff, le Guerrier. In zwölf Minuten war der Guerrier entmastet, und bald darauf durch den Goliath auch der Conquérant. Der Flügel der französischen Flotte war also schon preis gegeben, und die Durchfahrt zwischen dieser Spitze und den Sandbänken, die höchstens nur mit vier Faden Wasser bedeckt sind, leichter. Das dritte brittische Schiff, der Orion (Kapitain Saumarez) benutzte dies, eilte am französischen Flügel vorbei, schoß eine Fregatte in den Grund, und legte sich dann hinter dem fünften französischen Schiff, le Souverain, vor Anker. Er empfing hier sowohl von dem Souverain, als auch von dem sechsten französischen Schiff, Franklin (von 80 Kanonen) das Feuer, jedoch

vertheidigte er sich tapfer. — Jetzt segelte das vierte brittische Linienschiff an, der Audacieus (Kapitain Gould), stellte sich auf die französische Flanke, und ein mörderisches Feuer begann. Der Theseus (das fünfte brittische Schiff, 74 Kanonen, Kapitain Miller) folgte und ankerte zwischen der Spitze des französischen linken Flügels. An der Bordseite des Spartiate warf er Anker.

Jetzt kam das Admiralschiff, Vanguard, von Nelson geführt, welches auf ausdrücklichen Befehl statt der blauen Flagge jetzt die St. George-Admiralitätsflagge führte. Nelson hatte seinen Entschluß gefaßt. Die feindliche Flotte zu vernichten, oder unterzugehen in diesem wichtigen Moment, das war der Gesichtspunkt seiner Disposition. Er ankerte auf Pistolenschußweite bei dem französischen dritten Schiff Spartiate, und feuerte so rasch und richtig, daß sehr bald das feindliche Schiff, (ein Gefäß ersten Ranges) um Pardon bitten und sich ergeben mußte. Ein anderes französisches Schiff (Aquillon) wurde entmastet durch das brittische Geschütz, und das Ueberflügeln der französischen Flotte war nunmehr schon als entschieden anzunehmen. Den Anfang des Sieges für die Ausführung zu benutzen, darauf kam es nun nur noch an. Nelson wandte alle seine Kunst und Wissenschaft an, um in rascher Eil die Flotte des Feindes zu vernichten.

Der Bellerophon (unter Kapitain Derby), das achte englische Linienschiff, rückte jetzt heran, und ankerte vor dem französischen Schiff Orient, einem Gefäß von 120 Kanonen. Dieser Riese unter den Schiffen war das siebente in der französischen Reihe, und hatte die Admiralitätsflagge. Admiral Brüeys befand sich auf demselben. Dem Bellerophon folgte unmittelbar der Alexander, welcher sich mit großer Berechnung neben

den Minotaur stellte, und sogleich den Franklin, das sechste französische Schiff von 80 Kanonen, angriff. — Jetzt zog das zehnte brittische Schiff, Majestic (Kapitain Westcott, 74 Kanonen) heran, und legte sich zwischen das achte und neunte französische Schiff, den Tonnant von 80 Kanonen und den Heureux von 74 Kanonen. — Der Alexander und Shwiftsure (das 11te und 12te brittische Linienschiff) kamen erst um 8 Uhr Abends zum Kampf, und stellten sich um den Orient. Die übrigen französischen Schiffe, nemlich der rechte Flügel der Flotte, blieb für jetzt außer Thätigkeit, denn das zehnte brittische Schiff, Majestic, hatte sich hier zwischen die Linie gelegt, und war, ohnerachtet es von zwei Schiffen von 80 und 70 Kanonen beschossen wurde, dennoch der tapfersten eines. Es wich nicht, und antwortete mit einem mörderischen Feuer. — Die Nacht brach ein, und dazu kamen die Wolken von Pulverdampf, in welche die Streitenden gehüllt waren, und welche auf der Meeresfläche sich fortwälzten. Man konnte kaum noch Freund und Feind von einander unterscheiden; nur der Blitz bei dem Abfeuern der Kanonen erleuchtete auf Augenblicke die furchtbare Scene des Schreckens. Nelson, um der Unsicherheit in dieser Hinsicht abzuhelfen, hatte schon vorher seiner Flotte Befehl gegeben, bei eintretender Dunkelheit vier Lichter horizontal auf den Besanmast als Erkennungszeichen zu stecken, und dadurch blieb bei der brittischen Flotte die Ordnung auch in der Dunkelheit noch so ziemlich. Schlimmer war es bei der französischen, wo nunmehr fast alle Verbindung fehlte, zumal die Engländer überflügelt und das Centrum durchbrochen hatten. — Nur einmal fehlte wenig, daß nicht die Engländer ihr Feuer gegen sich selbst gerichtet hätten. Der Shwiftsure (Kapitain Hallowell) bemerkte nem-

lich rechts ein Schiff, welches aus der Reihe getreten war und die Signallichter nicht hatte. Er wollte schon dagegen feuern, wurde aber glücklicher Weise daran verhindert, denn jenes Schiff war der Bellerophon (das achte in der englischen Reihe) welches von dem ungeheuren französischen Schiff, Orient, so zernichtet war, daß es aus der Linie sich zurückziehn mußte. *) Der tapfere Kapitain Derby war verwundet, seine Officiere getödtet oder verwundet, er hatte 200 Todte von der Mannschaft, und der Boegspriet, der letzte Mast, welcher fiel, — so mörderisch war das Feuer, — tödtete noch viele der Gesunden, die sich auf dem Verdeck befanden. Das Schiff wurde zurückgeschleppt hinter die brittische Linie.

Doch es dauerte nicht lange, und der Shwiftsure nahm die Stelle des Bellerophon ein; er legte sich vor dem Orient vor Anker, und erneuerte das Feuer. Außer diesem Koloß im Meer hatte aber der Shwiftsure auch noch mit dem Franklin (von 80 Kanonen) zu thun; glücklicherweise aber rückte der Alexander (das 11te englische Schiff) heran, und legte sich auf Gewehrschußweite an den Backbord des Orient. — Jetzt erschien auch das 13te brittische Schiff, Leander (Kapitain Thompson, 50 Kanonen) welches sich zwischen dem 5ten und 6ten französischen Schiffe durchzog, und hauptsächlich das Beschießen des Orient unterstützte.

Die französischen Schiffe in der Front des linken Flügels waren mehrentheils schon überwältigt; heiß aber wüthete die Schlacht im Centrum, wo der Franklin,

*) In neuerer Zeit ist der Bellerophon dadurch merkwürdig geworden, daß Napoleon an dessen Bord Schutz suchte.

Orient, Tonnant und Heureux immer neuen Widerstand zeigten, neue Kräfte entwickelten.

Nelson auf dem Vanguard stand auf dem Verdeck, und kannte keine Gefahr. Er gab die Signale und Kugeln fielen neben ihm nieder. Er verließ seinen Posten aber nicht, und suchte in dem Dunkel dieser furchtbaren Nacht die Ordnung so viel als möglich zu erhalten. Zu sehr hatte er aber der Gefahr sich ausgesetzt. Von einem Traubenschuß, der das Schiff traf, berührte ihn am Kopf ein Stück des gebrochnen Eisens, womit diese verderbenden Höllenschlünde beladen sind, und zerfleischte die Haut so, daß die Stirnhaut über dem Gesicht herab hing. Der Kapitain Berry, der eben bei ihm stand, fing ihn in seinen Armen auf, und trug ihn selbst, den halb Entseelten, in die Kajüte. Nelson hatte volle Besinnung, glaubte aber, daß ihm der Kopf, die Hirnhaut beschädigt sey. Der Wundarzt eilte herzu, ihn zu verbinden. Doch in der Kajüte lagen der Verwundeten viele, und Nelson, der schwer verwundete Nelson, sagte hier dem Chirurgus: „Keine Ausnahme! Ich will meinen tapfern Gefährten in der Reihe folgen.“

Er wurde verbunden; die Schmerzen nahmen zu, und eine Deutung, deren Sinn er immer mit sich herum trug, daß er in der Schlacht sterben würde, bekundete sich ihm jetzt. Er glaubte schon an den Pforten des Todes zu seyn, und ordnete seine Angelegenheiten mit einer großen Ruhe. „Dies ist,“ sagte er, das hundert vier und zwanzigste Mal, daß ich mich mit dem Feinde schlage, aber jetzt wird es auch wohl mit mir vorüber seyn.“ Der Wundarzt aber fand die Wunde durchaus nicht gefährlich, und legte den Verband an. Nelson erschien bald darauf zu der größten Freude der

Schiffsleute, und, nach gegebnen Signalen, der ganzen Flotte, wieder auf dem Verdeck.

Der ganze linke Flügel der französischen Flotte war nach und nach entmastet oder hatte die Segel streichen müssen; der Heureux (das 9te französische Schiff) und der Tonnant (das 8te), beide vom ersten Rang, waren aber noch unbeschädigt, gaben ein mörderisches Feuer, während die Britten ihre Munition beinahe verschossen hatten, und dazu kam, daß der Riese (l' Orient) seine 120 Kanonen immer noch spielen ließ. —

Neun Uhr Abends war vorüber, und die Schlacht stand noch. Da bemerkte man brittischer Seits, daß in dem französischen Admiralschiff, l'Orient, Feuer ausgebrochen sey. Sogleich richteten englischer Seits der Swiftsure, der Alexander, und bald auch der Orion und Leander ihr ganzes Geschütz auf den Orient, und warfen aus 272 Feuerschlünden ununterbrochen Brennstoff auf ihn. Die Flamme wüthete auf dem Orient nun immer mehr und mehr, und dennoch hielt sich der französische Admiral mit einer Tapferkeit, welche auch dem erbitterten Feinde die größte Achtung für ihn einflößen mußte. Drei Wunden hatte er bereits, aber er verließ dennoch seinen Stand im Mastkorbe nicht. Sein Kapitain, Casa Bianca, fiel an seiner Seite, und mehrere Officiere traf ein gleiches Schicksal; er wich nicht. Endlich zerschmetterte auch ihn eine Kanonenkugel, und das Leben eines sehr tapfern Seehelden war nicht mehr. Immer mehr rasete das Element des Prometheus auf dem Orient, und viele Officiere, Soldaten und Matrosen sprangen über Bord, dem Zufall das Leben preis gebend, weil auf dem Schiffe das Unvermeidliche von Secunde zu Secunde näher rückte. Viele dieser Unglücklichen fanden in den Wellen ihren Tod,

viele aber wurden durch die von den englischen Schiffen ausgesetzten Boote gerettet, während die Schlacht noch wetterte. Der Alexander und Shwiftsure hatten jetzt einen gefährlichen Standpunkt in der Nähe eines so ungeheuren Schiffes, welches nun bald auffliegen mußte; Capitain Hallowell auf dem Shwiftsure war hinter dem Winde, und blieb vor dem brennenden Schiff liegen; Kapitain Wall zog sich mit dem Alexander, der schon mehrere Male Feuer gefaßt hatte, zurück. —

Nelson ließ, trotz seiner Wunde, sich nicht zurückhalten, als er das alles, und wie die Lage des Feindes jetzt sey, erfuhr. Er eilte auf das Verdeck, und seine nächste Sorge ging dahin, Anstalten zu treffen, daß man alles versuche, die zu retten, welche, dem Feuertode zu entgehen, sich in die Fluthen gestürzt hatten. Dann gab er Signale für die ganze Flotte, Stellungen zu nehmen, welche den Rückzug der noch unbeschädigten feindlichen Schiffe hemmten.

Die Kathastrophe der tragischen Scene auf dem Orient, welcher viele Tausende von Menschen auf allen Schiffen bang erwartend entgegen gesehn hatten, erfüllte sich 37 Minuten nach neun Uhr. Dieser hölzerne Koloß hatte auf den düstern Fluthen in der dunkeln Nacht, hell von allen Seiten brennend und flackernd, ein furchtbar-schönes Schauspiel gegeben. Das Tauwerk und das Segelwerk, und die ungeheuren Mastbäume, das alles loderte in so hoher Flamme auf, als wenn diese Glut zum Himmel hinaufsteige, ihn zu entzünden, und unterwärts siedete das Meer von der Glut, welche dieses brennende Riesenschiff ausspie. Urplötzlich hörte man einen Knall, der weit und breit alles betäubte, und das Meer wurde in eine Bewegung gesetzt, als wenn

ein Orkan es rüttele. So viel vermag der Menschen Erfindung! Das Feuer hatte die Pulverkammer ergriffen, und ein Schiff, auf welchem allein 120 schwere Kanonen waren, auf welchem zwei Regimenter Seesoldaten fochten, zu dessen Dienst über 200 Matrosen gebraucht wurden, welches, vollständig ausgerüstet und bemannt, einen Kostenaufwand von vier Millionen gemacht hatte, flog im Nu hoch in die Luft, um in viele tausend Trümmer versprengt, zwei Minuten darauf im Abgrund des Oceans zu versinken.

Eine dumpfe Stille herrschte nach diesem entsetzenden Schauspiel auf beiden Flotten. Das Gefühl der Rache ergriff die Franzosen zuerst, und sie eröffneten von neuem den Kampf. Der Franklin, (in der Stellung das 6te französische Schiff) welcher jetzt die Admiralitätsflagge aufgesteckt hatte, schoß mit erneuerter Wuth auf den Defence und Shwiftsure, es währte aber nicht lange, und der Franklin, dessen Segelwerk ganz zerschossen war, mußte sich ergeben. — Englischer Seits waren nun nur noch der Alexander, Majestic und Shwiftsure hauptsächlich im Gefecht, und fast alle Schiffe waren sehr beschädigt. Um 3 Uhr Morgens hatte das Feuern aufgehört, um 4 Uhr aber, mit Tagesanbruch, erneuerten es der Alexander und Majestic, welche kühn genug waren, sich auf die französischen Schiffe des rechten Flügels, die bis dahin noch nicht im Gefecht gewesen waren, auf den Tonnant, Tell, Genereux und Timoléon zu werfen. Nelson gab Befehl, daß auf diesem Flügel der Leander, ein leicht bewegliches, noch wenig beschädigtes Schiff von 50 Kanonen, zu Hülfe eilen mußte, und der Kampf der drei englischen ermüdeten Schiffe mit den vier unbeschädigten französischen Schiffen des ersten Ranges, dauerte bis acht

Uhr Morgens vom 2ten August. Um diese Zeit hatten sich zwei französische Schiffe ergeben, und zwei andere waren zum Wrack geschossen. Jetzt sah der französische Contre-Admiral Villeneuve, der auf dem Genereux seine Flagge aufgesteckt hatte, die Nothwendigkeit, zu enteilen, ein, in dem Guillaume Tell von 80 Kanonen enteilte er um eilf Uhr Morgens, indem er das Kabeltau abhauen ließ, und zwar so schnell, daß der Zealous (das zweite englische ihm nachgesandte Schiff) ihm nicht folgen konnte. Dem Beispiel des französischen Contre-Admirals folgten der Genereux und mehrere Fregatten. Allein auch diese Schiffe wurden späterhin in den Gewässern von Malta ereilt. Der Sieg war vollständig für Nelsons Flotte entschieden. — Sonach war es einzusehen, daß, da die Flotte der Franzosen zerstört worden, Buonaparte's Vorschritte in Egypten, wo er den Murad-Bay am 21sten Jul. bereits an den Pyramiden geschlagen hatte, nicht von Erfolg seyn konnten.

Die nächste Sorge Nelsons war jetzt, die genommenen Schiffe in Sicherheit zu bringen, die eignen ausbessern zu lassen, und vor allem dachte er in seinem frommen Gemüth daran, dem Regierer der Welten für diesen großen Sieg, welcher den brittischen Waffen verliehen war, ein Dankopfer zu bringen. Nachmittags um 2 Uhr hielt auf dem Vanguard der Kaplan Comyn das Dankgebet auf dem Verdeck, und die ganze Mannschaft des Schiffes hatte sich um den Geistlichen versammelt. Diesem Beispiel folgten die andern Schiffe, und die Gefangenen waren erstaunt über den frommen Sinn der brittischen Seesoldaten. — Die französische Landmacht, welche auf der Flotte gewesen, war freilich für Nelson nicht mehr erreichbar, da sie schon längst ausgesetzt war, auch wie gesagt, schon im Herzen des Lan-

des sich befand, und hierüber Maaßregeln zu nehmen, das lag außer den Gränzen des Berufs eines Seeoffiziers. Was aber den Sieg über die französische Flotte betrifft, so war er bedeutender, folgenreicher, als bis dahin die brittischen Annalen einen ähnlichen aufzuweisen hatten. Mit Bewunderung hörte das staunende Europa, daß Nelson dreizehn französische Linienschiffe durch seinen kühnen Angriff vernichtet habe, und daß jene stolze Flotte der französischen Republik, welche alle Südländer entzünden und aus ihren alten Formen reißen sollte, nun nicht mehr sey.

Ueberall erkannte man aber auch den Werth des Beginnens, und die Beweise des Danks wurden von allen Seiten dem Helden gezollt. Wir nehmen die in brittischer Seemanier gegründete erste originelle Dankbezeigung voran. Capitain Hallowell, Führer des Shwiftsure, ließ nemlich aus den aufgefangenen Trümmern des Fockmast des in die Luft geflogenen Orient einen Sarg durch seine Schiffszimmerleute künstlich bereiten, und übersandte dann solchen dem Contre-Admiral mit einem Handbrief, des Inhalts: „Ich übersende Ihnen hierbei einen von dem Hauptmast des Orient verfertigten Sarg, damit, wenn Sie Ihre Heldenlaufbahn vollendet haben, Sie in einer Ihrer Trophäen begraben werden. Daß aber dieser Zeitpunkt noch weit entfernt seyn möge, ist der heisseste Wunsch ꝛc.“ und Nelson schätzte dieses Geschenk so hoch, daß es längere Zeit in seiner Kajüte stehn mußte, bis ein alter Diener ihn dahin vermogte, dieses memento mori zu entfernen. — Nelson selbst war am 18ten August, nachdem die Schiffe ausgebessert waren, auf Neapel zurückgesteuert. Den Capitain Hood ließ er jedoch mit vier großen Schiffen zurück, um den Ha-

fen von Alexandrien zu bloquiren, damit der französischen Landarmee keine Zufuhr herbeigebracht werden könne.

Als Nelson auf seiner Rückkehr von diesem entscheidenden Seesiege am 22sten September 1798 auf dem Vanguard vor Neapel ankam, segelte ihm der König beider Sicilien auf seiner Barke entgegen, begrüßte ihn am Bord des Vanguard, und begleitete ihn in den Hafen von Napoli, wo das Volk jauchzend den bescheidnen Helden empfing, und wie ein Sproß altfürstlichen Geblütes wurde Nelson von dem Hofe von Neapel aufgenommen. — Am 2ten October erst kam durch Kapitain Capell die Nachricht von der Vernichtung der französischen Flotte und von dem großen Siege an der Mündung der Themse an. Ein lauter Jubel schallte durch Londons Gassen, und der siegende Held wurde hoch erhoben. — Der König Georg III. erhob Nelson, den Sieger in dieser entscheidenden Schlacht, zum Pair des Reichs mit dem Titel: „Baron Nelson vom Nil und Burnham-Thorpe," und 2000 Pfund jährlicher Einkünfte wurden ihm angewiesen. Die ostindische Compagnie, welcher er sogleich nach seinem Siege Nachricht nach Bombay geschickt hatte, schenkte ihm 10,000 Pfund, die Stadt London ließ ihm einen kostbaren Degen, und die türkische Gesellschaft ein sehr reiches Silbergeschirr überreichen. Einen zweiten, reich gezierten Degen überreichten ihm die Kapitains seiner Flotte. Embleme, welche Beziehung auf die Schlacht hatten, schmückten den Griff. Die beiden Häuser sandten ihm Dankadressen zu, und fremde Nationen selbst beeilten sich, dem brittischen Seehelden ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Der Großherr überschickte ihm nach Neapel einen prächtigen Zobelpelz, unschätzbar an Werth, eine Siegesfeder (Chelengk) von Brillanten, deren fünf den Werth von 5000 Pfund hat-

ten, und außerdem waren an dieser Feder noch über 300 kleine Diamanten zu sehen. — Die Mutter des Großherrn sandte ihm zugleich eine brillantirte Rose. — Kaiser Paul von Rußland schrieb ihm eigenhändig und sandte ihm sein Gemälde, reich mit Diamanten eingefaßt; eben so schrieb ihm der König von Sardinien und sandte ihm eine mit Brillanten besetzte Dose, und die Einwohner von Zante ließen dem Sieger am Nil einen goldnen Degen überreichen. Nelsons Vater, ein hochbetagter Greis, hatte noch die Freude, diese Tage des Ruhmes zu erleben, und antwortete seinem alten Freund, dem Pfarrer Allot, welcher ihm Glück gewünscht hatte, also: „mein großer, edler Sohn kam ohne Vermögen, aber mit einem Herzen voll von Religion und Moral in die öffentliche Welt. Religion und Moral waren stets sein Kompaß, und es ist Gottes Wille gewesen, in den Tagen der Schlacht sein Schild zu seyn, und seine glühenden Wünsche für den Ruhm seines Vaterlandes mit Erfolg zu krönen. Sein Vaterland scheint seine Dienste jetzt zu erkennen; doch, wenn es ihm je mit Undank lohnte, so würden seine Narben laut sprechen und seine Sache führen. Vor Bastia verlor er ein Auge, vor Teneriffa einen Arm. Am 14ten Februar bekam er eine schmerzhafte Wunde am Leibe, die er noch fühlt, und jetzt wieder eine am Kopf. Nach allem diesen können Sie leicht denken, daß sein sonst so blühendes Aeußere nicht mehr ist, sein Geist aber ist stärker und kraftvoller als jemals ꝛc.“

Am 21sten December wurde es ruchtbar, daß eine französische Armee in Neapel eindringe, und Nelson nahm den König Ferdinand mit seiner Familie an Bord des Vanguard, um sie nach Palermo überzuschiffen. Die Franzosen besetzten Neapel, und Nelson behielt mit sei-

ner Flotte die Station im mittelländischen Meer. — Im März 1799 entwarf er einen Plan, Neapel, jetzt die parthenopeische Republik, von der Herrschaft der Franzosen durch eine Insurrection wieder zu befreien. Kosten wurden nicht gespart, Waffen aller Art wurden zugesandt, und es ist bekannt, daß diese Insurrection so von Fortgang war, daß am 23sten Junius 1799 die Franzosen die Stadt Neapel verlassen mußten, und nur eine starke Besatzung in dem Fort St. Elmo zurück ließen. Um dieselbe Zeit, und zwar am 24sten Junius 1799, legte sich nun auch Nelson mit seiner ganzen Macht vor den Hafen von Neapel, und nahm im Namen des Königs Ferdinand wieder Besitz von der Stadt. Den Tractat, welchen Kardinal Ruffo und Kommodore Foote mit den neuen Republikanern geschlossen hatten, erklärte Nelson für nichtig, weil er ihm zu günstig schien, und mit Bedauern muß man hier eines Umstandes erwähnen, welcher wohl mit Recht von einer großen Parthei übel empfunden ist, und als ein Schattenstrich in dem lichtvollen Leben des Helden dasteht. — An der Spitze der Insurgenten gegen den Hof der Bourbonen, war nemlich der Prinz Carraccioli, und nach dem Tractat, welcher dem Hof wieder von Palermo den Weg nach Neapel sicherte, hieß es ausdrücklich gleich im ersten Artikel: „daß dem Prinz Carraccioli sowohl als den andern Rebellen gegen König und Reich Amnestie zugesichert werde. — Da aber Nelson jenen Tractat nicht anerkannte, so ließ er, als er in Neapel eingerückt war, den Prinz Carraccioli arretiren, Kriegsgericht über ihn halten, und 24 Stunden nach der ausgesprochenen Sentenz aufhängen. Ein gleiches Schicksal hatten noch mehrere Neapolitaner aus den edelsten Geschlechtern, welche in die Revolution verwickelt ge-

wesen waren, und auf die durch Cardinal Ruffo verheißene Amnestie vertraut hatten.

Das Fort St. Elmo wurde von den Engländern belagert, mit stürmender Hand genommen, und Nelson führte den König Ferdinand wieder in seine Staaten ein. Der König beider Sicilien erkannte es auch sehr gut, was er dem brittischen Helden zu verdanken hatte, und am 13ten August 1799 schenkte er ihm einen sehr kostbaren, mit Brillanten besetzten Degen, 60,000 Dukati an Werth, und ernannte ihn zum Herzog von Bronte, womit ein neapolitanisches Lehn verbunden war, welches jährlich 3000 Pfund einbrachte. — Der Hof von Palermo überhäufte Nelson mit Gunstbezeugungen aller Art und dazu kam noch außerdem das freundschaftliche Verhältniß mit Sir William und Lady Hamilton, um ihm diese Hofhaltung äußerst angenehm zu machen. Hier ruhete der Held aus von den Anstrengungen, wodurch er den schönsten Theil seines Lebens dem Vaterlande geopfert hatte, und was man auch über seinen Aufenthalt an jenem Hofe sagen mogte, Nelson blieb dennoch nicht allein der Mann der Nation, sondern er versäumte auch nicht das Geringste, was die Flotte im mittelländischen Meer betraf. Das ganze römische Küstengebiet befreite er unterdeß von den Franzosen.

Lord Keith bekam den Oberbefehl der brittischen Flotten im mittelländischen Meer, und Nelson reisete im Anfang des Jahrs 1800 von Neapel ab, in Begleitung des Sir William und der Lady Hamilton. Er reisete über Triest zu Lande durch Deutschland, und überall, wo er erschien, wurde er mit lautem Jubel empfangen. In Magdeburg schiffte er auf einem kleinen Elb-Fahrzeuge sich ein, segelte auf Hamburg, von da auf Curhafen, und am 6ten November 1800 ankerte

er vor Yarmouth, nach einer dreijährigen Abwesenheit. Als er an das Land stieg, wurde er mit lautem Jubel empfangen, die Bürger spannten die Pferde aus, und zogen seinen Wagen zu dem Absteigequartier; in London wurden Freudenfeste angestellt, als der Sieger vom Nil erschien. — Am 1sten Januar 1801 war er zum Vice-Admiral der blauen Flagge erhoben, und bekam einen neuen, ehrenvollen Auftrag. — Dänemark, Rußland und Schweden hatten ein Bündniß geschlossen, welches dem Interesse Englands entgegen war, und das Embargo, welches Rußland auf die brittischen Schiffe legte, diente statt Kriegserklärung. Der erste Angriff der Engländer ging auf Dänemark, und was auch die Meinung der Völker Europens, und das Urtheil des europäischen Völkerrechts dagegen seyn möge: — genug, der Admiral Hyde Parker kommandirte die brittische (sogenannte) Sundflotte, und Nelson unter ihm, segelte am 2ten März 1801 auf dem St. Georg (98 Kanonen) von Portsmuth nach den Dünen ab. — Die Flotte hatte 17 Linienschiffe und viele Fregatten, Kanonenboote u. s. w. Nelson führte das Vordertreffen — eine Ermuthigung mehr für die Seesoldaten!

Die Dänen hatten bis dahin den Durchgang durch den Sund für unmöglich gehalten, denn sie rechneten auf das weitreichende Geschütz ihrer Veste Kronburg, und auf die Unterstützung der befreundeten schwedischen Veste Helsingbourg. Allein schon am 30sten März zog sich die brittische Flotte zwischen den Festungen durch, nachdem der tapfere Kommandant von Kronburg, Obrist Strixer, vergebens auf die brittische Flotte, welche an der schwedischen Seite sich lang zog, mörderisch hatte feuern lassen, und am 2ten April lag Nelson mit seinen Schiffen drohend vor Koppenhagen. An Schonung

wurde hier nicht gedacht; die englische Politik wollte den Augenblick nutzen, und alle fremden Flotten zerstört sehen, um die Alleingewalt auf dem Meer immer mehr üben zu können. – Nelson erscheint bei dieser Vernichtung der dänischen Flotte nicht als eingeweiht in die unwürdigen Intriguen der Politik, welche die Größe des Mannes befeinden müssen, sondern als der Sohn des Vaterlandes, als der tapfere Krieger, als der Held, der nur seinen militairischen Zweck vor Augen hatte, und die Befehle der Regierung streng befolgte. — Die Zerstörung des Hafens von Koppenhagen, das Wegführen der bis dahin nicht unbedeutenden Flotte Dänemarks, war der Erfolg dieses Unternehmens. Englischer Seits war der Verlust nicht bedeutend; zwei Schiffe strandeten, und das Gefecht hatte nur fünf Stunden gedauert. Ganz Europa aber tadelte laut das System des Kabinets von St. James, welches es sich bei diesem Unternehmen erlaubt hatte. An einer förmlichen Kriegserklärung in diesem kurzen Kriege, der Dänemarks Seemacht für lange Zeit vernichtete, fehlt es gänzlich. Doch, der Krieger, der Soldat folgt seinem Befehl! und so auch Nelson. —

Nach der Einnahme des Hafens von Koppenhagen wurde die schwedische Flotte aufgesucht, und Nelson schiffte auf einem Boot in dem übelsten Wetter, den brittischen Schiffen nach; in der Eil hatte er nicht einmal seinen Mantel mitgenommen, und als ihm der Schiffsherr den seinigen anbot, verweigerte er die Annahme mit den Worten: „mich friert nicht. Die Sorge für mein Vaterland wird mich schon warm erhalten. Finden wir die Flotte nicht mehr auf, so folgen wir ihr im Boot, bei Gott! bis Karlskrona nach!“ — Aber gegen Mitternacht erreichte er glücklich die Flotte, und ging

an Bord des Elephanten. Die Streitigkeiten mit Schweden und Rußland wurden bald beigelegt, besonders, als letzteres Reich, nachdem Kaiser Alexander den Thron bestieg, ein anderes System angenommen hatte, und in diesen Gewässern war für die brittische Kriegsflotte daher für jetzt der Krieg beendet. Der Admiral Parker ging nach England zurück, und Nelson, der am 19ten May zu der Würde eines Viscounts von Großbrittanien und Irland ernannt war, stand nun an der Spitze der Flaggen. Allein auch er ging, seine Gesundheit wieder herzustellen, mit der Brigg Kite nach England zurück, nachdem er den Oberbefehl dem Vice-Admiral Pole übergeben und in einem Schreiben, datirt: „St. Georg, Kioge-Bay, den 18ten Jun. 1801.“ den sämmtlichen Officieren und der Mannschaft seiner Schiffe sein herzliches Lebewohl gesagt hatte.

Am 1sten Julius 1801 traf er zu Yarmouth wieder ein, und erhielt gleich darauf den Oberbefehl über ein Geschwader von 16 Schiffen, zwischen Orfordneß und Beachy Head stationirt, welches dazu dienen sollte, die ungeheuren Rüstungen, so die Franzosen längs der Küste jetzt machten, zu beobachten, und, sofern diese Rüstungen auf die Landung, womit Frankreich längst gedrohet hatte, abzweckten, die Insel zu schützen. Nelsons Vollmacht war in dieser Hinsicht sehr ausgedehnt, auf der Fregatte Unité steckte er seine Flagge auf, und erschien mit seinem Geschwader schon am 4ten August vor Boulogne, wo er bis zum 15ten August im Angesicht des Feindes sich vor den Hafen legte, und die Franzosen unaufhörlich neckte. Napoleon Buonaparte war um diese Zeit im Hafen gegenwärtig, und empfand es sehr übel, daß der Britte so dreist sey; alle seine Versuche aber, Nelson zu vertreiben, waren vergebens, und in der

Nacht des 15ten August wagte Nelson sogar mit seinem, in vier Abtheilungen gestellten Geschwader, einen Angriff, der aber mißglückte. Mit nicht geringem Verlust wurde er zurück gewiesen.

Ein kurzer Friede zwischen Frankreich und Großbrittanien, nemlich der von Amiens, erfolgte jetzt, und Nelson begab sich in dieser Zeit auf den von ihm erkauften Landsitz Merton in Surrey. Hier lebte er die ersten ruhigen Tage seines stürmischen Lebens. Doch, eine lange Ruhe war ihm nicht vergönnt. Am 16ten May 1803 ließ der König beiden Häusern den Bruch mit Frankreich anzeigen, und Nelson erhielt diesesmal den Oberbefehl der Flotte des mittelländischen Meers.

Schon am 20sten May segelte er auf dem Victory (ein Schiff von 110 Kanonen), begleitet von der Fregatte Amphion, von Portsmuth ab, um die Touloner Flotte zu bewachen. Längs den Häfen von Brest, Boulogne, Rochefort und Toulon lagen brittische Schiffe; die Franzosen aber stachen nicht in See, während in ihren Häfen eine geschäftige Bewegung war. Höchst langweilig war dem regen Geist des brittischen Seehelden dieses Blockiren der Häfen, allein es war nothwendig. — Das Jahr 1805 brachte mehr Bewegung in diesen Seekrieg. Ein französisches Geschwader unter dem Contre-Admiral Missiessi war von Rochefort aus den englischen Kreuzern entschlüpft, und plünderte jetzt ungestört die westindischen Inseln. Eben so hatte Nelson das Unglück, daß am 15ten Januar der französische Admiral Villeneuve ihm entschlüpfte. Denn derselbe segelte unbemerkt mit eilf Linienschiffen und zwei Fregatten aus dem Hafen von Toulon, und hatte das hohe Meer gewonnen, nachdem er ein englisches Wachtschiff, die Fregatte Venus, mitgeschleppt. — Nelson zog eiligst seine Flotte zusammen,

und steuerte südwärts; seiner Ueberzeugung nach mußte der Feind den Weg nach Egypten genommen haben, und ihn so bald als möglich zu ereilen, war sein heißester Wunsch. Wenige Nachrichten konnte Nelson unterwegès einziehn, und was er erfuhr, war leider immer falsch. An den liparischen Inseln vorüber ging er durch die Straße von Messina, auf Malta, und von da kam er auf den Schauplatz seines Ruhms, auf Abukir. Doch keine französische Flagge war im Hafen zu sehen, und die ganze Flotte kehrte wieder auf Sicilien zurück. Daß der Franzose seinen Weg auf Egypten nehmen werde, davon war Nelson fest überzeugt.

Der französische Admiral Villeneuve war unterdeß, als ihm die Kriegslist gelungen war, die brittische Flotte von der Höhe von Toulon zu entfernen, nach einem kurzen Streifzug ruhig dorthin zurück gekehrt, und segelte ungehindert am 30sten März wieder mit 11 Linienschiffen, die 10,000 Mann Landtruppen am Bord hatten, aus. Er nahm seinen Weg auf Kadir, wo der spanische Admiral Gravina mit 6 spanischen, stark bemannten Linienschiffen zu ihm stieß. Diese vereinigte französische und spanische Flotte führte 1424 große Feuerschlünde. — Ein zweiter Odysseus kreuzte Nelson auf dem Meer umher, und suchte die Heimath seines Ruhmes, nemlich die französische Flotte, aber lange vergeblich. Jene hatte unterdeß am 27sten May den Diamantfelsen erobert, die Fregatte Cyane von 24 Kanonen erobert, und eilte nun, nach dieser eigentlich zwecklosen Fahrt, nach Europa zurück. — Nelson segelte der feindlichen Flotte nach, mit einer Eil und mit einer Schnelligkeit, welche bis dahin nie gehört waren in den Annalen der Seekriege. Vor Cadir erreichte man die feindliche Flotte, und in einem ungleichen Kampf, an welchem Nelson nicht

heil nehmen konnte, litten die Engländer Verluſt. Die indliche Flotte aber, welche unterdeß durch die Admirale Grandellana und Gourdon auf 34 Linienſchiffe verſtärkt war, und nunmehr offen ſich zeigte, ließ man nicht aus den Augen. Sir Robbert Calder, der ſich mit dem Admiral Collingwood vereinigt hatte, blockirte ſie in dem Hafen von Ferrol, und Nelſon eilte nach England zurück. Bald aber wurde Sir Robbert Calder nach England zurück berufen, und vor ein Kriegsgericht geſtellt, indem man mit ſeinen Operationen unzufrieden war. Nelſon, als Admiral mit einer Vollmacht verſehen, wie ſie vorher nie einem Feldherrn gegeben wurde, ging am 7ten September 1805 von Portsmuth zu der Flotte ab. Er beſtieg ſein Flaggenſchiff Victory, und eine düſtere Ahndung ſchwebte ihm vor, als ob er ſein geliebtes Vaterland nicht wieder ſehen werde. Er ſagte ſchon vorher oft: „das Leben ſey ihm eine Laſt, er gebe es gern auf; nur wünſche er vorher noch einmal mit den Feinden ſeines Vaterlandes in ſeinem Element ſich meſſen zu können.“ — Eben ſo ſchrieb er in einem Abſchiedsbrief an einen ſeiner Freunde: „es iſt mein höchſter Wunſch, den Feind zum Treffen zu bringen, um in den Armen des Sieges ſterben zu können.“

Admiral Louis war am 19ten October mit ſieben Linienſchiffen nach Tetnau-Bay geſchickt, um Lebensmittel zu holen, und die verbündeten Franzoſen und Spanier, hiervon unterrichtet, benutzten dieſe Gelegenheit, weil jetzt die brittiſche Flotte ſchwach ſeyn müſſe, abzuſegeln. Am 20ſten October ging Admiral Villeneuve daher, und mit ihm vier andere Admirale mit 33 Linienſchiffen und 7 Fregatten unter Segel. Nelſon folgte ſogleich, und am 21ſten October 1805 ſtieß er mit 26 Linienſchiffen auf die weit überlegne feindliche Flotte, welche vor dem Kap Trafalgar in weit gedehnter Linie

vor Anker lag, und stolz auf ihre Macht, den Kampf zu erwarten schien. In der Linie des Feindes wechselten stets spanische und französische Schiffe, und die Admiralitätsflaggen von Villeneuve und Gravina weheten an der rechten Spitze des Centrums. Beide Schiffe standen neben einander, und hieher richtete Nelson sein Augenmerk. Als er die feindliche Stellung genau beobachtet hatte, sagte er freudig zu Kapitain Hardy: „jetzt können sie uns nicht mehr entrinnen! Ich denke, wenigstens zwanzig sind unser. Wahrscheinlich werde ich etwa ein Bein verlieren, aber damit ist ein Sieg wohlfeil erkauft.“

Nelsons Zeichen durch den Telegraphen war: „England erwartet, daß ein jeder seine Schuldigkeit thue,“ und um Mittag begann die Schlacht. In zwei Kolonnen segelten die englischen Schiffe gegen das Centrum an, so daß beide Colonnen im Nothfall sich unterstützen konnten. Nelson fing das Treffen bei dem Bucentaur, dem französischen Admiralschiff, an, und der Victory (das englische Admiralschiff) erhielt vier Ladungen, ehe die Stückpforten (die Oeffnungen für die Kanonen) aufgethan waren. Doch es geschah rasch, und der Victory erwiederte nun die Salven so ernsthaft, daß das französische Admiralschiff mit einem Verlust von beinahe 600 Mann, und fast ganz entmastet, sich aus der Linie zog. — Nun wandte er sich gegen das benachbarte spanische Admiralschiff, die Santissima Trinidada, welches er seine gute Bekannte nannte, da er schon am 14ten Februar 1797 mit diesem Schiff engagirt gewesen war.

Das Gefecht war mörderisch, denn die spanischen Schiffe hatten sehr viel Landtruppen an Bord, und die brittischen Schiffe sandten ihnen erst Granaten, und dann in der halben Schußweite Kartätschen auf das Verdeck.

— Nelson hatte an diesem Morgen mit seinen Ordenszeichen sich geschmückt; mehrere seiner Vertrauten baten, sie abzunehmen; er verweigerte es aber, denn, in Ehren habe er sie erworben, — so sagte er, — und an den Ehrentagen der Schlacht müsse er sie also auch tragen. — Nelson stand auf dem Verdeck, als die Schlacht heiß wüthete. Am Boegspriet hatte er seinen Platz eingenommen, und während das Geschütz von beiden Theilen furchtbar donnerte, blieb er ohne Furcht. Sein Secretair, Scott, ein Liebling von ihm, wurde an seiner Seite durch eine Kanonenkugel von einander gerissen. Scott, gleich todt, wurde über Bord geworfen. Nelson sah hin und fragte: „war das Scott?“ Als man ihm die Frage mit Ja beantwortete, sagte er weiter nichts, als: Soor sellow! (Armer Junge!)

Nelson ging jetzt auf dem Verdeck nach dem Stern hin, und war kaum drei Schritt von dem Steuerruder entfernt, als er in der linken Brust einen tödtlichen Schuß empfing. Eine Musketenkugel traf ihn, die wahrscheinlich von der Kreuzstange des Besanmastes des französischen Linienschiffes Redoutable fiel.

Der Held so vieler Schlachten sank nieder. Zwei Matrosen hoben ihn auf und brachten ihn nach dem untern Verdeck, wo er auf ein Bett gelegt wurde. Mit dem Verbinden der Verwundeten waren die Chirurgen hier beschäftigt. Der Schiffschirurgus Beatty sondirte die Wunde, fand, daß die Kugel von oben durch die linke Schulter in den linken Lungenflügel gedrungen sey, und dann in die untern Muskeln des Rückens sich herabgesenkt habe. An eine Rettung war daher nicht zu denken; groß aber waren die Schmerzen des edlen Lord Nelson. — Kapitain Hardy, sein geliebtester Zögling, sein Freund, kam. Hardy war vorbereitet, und sagte:

ich hoffe, Ew. Herrlichkeit werden fortleben, und Ihres Triumphes genießen. Der Feind ist geschlagen und vernichtet. — „Ich bin ein Sterbender," erwiederte Nelson. „Ihr habt alle Eure Pflicht gethan. Bringen Sie die Flotte vor Anker. Gott seegne Euch!" — Noch ward ihm die Nachricht, daß schon zwölf feindliche Schiffe gestrichen hätten, und sterbend sagte er: so lange mögte er nur noch leben, daß er dieses Mal die englische Flotte wieder zurückführen könnte. Er starb in den Armen des Schiffschirurgus Beatty. „Ich hatte noch zu leben gewünscht," sagte er sterbend, „um nach diesem Siege des Lebens mich zu erfreun; doch, der Wille des Herrn geschehe!" Kapitain Hardy stürzte wieder herein, und rief: — Mylord! Sie könnten mitten in Ihrem großen Triumph sterben?! — „Gott sey gelobt!" sprach Nelson, und — dies waren die letzten Worte des größten Seehelden, welchen Brittanien jemals hatte. Seine Seele war hinüber zu den Räumen des ewigen Lichts, und in eben dieser Stunde, als er Abschied nahm von dem irdischen Leben, erfocht seine Flotte den glänzendsten Sieg. Lord Collingwood, welcher nach ihm den Oberbefehl übernahm, hatte die Fregatte Euryalus dazu bestimmt, den theuren Leichnam nach England zu bringen; allein die Mannschaft des Victory begehrte dringend, die irdischen Reste ihres Admirals dem Heimathlande zuzuführen, und nachdem der Körper in Gibraltar einbalsamirt war, kam er auf dem Victory am 2ten December in Portsmuth an. — Eine unzählbare Menge Menschen drängte sich hinzu, die traurigen Trümmer des großen Helden zu schauen, und die Leiche wurde in den Sarg gelegt, welcher nach der Schlacht von Abukir aus dem Hauptmast des Orient gemacht und von Kapitain Hallowell dem Lord geschenkt

war. — Der Sarg kam nun am 24sten December in Greenwich an, war mit den Flaggen des Victory umhüllt und wurde vom 5ten bis 7ten Januar zur Parade gestellt. Das Zuströmen des Volkes war sehr groß. — Am 8ten Januar wurde die Leiche Nelsons auf der Themse nach London gebracht, begleitet von einer großen Menge Barken, die mit Admiralen, Seeofficieren und Beamten jeden Ranges angefüllt waren. Um 3 Uhr Nachmittages wurde der Sarg, worin der Leichnam eines so großen Mannes war, dem Admiralitätshause anvertraut, und am folgenden Morgen bildete sich von hier bis zu der St. Paulskirche ein Spalier von Soldaten. Das Zuströmen des Volkes war unermeßlich. Der Leichenwagen war in großem Geschmack geordnet, und die Herzöge von York und von Cambridge führten den Zug dieser großen Trauer. — Hinter dem Leichenwagen, den acht, mit schwarzen Sammetdecken behängte Pferde zogen, folgten sechs schön gezierte Trauerwagen, welche die Insignien der Siege Nelsons enthielten, und nach dem langen Zug der übrigen Ausstellungen folgten nahe an 200 Trauerwagen in feyerlichem Pomp. Sieben Prinzen des königlichen Hauses waren im Gefolge. Nie vielleicht war in Londons Räumen ein Trauerzug mit so stiller und so großer Würde begangen. Die schöne St. Paulskirche, welcher der Leichnam zugeführt wurde, war im innern Raum mit schwarzem Tuch behangen, die Säulen mit schwarzem Flor umwunden. Zwölf Schiffsleute des Victory, in Trauer gekleidet, empfingen den Sarg an der Pforte des heiligen Gebäudes, und eine feyerliche Todtenmusik hebte durch die Kirche. Die Todtenmesse wurde gelesen, und während dieser Feyerlichkeit stand der Sarg auf einer Marmorplatte, bedeckt von einem Baldachin mit schwarzem Sammet umhangen. Die sechs gewundenen Säulen

dieses Baldachin trugen sechs brittische Admirale. Die Kirche wurde erleuchtet, doch alle die tausend flammenden Kerzen konnten die Trauer nicht bannen, welche auf allen Gemüthern lag. Der Sarg wurde endlich in die Gruft gesenkt, der Marschall von England brach seinen Marschallsstab und legte ihn auf den Sarg, die Fahnen des Victory sanken mit dem Sarge hinab. Alle Anwesende waren tief gerührt, als jetzt die Reste des großen Sohnes des Vaterlandes der Erde wieder gegeben wurden, und nun nichts mehr von ihm übrig war, als seines Namens Gedächtniß. Doch dieses wird bleiben, und der späteste Enkel der Söhne Brittaniens wird den Namen: „Nelson" feyern.

Wie kostbar und feyerlich die Leichenbestattung gewesen war, davon kann man sich einen ohngefähren Begriff machen, wenn man weiß, daß die Regierung die Kosten des Leichenbegängnisses übernahm, und daß diese Kosten 30,000 Pfund (190,000 Rthlr.) betrugen. Das Schiff, the Victory, worauf Nelson den tödtlichen Schuß bekam, ist noch jetzt in der brittischen Flotte, und die Stelle am Steuer, wo er fiel, ist mit einer Kupferplatte, die in den Boden eingelegt ist, bezeichnet. — Das Vaterland beeiferte sich, mit brittischer Dankbarkeit Nelsons nächsten Verwandten das zu lohnen, dessen der große Mann selbst sich nicht mehr erfreuen konnte, und der Lordstitel ging auf Nelsons Bruder über.

Ueber Nelsons Verdienste um sein Vaterland noch etwas sagen zu wollen, das wäre überflüssig. In den Annalen der brittischen Geschichte wird sein Name immer glänzen. Er brachte Englands Seegewalt auf eine große Höhe, und wohl dem Lande, welches sich unter Millionen Menschen einen so großen, anspruchslosen, edlen Helden erzeugt!

III.

Wieland.

Der Naturmaler mit dem Pinsel oder der Feder, ist nicht der schöne Geist, weil er nur nachahmt; der Ideenmaler ist allein der Meister der schönen Kunst.

Kant pragmatische Anthropologie, Seite 197.

Digitized by Google

Wieland.

Der Name „Wieland“ wird von den Deutſchen mit Stolz genannt, und er iſt eingeſchrieben in die Regiſter deutſcher Annalen. Der Schriftſteller, von welchem wir hier reden, iſt der deutſchen Nation um ſo werther, weil er zu einer Zeit auftrat, wo unſere Literatur noch mit ſchmähligem Dunkel bedeckt war, zu einer Zeit, wo die ſogenannte gebildete, vornehme Welt von Förderung deutſcher Literatur nichts wiſſen wollte, und Wielands Streben, der Sprache ein Blüthenalter herbei zu führen, iſt gewiſſermaßen als ein Nationalkampf zu betrachten. Denn es war in der That nichts Geringes, zu jener Zeit, wo nur fremde Sprachen in dem deutſchen Vaterlande Beifall fanden, in der ſchönen Literatur in deutſcher Sprache hervortreten zu wollen. So wie neuerdings Deutſchland in politiſcher Hinſicht urplötzlich auf-

ſtand, um von dem ſchmählichen Joch fremder Gewalt ſich zu befrein, ſo ſtand damals, als Wieland im Publicum Aufſehn zu erregen anfing, das literariſche Deutſchland auf, von der Gallomanie und von den barbariſchen Floskeln des Mittelalters die deutſche Sprache zu reinigen, und Originalität in die Producte deutſchen Genie's und Fleißes zu bringen. Schwer freilich war der Kampf, der Nachahmung ſich zu entwinden, zu welcher die Gelehrten damals erzogen wa[illegible]n. Die Bemühungen der Gelehrten waren indeß von entſchiednem Erfolg, und durch die ruhmwürdigen deutſchen Schriftſteller jener Zeit iſt deutſche Sprache und Wiſſenſchaft jetzt ſo weit gediehen, daß ſie gegenwärtig in Oſt und Weſt ein nothwendiger Theil des gelehrten Unterrichts iſt. Die lebende Welt der Deutſchen kann auf dieſes anerkannte Verdienſt und Werth deutſcher Sprache und Wiſſenſchaft allerdings ſtolz ſeyn, und um ſo mehr Vertraun zu ſich ſelbſt faſſen, da die geläuterte Sprache ein Band mehr der Nation iſt, und da Werke der Schriftſteller jener Zeit des aufblühenden gelehrten Deutſchlandes ein Heiligthum der Nation ſind: — allein die ſind vorzüglich zu ehren, welche der lebenden Welt dieſen Stolz bereiteten, welche gegen die Stupidität finſterer Jahrhunderte, gegen Formenweſen, Sclavenſinn und den Hochmuth der franzöſirenden Vornehmen ankämpften, und zuletzt ſiegreich hervorgingen. Die Männer dieſes Zeitalters kann man die Säulen des deutſchen Schönheitstempels nennen, und Wieland — wer kennt dieſen lieblichen Sänger, dieſen redlichen, herrlichen Menſchen nicht? — nimmt in dieſer Säulenhalle eine der erſten Stellen ein.

Chriſtoph Martin Wieland wurde am 5ten September 1733 zu Biberach, einer damals ſchwäbiſchen Reichsſtadt, an der Gränze der Schweitz, am Bache Rieß

liegend, geboren. Sein Vater, Prediger und Senior daſelbſt, war ein vielfach gebildeter Mann, und in der Aufklärung ſeinem Zeitalter voran geeilt. Er unterrichtete anfänglich ſeinen Sohn ſelbſt, und wie das häufig der Fall iſt, er trieb eigentlich ein eitles Spiel mit dieſem Unterricht, denn ſchon im ſiebenten Jahr las der junge Wieland die Biographien des Cornelius Nepos in der Urſprache mit Vergnügen, und im dreizehnten Jahr verſtand er — wie ein Biograph von ihm ſagt, — den Virgil und Horaz in gewiſſem Sinn beſſer wie ſeine Lehrer. —

Dieſe frühe geiſtige Reife Wielands iſt uns um deswillen beſonders merkwürdig, weil ſein Beiſpiel eine Behauptung widerlegt, welche manche Pädagogen und Pſychologen aufſtellen wollen. Sie behaupten nemlich, ein früh angeſtrengter Kopf ermüde auch früh und trage unreife Früchte; allein Wieland, der ſchon in ſeinem ſiebenten Jahr vollſtändig lateiniſch verſtand, ſchrieb noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre die anziehendſten Sachen, und hatte bis zu ſeinem Ende eine Fülle und Reichthum der Ideen, wornach man die Meinung, daß ein ſo reger Kopf auch bald erſchöpft werden müſſe, durch ihn, jedoch vielleicht nur in einem ſeltnen Beiſpiele, widerlegt findet. —

In ſeinem zwölften Jahre nahm Wieland auch Antheil an dem Unterricht der gelehrten Schule ſeiner Vaterſtadt, wo er mit den Anfangsgründen der griechiſchen und hebräiſchen Sprache bekannt wurde. Daß er die griechiſche Sprache bald lieb gewann, iſt eine beſondere Empfehlung für den Lehrer, weil die Trockenheit des Elementarunterrichts auch den lernbegierigſten Schüler abſchreckt. Die große Kenntniß der griechiſchen Sprache aber mit allen ihren Feinheiten war es beſonders,

welche späterhin Wieland auszeichnete, und ihm die Gewalt gab, das attiſche Alterthum in ſeinen reizenden Gebilden uns wieder zu zeigen, und es gewiſſermaßen auf deutſchen Boden zu verſetzen.

Schon in jungen Jahren zeigte ſich ſeine vorherrſchende Neigung zur Poeſie. Das Leſen der Dichter war ſeine angenehmſte Beſchäftigung, und in dem Knabenalter war er bereits, was das Mechaniſche des Versbaues betrifft, ſo weit, daß er ſich daran wagte, die Zerſtörung Jeruſalems ſchreiben zu wollen. Der Verſuch iſt unvollendet geblieben, wie gewöhnlich dergleichen erſte allzu kühne Unternehmungen talentvoller Köpfe. —

In ſeinem vierzehnten Jahre kam Wieland auf die gelehrte Schule von Kloſter Berge bei Magdeburg. Dieſe Schule galt damals mit vollem Recht für eine der blühendſten Deutſchlands. Die innern Kräfte dieſes Inſtituts waren ſo groß, daß unter den angehenden Lehrern eine ſehr ſtrenge Auswahl getroffen werden konnte, und ſo ſchön auch die Anlage des Kloſters war, ſo mußten dennoch neue Schulgebäude aufgeführt werden, um nur einen Theil der ſich meldenden Schüler aufzunehmen. Man rechnet die freie Einnahme des Kloſters Berge zu damaliger Zeit auf jährlich 28,000 Rthlr., und außerdem hatte es weit über dreißig der beſten Pfarrſtellen zu beſetzen; ſehr natürlich alſo mußte eine ſo reich dotirte Anſtalt ausgeſuchte Lehrer haben. Dazu kam, daß der damalige Vorſteher der Anſtalt, Abt Steinmetz, alles dazu beitrug, neues Leben in dieſes Inſtitut zu bringen. Viele große Köpfe wurden während ſeiner Leitung hier gebildet. Eben ſo auch Wieland. Die Vielſeitigkeit und Reichhaltigkeit des Unterrichts gab ihm bald jenen Schwung und tiefen Sinn für Wiſſenſchaft, worin wir ihn bewundern müſſen. Die griechiſche Kunde beſchäf-

tigte schon damals ihn vorzüglich, besonders die Historiker, denn einen allzugroßen poetischen Schwung, den man auch in seinen frühern Schriften nicht bemerkt, hatte er schon in der frühern Periode seines Lebens nicht. — Mit guten Vorkenntnissen versehen, war Wieland zwar auf die Schule gekommen, aber er galt hier nicht für einen ausgezeichneten Kopf, von dem viel zu erwarten sey. Doch machte das Geregelte und Gemäßigte in seinem ganzen Wesen, und besonders sein Sinn für die Alten, die Lehrer bald aufmerksamer auf ihn. Vielleicht würde seine Phantasie damals einen mehr hoch-poetischen Schwung bekommen haben, wenn die Gegend um Kloster Berge romantischer wär. Man will nemlich nach vielen Bemerkungen den Erfahrungssatz aufstellen, daß eine schöne Gegend für das mehrere Erglühen der jungen Dichterphantasie in der Periode, wo sie sich entwickeln muß, fördernd, eine nackte, flache Gegend hingegen hemmend sey. —

Xenophon war jetzt sein Liebling, und was die Römer betrifft, so gefielen ihm die kleinen philosophischen Schriften Cicero's besonders. In der englischen Sprache bekam er jetzt auch wieder Unterricht, und machte darin bald gute Fortschritte. Er hatte in seinen frühern Jahren diese Sprache sehr lieb gewonnen. Ueberhaupt wurde ihm das Erlernen der fremden Sprachen sehr leicht. Nach dem Ton der damaligen Zeit wurde auf den gelehrten Schulen Deutschlands noch gar sehr gefrömmelt, und auch Wieland war der Gefahr nahe, ein übertriebener Pietist zu werden. Seine Phantasie hatte diese Richtung bereits genommen, als ihm die Schriften eines Voltaire und anderer in die Hände fielen. Sein nach Wahrheit strebender Geist wurde dadurch wenigstens von der Vertiefung in Pietismus zurück

gerissen, doch der Zweifelschein, der jetzt vor ihm sich enthüllte, wollte sich immer zu Klarheit gestalten, und nach seiner eignen Angabe fühlte er sich in dieser Periode, wo er der finstern Wesen seines Zeitalters sich noch nicht entreißen konnte, und doch sein Genius ihn daran zürnend zu mahnen schien, oft sehr unglücklich. — Sein Fleiß war in diesen Jahren beinahe übertrieben, seine Aufführung musterhaft, von wilden Jugendstreichen, wozu der talentvolle Kopf in den Schuljahren leicht hingerissen wird, ist nichts bekannt geworden.

Zu den akademischen Studien vollständig reif, schied er, sechzehn Jahr alt, von Kloster Berge; die Nachtwachen, und die allzu große Anstrengung hatten seinen Körper, an sich schon nicht den stärksten, sehr angegriffen. Ehe er seinen akademischen Cursus machte, lebte er daher über ein Jahr in Erfurt bei einem Verwandten seines Hauses, Dr. Baumer, und dieser Aufenthalt in Baumers Hause war folgereich für Wieland's ganzes Leben. Baumer gab ihm ein Privatissimum über die Wolfische Philosophie, und außerdem las ihm Baumer den Domquixotte, mit Erläuterungen begleitet, vor. Eine bessere Entwickelung der Geisteskräfte hätte Wielanden nicht werden können. — Im Jahr 1750 ging er nach Biberach zu seinen Eltern zurück, und hier machte er eine Bekanntschaft, die seinem innern Leben einen neuen, höhern Schwung, eine bestimmte Deutung gab. — Ein Fräulein Sophie von Guttermann, als Schriftstellerin nachher rühmlichst bekannt, unter dem Namen Sophie la Röche, fesselte den jungen Schwärmer, und daß ein Wieland in diesen Jahren rein platonisch liebte, daß diese Liebe ihm eine wohlthätige Glut für sein geistiges Leben gab, das war zu erwarten. Dazu kam, daß die angebetete Geliebte zwei Jahr älter als Wieland

war, und also war sie ihm auch vorgeeilt in der Bildung. Als Muster der Vollendung stand sie vor ihm da, und beherrschte ihn gewissermaßen. — Diese erste Liebe gab dem jungen Dichter Veranlassung, das Lehrgedicht, die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt, zu schreiben. Im Februar 1751 hatte er dieses Gedicht vollendet, und so sehr es auch von dem damals nach Bildung strebenden Publikum gut aufgenommen wurde, so sagt Wieland doch selbst bescheiden genug in der Vorrede zu der dritten Ausgabe: „Was die Poesie dieses Lehrgedichts, zumal in der ersten Ausgabe, betrifft, so dürfen wohl wenig andere Dichterwerke geschickter seyn, einen Lehrer der poetischen Aesthetik mit Beispielen aller möglichen Fehler, die dem schönen Styl und Vortrag entgegen sind, reichlicher zu versehen.“ Nichts desto weniger wurde dieses Werk von Bodmer, Hagedorn, Sulzer und andern bewährten Gelehrten damaliger Zeit, laut gerühmt.

Im Herbst des Jahres 1750 war Wieland nach Tübingen gegangen, und nach dem Plan seiner Familie sollte er auf dortiger Universität die Rechte studieren. Die Schwächlichkeit seines Körpers, besonders die schwache Brust, bestimmte die Eltern, dem geistlichen Stande ihn nicht zu widmen. Daß ein Kopf wie Wieland, mit den großen Vorkenntnissen in der Literatur schon ausgestattet, wie er sie wirklich besaß, an dem trocknen Studium der Rechtswissenschaft keinen Gefallen finden konnte, das war vorauszusehen, und er vernachlässigte auch auf der Akademie dieses Studium beinahe gänzlich. Dagegen war er unermüdet fleißig in allem, was eine Bereicherung seiner Kenntnisse, eine Belehrung und Aufklärung in Hinsicht der alten und neuen Literatur ihm geben konnte. — Dabei führte er während seiner aka-

demischen Laufbahn ein sehr eingezogenes Leben, und fühlte sich am glücklichsten bei seinen Büchern, und auf seinen einsamen Spatziergängen. Zu bewundern ist es, daß er bei der leicht bewegbaren Phantasie auch in diesen Jahren nicht auf schwindelnde Höhen hingezogen wurde, auf welchen manches Talent sich verzehrt in dem Hinstreben nach ungemessenen Raumen. Wieland war schon damals der gemäßigte, zum Philosophen geborne Mensch, wie er uns späterhin immer erscheint.

Während dieses akademischen Lebens schrieb er, zu Ende des Jahres 1751, die „moralischen Briefe," wozu ihm die Epitres diverses des Herrn von Bar, die damals Aufsehn erregten, die nächste Veranlassung gaben. Sie wurden, wenn auch zuerst anonym, doch mit Beifall in der literarischen Welt aufgenommen, ein Beweis mehr von der Anlage des jungen Dichters! Diese an seine Doris (die früher genannte Jugendgeliebte Wieland's) gerichteten Briefe, eröffneten eigentlich seine literarische Laufbahn. Bald darauf gab er ein Gedicht über die Liebe, unter dem Titel: „Anti-Ovid" (Amsterdam und Heilbron, 1752) heraus, worin, was die Behandlung des Stoffes, und die ganze Anlage betrifft, viel Mangelhaftes seyn mag; doch ist es um deswillen merkwürdig, weil Wieland darin zunächst von der schweren Schulform des damals üblichen Versbaues (in Alexandrinern) sich los riß, und das freiere Spiel der Jamben seinem Vaterlande als eine Probe vorlegte, woran man Geschmack fand, und welche, nach und nach mehr in der äußern Structur berichtigt, jetzt dem In- und Auslande als Muster der ansprechendsten, zweckmäßigsten Melodie da steht.

Eigentlich hatte Wieland während dieser Universitätsjahre keinen Lehrer, als sich selbst, und unbemerkt,

wie er gekommen war, kehrte er im Junius 1752 in sein Vaterhaus zurück, weniger um eine Anstellung zu suchen, als aus Sehnsucht nach der Geliebten. Seine Jugend und der Ueberfluß der Candidaten überzeugten den Vater davon, daß so bald auf eine Anstellung in Biberach nicht zu rechnen sey; Wieland hatte aber auch gar keine Lust, in das Formenwesen des öffentlichen Lebens sich einschränken zu lassen. Nach dem Karolinum in Braunschweig sehnte er sich, allein da der Versuch, dort angestellt zu werden, mißglückte, so wurde beschlossen, daß er im nächsten Herbst als Magister legens nach Göttingen gehn solle. Der Himmel waltete aber über ihm, und seine Laufbahn bekam eine ganz andere Richtung.

Wieland hatte nemlich schon im August 1751 von Tübingen aus anonym an Bodmer in Zürich geschrieben, und ihm die fünf ersten Gesänge eines Heldengedichtes, „Arminus" zugesandt. Dadurch entstand ein Briefwechsel, nicht allein mit Bodmer, sondern auch mit andern Gelehrten, und er erhielt eine Einladung, nach Zürich zu kommen. Freudig nahm er diese an, denn die Schweitz war schon lange seine Sehnsucht gewesen, und im October 1752 kam er in Bodmers Hause an.

Hier erst, in Bodmers Hause, lernte Wieland als junger Gelehrter Kraft und Selbstständigkeit fassen, er fühlte jetzt Vertraun zu sich selbst, und wenn auch die Bescheidenheit des Mannes ihn beinahe sein ganzes Leben hindurch zu ängstlich machte, so war doch der Aufenthalt bei Bodmer dazu geeignet, dem Geist Wielands eine bestimmte, entschiedne Richtung zu geben. In dem engern Kreise, der bei Bodmer sich sammelte, war Breitinger, Hirzel, Meister, Salomo Geßner, Füeßli, Heß, und auch Ewald von Kleist, der damals einige Zeit in der Schweitz sich aufhielt, fehlte nie, wenn das

Sympoſion, wie Wieland es nannte, ſich ſammelte. Dazu kam auch Klopſtock mit ſeinem hohen Genius, den Wieland ſchon früher angeſtaunt hatte, wenn auch ſein Meiſter und Lehrer, nemlich Bodmer, aus Gründen, deren Entwicklung nicht hieher gehört, dem Dichter Klopſtock nicht wollte die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die er verdient zu haben ſcheint. Vor allen wurde Salomo Geßner der Auserwählte, welcher Wieland's Gemüth am mehrſten anſprach. — Bodmer gewann den jungen Wieland beſonders um deswillen bald ſehr lieb, weil er muſterhaft und exemplariſch in ſeiner Aufführung war; nur Wiſſenſchaft und Kunſt beſchäftigten, und hatten Reitz für ihn, und zwar in dieſen gefahrvollen Jahren, wo beſonders der regere Geiſt auch größern Gefahren ausgeſetzt iſt. Er ſtudierte und arbeitete mit Bodmer gemeinſchaftlich in einem Zimmer, und Bodmer, damals dem Greiſenalter ſchon nahe, erwarb ſich ein unſterbliches Verdienſt um die deutſche Literatur dadurch, daß er auch in dieſem Alter noch unermüdlich dahin bemüht war, emporblühende Geiſter deutſcher Nation aufzumuntern, und nach allen ſeinen Kräften zu unterſtützen, — ein Verdienſt, welches von ſeiner Nation vielleicht nicht genug anerkannt iſt. Wie ſehr Bodmer auf Wieland's feinen Sinn vertraute, davon folgende Anekdote: — Bodmer hatte ſeine „Zilla“ geſchrieben, und wünſchte darüber des jungen Wieland's unbefangenes Urtheil zu hören. In einer Abſchrift, von welcher Wieland nicht ahnden konnte, daß Bodmer in Verbindung damit ſtehe, wurde ihm das Gedicht zugeſtellt, und Bodmer hörte mit der Freude, die dem Schriftſteller zu verzeihen iſt, wie Wieland bei einigen Stellen, die er las, ganz in Extaſe gerieth. Am Abend theilte Wieland ſeinen literariſchen Freunden ſeine Freude mit,

und wollte durch Vorlesung des Gedichtes sie eben so begeistern, wie er ergriffen war. Diese hatten aber vieles zu tadeln, fanden seinen rauschenden Beifall, den er im Voraus der Handschrift zollte, übereilt, und Wieland rollte das Manuscript zusammen, und warf es, beschämt durch den Tadel der Freunde, bei seiner Heimkehr in Bodmers Gegenwart hinter die Thür. Der alte Bodmer lächelte darüber, und wird dieses kleine Ereigniß um deswillen als characteristisch angeführt, weil es beweiset, daß Wieland durch fremde Meinung leicht eingenommen werden konnte, also wohl ein leicht entzündbarer Kopf, ein fleißiger Kopf, aber kein hervorleuchtendes Originalgenie war.

Bodmer hatte Wielanden die Gelegenheit verschafft, durch schriftstellerische Arbeiten seinen Unterhalt zu erwerben, und Wieland vergötterte beinahe seinen Gönner. „Sie kennen — schreibt er in damaliger Zeit — Bodmer aus dem Noah. Sie dürfen der liebenswürdigen Idee, welche dieses vortreffliche Werk von dem Genie und dem moralischen Character des Herrn Bodmer Ihnen darstellen wird, kühnlich trauen, und sich versichern, daß man, so ungewöhnlich es auch ist, doch bei ihm einen sichern Schluß von seinen Schriften auf ihn selbst machen kann. Sie können hieraus selbst muthmaßen, wie glücklich die Zeit, die ich bisher bei diesem weisen, und in unserm Weltalter in der That seltenen Manne zugebracht, für mich gewesen, und daß mich der Umgang mit meinen hiesigen klugen und edelmüthigen Freunden in gewisser Hinsicht edel gemacht hat.“

Auf Bodmers Veranlassung besorgte Wieland hier in Zürich die neue Auflage der Sammlung der Zürcher Streitschriften zu Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedsche Schule (in drei

Bänden), und begleitete dieses Werk mit einer Vorrede. Er selbst schrieb um diese Zeit: eine Abhandlung über die Schönheiten des epischen Gedichtes, Noah (von Bodmer), worüber er freilich hart getadelt wurde, allein wenn er auch in diesem Panegyricus der Muse Bodmers vielleicht zu sehr schmeichelte, so war es nur das natürliche Gefühl der Freundschaft und Dankbarkeit, was den jungen Dichter zu Lobeserhebungen hinriß, nicht aber die Kriecherei der Gemeinheit, denn davon war Wieland sein ganzes Leben hindurch entfernt, so leicht er auch immer eingenommen werden konnte, und so leicht daher auch sein Urtheil befangen war. Doch, das hat er mit vielen großen Meistern in Kunst und Wissenschaft gemein! — Vielleicht hätte Wieland noch größer sich entwickeln können, wenn sein Aufenthalt bei Bodmer kürzer gewesen wär. Er wurde hier gewissermaßen dazu verleitet, viel und geschwind zu schreiben, denn Bodmer berücksichtigte, wie mancher seiner gelehrten Zeitgenossen, das non multa, sed multum! ganz und gar nicht, und Wieland strengte denn allerdings auch seinen Kopf oft allzu sehr an. In diese Periode fallen jetzt die „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde," auch „der geprüfte Abraham, ein episches Gedicht in drei Gesängen," ferner „die Psalmen, — die drei Hymnen, — die platonischen Betrachtungen über den Menschen, — Timoklea, — die Sympathien, — das Gesicht des Mirza — und — das Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen." —

Wieland war wirklich, durch Bodmer entzündet, jetzt ein religiöser Schwärmer in der Literatur geworden. So dedicirte er die Psalmen dem Oberconsistorialrath Sack in Berlin, und nachdem er in der Zueignungs-

schrift davon geredet, „daß es jetzt viele schwärmende Anbeter des Bachus und der Venus gebe, die man nach der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen anbeten, für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen hätten, alles was heilig und feyerlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen an Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig auszutilgen," so schließt er damit: „weil das Ungeziefer der Witzlinge, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt ist; so will ich einige der neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen, z. B. Lyrische Gedichte, neueste Ausgabe; die Nachtigall, eine Erzählung; meine Lieder; vermischte Poesien."

Von allen diesen leicht hingeworfenen Gedichten ist, was Wieland sehr wohl wußte, Uz der Verfasser, und dieser urtheilte über jene Critik: „weil ich Wieland vom Tempel des guten Geschmacks ausgeschlossen, so will er mich aus Rache vom Himmel ausschließen, aber vermuthlich nur von dem Bodmerschen Himmel." — Man sieht hieraus zur Genüge, daß Wieland durch die Bodmersche Schule gänzlich hätte erdrückt werden können, daß sein Geist die Wahrheit des ihm gebührenden Aufsluges nicht gefunden hätte, wenn nicht irgend ein besonderes Ereigniß ihn aus diesem engen Zirkel geträumter Ideenwelt riß, und wenn nicht eine fremde, überraschende Gewalt ihn auf den Weg führte, für welchen eine gütige Natur ihn ausgestattet hatte. Wie sehr Wieland damals zu einem fanatischen Schwärmer schon vollständig vorbereitet war, davon nur noch dieses. — Er tadelte Gleim als deutschen Anakreon, „denn," schrieb er, „Gaben, die ihn geschickt machen, mit den himmlischen Chören harmonisch, die Wunder Gottes in Herzentzückenden Tö-

nen zu singen, verschwendet er im Lob einer erdichteten Phyllis.“ In seinen zu damaliger Zeit geschriebnen „Sympathien“ sagt er unter andern: „der Feind alles Guten, als er sah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des christlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derselben herrlicher zu machen, entschloß sich klüglich, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu seinem Zweck zu kommen. Er verwandelte sich bald in den Bachus, bald in den Kupido, bald in einen unflätigen Satyr, und begeistert die witzigen Jünglinge unserer Zeit, uns scherzend und singend um den Geschmack der Tugend zu bringen, die lüsternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeit zu schmücken, und eine Sittenlehre, die epikurische Theologie voraussetzt, die Reitzungen der Trägheit und Wollust zu leihen.“ — Eben so bedauerte er Petrarcha, daß er von seiner Laura mit einem Entzücken spreche, worin kein menschlicher Einfluß uns setzen solle, und über Pindar fiel er her, weil er den hohen Schwung seiner Phantasie zu Verschönerung der Göttergebilde gemißbraucht habe. —

Lessing, der strenge Censor, welcher für den Fortgang der deutschen Literatur sich unsterbliche Verdienste erworben hat, Verdienste, die nach ihrem wahren Werth durchaus nicht vollständig anerkannt sind, hatte in Wieland den großen Bildner aufgefunden, und machte in seinen Literaturbriefen Deutschland aufmerksam auf diesen Kopf; nichts desto weniger aber beurtheilte er, der anerkannte, reine Meister, den jungen Mann mit kritischer, jedoch schonender Strenge, und Lessings Meinung war es zunächst, welche Wieland, den bescheidnen Wieland, auf den richtigen Weg brachte, der seinem Genie eine freiere und angenehmere Bahn gab. Wie sehr

übrigens Lessing schon damals Wieland achtete, geht daraus hervor, daß er in den Literaturbriefen erklärt: „wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses oder jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?“ —

Wenn es wahr ist, daß der Krieg bei seinen schweren Uebeln doch unter vielen andern Vortheilen auch den hat, daß er die großen, vorherrschenden Köpfe von der Engbrüstigkeit, so in dem stillen Friedensleben der Monarchie waltend ist, befreit, so ist der siebenjährige, oder dritte schlesische Krieg für die Entwicklung der literarischen Kraft Wieland's von folgereichem Einfluß gewesen. Der neue Aufklärer der Zeit, zugleich Held, Philosoph und Dichter, Preußens großer Friedrich, stand gegen den größten Theil von Europa unter den Waffen, nicht als Eroberer, sondern als Schirmvoigt der Freiheit des Gedankens, des Glaubens, des Besitzes, der Rechte des Menschen; — in allen diesen Hinsichten führte er, der Große, der nie Begriffene, eine neue Aera ein, und erst spätern Geschlechtern ist es vergönnt, diesen Helden in seiner hohen, wahren, wirksamen, repräsentirenden Gestalt bewundern zu dürfen. Wenige ahnden Friedrichs riesenhafte Größe, seinen festen, kühnen Willen für die wahre Sache Europens; doch Wieland war schon damals berauscht von Friedrich, und er war entzückt von allem, wie der Zeitgeist geweckt wurde, und ihm ein höherer Schwung gegeben werden sollte. Im Jahr 1758 besang er schon den gepriesenen Helden des Norden, und in dieser Periode des rohen Kriegesgemenges kehrte er aus den Träumerein einer unbegränzten Ideenwelt immer mehr nach und nach zu mehr ansprechender, poetischer Wahrheit zurück.

Jetzt entwarf er, mit Hinsicht auf die Zeit, — vielleicht auch, um sich einen Namen zu gewinnen, seinen Cyrus, der eigentlich unvollendet geblieben ist, der aber dennoch der Erinnerung werth bleibt. Lessings wahrer, aber strenger Tadel konnte den jungen, emporstrebenden Dichter nicht niederschlagen, sondern nur anfeuern, und dennoch scheiterten auch zwei andere Versuche, wodurch er im Drama sein Glück zu machen hoffte.

Endlich fühlte Wieland eine Art von Selbstständigkeit in sich, und riß sich von Bodmer, der ihn gewissermaßen als seinen Famulus betrachtete, los. Im May 1754 trennte er sich von ihm, und während er den Söhnen angesehener Familien Unterricht gab, verlebte er in Zürich noch angenehme Zeiten. Sein Gesichtskreis erweiterte sich; er fühlte sich schon so sicher, daß er Anerbietungen zu Lehrerstellen ausschlug, und seine literarischen Verbindungen wurden immer angenehmer und vortheilhafter. Außerdem aber kam er auch zu dieser Zeit in einen Kreis des gesellschaftlichen Lebens, wo er z. B. das weibliche Wesen von der Seite der schalkhaftgeselligen Liebenswürdigkeit kennen lernte, wie er so oft, so angenehm, mitunter aber auch so verführerischleicht späterhin es geschildert hat.

Erst zu Anfang des Jahrs 1761 kehrte er zurück in die heimathlichen Fluren. Er war in Biberach, jedoch ohne sein Zuthun, zum Rath oder eigentlich zum Kanzleidirector ernannt, und so sehr er auch das Land seiner ersten Jugendträume liebte, mit so beklommenem Herzen zog er in Biberach wieder ein. Was nemlich den innern Zustand seines Herzens betrifft, so singt er selbst, indem er von seiner Doris spricht, unter welcher immer seine Jugendgeliebte, Sophie, zu verstehn ist, darüber:

— Wie selig! — Aber Zeus lacht des verliebten Wahns;
Sein Schicksal trennt, aus guten Gründen
Den Schäfer und die Schäferin.
Und o! wie spitzt sich einst des Pastorfido's Kinn,
Wenn zu den väterlichen Linden
Die Zeit zurück ihn führt, die holde Schäferin,
Auf deren Schwur und treuen Sinn
Er seines Lebens Glück versichert war zu gründen,
An — eines andern Arm zu finden!

Als Wieland in frühern Jahren nemlich seine Sophie kennen lernte, war sie dem Leibarzt Bianconi gewissermaßen schon zugesagt, und ihr Vater hatte späterhin als eifriger Protestant von dieser Verbindung mit Bianconi nichts wissen wollen. Sophie war wieder frei, allein, als Wieland aus der Schweitz zurückkehrte, war sie bereits die Gattin des Herrn la Roche, mit welchem sie in sehr glücklichem Verhältniß zu Mainz lebte. Mit welchen Gefühlen der junge Dichter, der platonisirende Liebhaber dies beachtete, das ist leicht zu begreifen, zumal denn auch die trocknen Amtsgeschäfte, welche ihn erwarteten, einem Wieland durchaus nicht ansprechen mogten. — Er führte auch hier in Biberach ein sehr eingezogenes Leben, und die Zeit, welche ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen, widmete er mit unermüdetem Eifer den Wissenschaften. Aus seinen Briefen damaliger Zeit, so wie aus seinen Schriften, sieht man, daß der Ehrgeitz, sich einen großen literarischen Namen zu gewinnen, sein Streben befeuerte. — In diese Zeit fällt der Entwurf seines romantischen Gedichtes, Idris, und hier schien Wieland den richtigen Weg für sein Genie gefunden zu haben, wenn auch freilich an den feinen Ausstaffirungen des Gedichtes vieles zu rügen seyn

dürfte. — Mehr noch, wohlthätiger und folgereicher wirkte es auf Wielands literarisches Leben, daß er jetzt die Uebersetzung des Shakespeare übernahm, dieses größten aller Menschenkenner, der überraschend, kühn und tief in die Herzen eingreift; an Menschenkenntniß aber fehlte es Wieland ganz besonders; er schwebte immer noch in ungemessenen Räumen, der Dichter ohne Menschenkenntniß aber ist in dem Labyrinth, ohne den Faden der Ariadne festgehalten zu haben. So warf eine glückliche Zusammenstellung der Dinge Wieland auf den Shakespeare, der freilich damals seinen Landsleuten fast noch ganz fremd, und welchen gut und ansprechend, eingreifend in den nationellen Ton Shakespeare's zu übersetzen, eine mißliche Aufgabe war.

Wieland löfete diese Aufgabe, und gab (Zürich bei Geßner, Orell u. C. 1762 — 1768.) in acht Bänden zwei und zwanzig Schauspiele des großen englischen Dichters in deutscher Uebersetzung. Die Tadler fielen über diese Uebersetzung ungebührlich her, und mag auch Wieland häufig den kernhaften Sinn seines Originals, der zu den ersten Naturmalern gehört, etwas breit und nicht naiv genug wieder gegeben haben, so ist doch Wieland um deswillen in dieser Hinsicht hochverdient um sein deutsches Vaterland, weil er der Erste war, der durch seine Uebersetzung jenen großen dramatischen Dichter für Deutschland eigenthümlich zu machen strebte. Auf die Schultern dieses Uebersetzers traten nachher, als die deutsche Sprache in ihrer damaligen Entwickelungsperiode sich schon mehr von den Schwerfälligkeiten des Styls entwunden hatte, andere Uebersetzer mit glücklicherm Erfolg. Lessing rühmte diese Uebersetzung *), und als spä-

*) Hamb. Dramaturgie I. XV. Jahr 1767.

terhin die Verleger eine neue Auflage wünschten, lehnte Wieland es ab, sie zu besorgen; vielmehr wurde Eschenburg durch Zollikofer vorgeschlagen, und dessen bekannte, sehr vermehrte Ausgabe der Uebersetzungen des Shakespeare rühmte Wieland unverhohlen, als die erste Uebersetzung an Gelungenheit weit übertreffend. *) Den eine Zeitlang ergriffenen Plan, als deutscher Schauspieldichter sich geltend machen zu wollen, gab Wieland jetzt ganz und gar auf.

Durch eine sonderbare Fügung der höhern Gewalten kam Wieland jetzt mit seiner ersten und einzigen Jugendgeliebten, Sophie, wieder in nähere Beziehung. Herr la Roche, Kurmainzischer Hofrath, war die rechte Hand des Staatsministers Graf Friedrich Stadion, der jetzt in seinem 69sten Jahre von den Geschäften sich zurückzog auf seine Güter, von welchen er Warthausen, eine halbe Stunde von Biberach gelegen, zu seinem Aufenthalt wählte, und la Roche mit seiner Familie begleitete den Graf Stadion dorthin, denn in den vielverwickelten Privatangelegenheiten des Graf Stadion war la Roche ihm unentbehrlich geworden. Hier sah nun Wieland sein Ideal als Gattin eines Fremden, als glückliche Mutter wieder, und der transcendentale Wieland wäre vielleicht wieder in die Nebelgegenden einer endlosen Schwärmerei gerathen, wenn seine Umgebungen, nemlich jene Umgebungen, die ihn bestimmten, dem innern Sinn nicht eine andere, bessere Richtung für das wahre Leben gegeben hätten.

Graf Stadion war in seinem Greisenalter noch der

---

*) Deutscher Merkur. 1775. Bnd. 2. S. 286.

feinste Weltmann, der sich denken ließ, ein ansprechender Epikuräer im edelsten Sinne des Wortes, und la Roche hatte bei einem sehr angenehmen Aeußern noch weit angenehmere Gesellschaftstalente. Das Gesellschaftsleben in diesem Kreise war für Wieland von den wohlthätigsten Folgen. Ohne daß er es selbst wußte, wie, wurde er aus seiner ziellosen Schwärmerei und Frömmelei, woraus bald jener schwerfällige Pedantismus der finstern Stubengelehrten, die, ohne selbst Erfahrung und Genuß gehabt zu haben, über Erfahrung und Genuß aberwitzig genug deraisonniren wollen, entstanden seyn würde, herausgerissen; er wurde dem wirklichen, genußreichen Leben wieder gegeben, und dieses legte seinem poetischen Sinn eine bessere, glänzendere Folie unter. Die leichtere Lebensbewegung, welche von jetzt an in ihm selbst war, bemerkt man nun auch in den Schriften, welche in diese neue Entwicklungsperiode fallen. — Eben so wesentlich, und noch mehr wirkte auf die Erweiterung seiner Ansichten der Umstand, daß er die Bibliothek des Graf Stadion benutzen durfte. Dieser war Gesandter am Hofe des Königs von England gewesen, und die neuesten Werke der brittischen und französischen Geister, welche schon früher als die Deutschen der Finsterheit der Jahrhunderte des Mittelalters sich entwunden hatten, waren in des Graf Stadion Büchersammlung zu finden. Shwiftesbury, Hume, Chesterfield und Bolingbroke nahmen Wieland ganz besonders ein, und nun kam noch dazu ein Voltaire mit seiner nie rastenden, schalkhaft-bösen, neckenden Laune! Immer mehr wurden die Ansichten des Dichters erweitert, immer mehr wurde er auf andere, dem Wahren angehörende Gesichtspunkte unbemerkbar hingeleitet. — Seine Liebe zu Sophie la Roche war von Schwärmerei und Ueberspannung

in die Gränzen einer vernünftigen Mäßigung zurück getreten, und es erblühete eine reine Freundschaft, welche Wielands ganzes Leben erwärmte. Nicht unbemerkt können wir hierbei lassen, daß in dem Schloß des Graf Stadion die Liberalität des Tones, Wielanden, der eigentlich hier aus allen seinen Himmeln gefallen war, nach und nach eine rächende, satyrisch-schalkhafte Erbitterung gab.

Bald fand sich auch eine Gelegenheit, welche Wieland den Bonzen- und Pfaffengeist, der zu jener Zeit noch herrschte, in seiner ganzen Unwürdigkeit kennen lehrte. Bei einer Predigervakanz in Biberach kamen vier Kandidaten auf die engere Wahl, und Wieland interessirte sich angelegentlich für einen gewissen Brechter, dem er auch außerdem noch Stimmen zu sammeln sich bemühte. Brechter stand in dem Ruf der Heterodoxie (wenn man eine freiere Aufklärung so nennen will) wurde aber dennoch vom Magistrat und Bürgerausschuß erwählt. Die andern Geistlichen des Orts waren mit dieser Wahl sehr unzufrieden, und einer derselben warb in geistlicher Stille eine böse Gegenparthei, welche in des Bürgermeisters Haus drang und eine andere Wahl begehrte. Der Bürgermeister schlug pflichtgemäß, und die Würde seines Amtes anerkennend, dieses Begehr rund ab, und jener Geistliche bewirkte es nun, daß die Bürger am Tage, wo Brechter zum ersten Mal als eingeführter Prediger auf der Kanzel erscheinen würde, vor der Kirchthür sich zusammen rottirten, um ihn, wenn er käme, nicht hinein zu lassen. Wieland, der Kanzleidirector, hiervon unterrichtet, führte nebst dem regierenden Bürgermeister den neuen Prediger in die Kirche durch die unruhige, aufgehetzte Menge, und der Prediger Brechter blieb in seinem Amt, trotz dem, daß er

immer noch späterhin von der Geistlichkeit befeindet wurde. Dieser Vorfall mit seinen Folgen geistlicher Neckerei und Plackerei, zog Wieland immer noch mehr von seinem frommen Wahn ab, und machte ihn immer mehr den heitern Scherzen des wahren Lebens geneigt. Er gestand es selbst, daß er schon weit früher ein ganz anderer Mensch hätte werden können, wenn die Gebilde der Griechen, das lebenslustige Athen mit seinen feinen Genüssen ihn schon damals für das wirkliche Leben so angesprochen hätten, als jetzt. — Eine angenehme Art scherzhafter Satyre bemächtigte sich jetzt seiner, und in seinen „Abderiten" hat er jene Kabalen um das Pastorat malerisch ausgeschmückt.

„Nadine" erschien jetzt von Wieland und bald auch die kleinen Erzählungen, Diana und Endymion, das Urtheil des Paris, Aurora und Zephalus u. s. w. Man muß gestehen, daß man den frühern Wieland in diesem Geschmack ganz verkennt. Er schien von einem Extrem in das andere zu gehn. Doch ist er bei dem allzu leichtfertigen Ton, welchen alle diese Producte athmen, in der That zu entschuldigen, denn theils ist es eine nothwendige Eigenthümlichkeit großer Köpfe, daß man sie stets auf Extremen findet, theils war der genußreiche Aufenthalt bei Graf Stadion ganz dazu geeignet, daß das leichtfertige Gewand allein liebenswürdig gefunden wurde, und endlich die damaligen Modeschriften, welche Epoche machten, z. B. die kleinen Romane von Voltaire, leider auch seine Pucelle, das Sopha, die Egaremens du coeur et de l'esprit, ferner Diderot, Gresset und die beiden Crebillon, mußten der aufgeregten Lüsternheit der Wielandschen Muse wohl einen Schwung geben, wornach er sich vielleicht etwas zu weit von seinen Vorbildern, den schalkhaften Grazien

Athens, entfernte. Der Geist der Zeit riß ihn fort, und das Jugendleben, welches um so üppiger wucherte, je länger es zurückgehalten war in den schweren Fesseln alter Form, gab ihm Lust und Laune und unermüdlichen Eifer.

Um diese Zeit gab Wieland auch seinen Dom Sylvio von Rosalva, eine Nachahmung des Dom Quixotte des Cervantes, welcher in frühern Jahren, wo das frische Leben durch falschen Trübsinn noch nicht getödtet worden, ihn sehr begeistert gehabt, heraus, und mit welcher starken Lust Wieland jetzt, auch in diesem Werk seiner Phantasie dahin strebte, das alles abzuschütteln, was er zunächst in Bodmers finsterer Schule eingesogen hatte, das beweiset schon der Titel jenes abentheuerlichen Romans, welcher in der ersten Auflage dahin lautet: „der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abentheuer des Dom Sylvio von Rosalva, eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht. Ulm, 1764," — Agathon, in welchem Wieland sein eignes „Ich" in einer griechischen Ideenwelt wieder gab, erschien bald, und so sehr denn auch die Splitterrichter über diesen griechischen Roman herfielen, weil sie in einzelnen Stellen Unziemlichkeiten zu finden glaubten, so ist dieser Agathon doch stets das Lieblingskind Wielands gewesen, und wird auch, trotz dem Urtheil düsterer Köpfe, so wie die letzten Ausgaben ihn geben, den Dichter noch lange überleben. Die seine Meinung ist für den Agathon, und da er in dem classischen Zeitalter Griechenlands spielt, so kann er schon in Deutschland keiner leicht wechselnden Mode unterworfen seyn. — Außer Agathon legte Wieland auch einen besondern Werth auf sein Gedicht: „Musarion" und bemerkte dabei, — Musarion sey zwar ein verkrüppeltes Kind, allein be-

kanntlich würden diese von den Eltern in der Regel am mehresten verzogen. —

Im Jahr 1765 ging Wieland aus seinem hochpoetischen Leben noch etwas mehr in die bürgerliche Prosa zurück, denn er vermählte sich jetzt mit einer Tochter des Kaufmann Hillebrandt zu Augsburg. Wie er zu dieser Verbindung gekommen, das gehört nicht in eine offenkundige Biographie; nur so viel sey gesagt, daß nicht Zufall oder Ueberraschung ihn zu der Gattin führte, sondern reine, edle, jedoch von dem Idealismus des Dichters ganz entfernte Tendenz. Seine Gattin war nicht schön, aber liebenswürdig, nicht eine erkünstelte Gelehrte, aber eine treffliche Hausfrau und die liebevollste, treuste Freundin. Die Wonnemonde der Ehe verlebte Wieland in einem glücklichen Rausch, und nach und nach kam immer mehr Wahrheit des Lebens, oder Andeutungen des wahren Lebens in die Gestaltung seiner Dichtungen.

Späterhin war er, zur Steuer der Wahrheit muß es gesagt seyn, in dieser Ehe mitunter leidenschaftlich, heftig, jedoch blieb er immer in den Gränzen des Anstandes, und achtete und ehrte die Gattin, die Mutter seiner Kinder. Sie selbst hatte, erzogen in den Ansichten damaliger Zeit, eine unbedingte Ergebung für ihn, durchaus keine Selbstständigkeit, jedoch sind dem Biographen keine Beispiele bekannt, wo Wieland, der Gatte, ungeziemend diesen guten Willen der hingebenden Gattin gemißbraucht, und die Würde und den Rang seiner Gattin nicht anerkannt gehabt hätte. — Wie achtungswerth er über sie urtheilt, davon führt ein Biograph Wielands *) folgende Stelle an: „Nein!“ sagte

*) Wieland, geschildert von Gruber. Thl. 1. Seite 228.

Wieland dem besorgten Pfarrer, „ich werde meinen Töchtern weder Idris noch die komischen Erzählungen, so wenig als die dialogos Moreticios des Luzian, oder den goldnen Esel des Apulejus zu lesen geben; aber ich werde sie auch mit Hülfe einer Mutter, deren bloßes Beispiel die beste moralische Erziehung für ihre Töchter ist, so zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts schaden soll, wenn ihnen etwa durch irgend einen Zufall eines der genannten Büchlein in die Hände fallen sollte.“ — Welche Gewalt, die ihm vielleicht unangenehm war, er übrigens in seinem Hauswesen hatte, ist daraus zu entnehmen, daß seine, aus stiller Häuslichkeit dem vielgenannten Mann hingegebene Gattin auch in spätern Jahren noch mit vieler Mühe nur an das vertrauliche „Du“ sich gewöhnen konnte.

Ueber die Natur der Liebe scheint Wieland beständig uneins mit sich selbst gewesen zu seyn. Bald ist er ein reiner Platoniker, bald träumt er von der Verwandtschaft der Herzen, und mehrentheils malt er die feine Sinnlichkeit in einem verführerisch-reitzenden Gewande. Seine Idris und Zenide, Musarion und Nadine sind Beispiele dieser drei verschiedenen Ansichten des Dichters. — Tristram Schandy, der ihm jetzt zu Gesicht kam, und welcher sehr bei ihm ansprach, soll ihm die erste Idee zu dem romantischen Gedicht: „der neue Amadis“ gegeben haben, welches zuerst 1771 erschien, und in welchem er denn freilich seiner schalkhaften Laune, über die verschiednen Gattungen der Liebe sich lustig zu machen, mitunter auf eine etwas mehr als hochkomische Manier Raum gegeben hatte. Er sagte überall in diesen Gedichten zu viele spitze, das schöne Geschlecht betreffende Wahrheiten, als daß er bei diesem Geschlecht hätte sollen Vertheidiger finden können, und

hätte Wieland nicht gerade diesen Gegenstand nach seiner scherzend-ironischen Manier so vielseitig, reich und gefallend behandelt, gewiß würde bald gänzlich der Stab über ihn gebrochen seyn. Für einen philosophischen Dichter erschien er zu locker, für einen satyrischen Dichter zu philosophisch. Seine Muse hatte nun aber einmal diesen Gesichtspunkt genommen, vielleicht weil die Nichterfüllung der ersten, lebhaften Jugendträume einen Stachel, eine Art von kleiner Erbitterung in seinem Herzen zurückgelassen hatte. Frau von Stael, eine von den wenigen Frauen, welche es wagen dürfen, über einen solchen Geist ein Urtheil zu fällen, sagt in dem Tableau de l'Allemagne unter andern über Wieland: „man hat ihm den Vorwurf gemacht, die Liebe mit zu wenigem Ernst behandelt zu haben, und die Deutschen, welche ihre Frauen nach Sitte ihrer Urahnen noch ein wenig verehren, müssen wohl so über ihn urtheilen. Welche Abschweifungen der Phantasie aber Wieland sich auch erlaubt haben möge, so findet man bei ihm das Anerkennen des wahren Gefühls doch immer wieder. Oft hat er die gute oder schlimme Absicht, mit der Liebe ein Lachen erregendes Spiel zu treiben; doch die Wahrheit der Sache und der Ernst der Natur hindern ihn, übermüthig dem Scherz sich zu überlassen. So gleicht er denn dem Propheten, der da seegnet, statt zu fluchen, und Wieland hört mit Zärtlichkeit auf, wenn er mit Ironie anfing.“ Zu diesem Urtheil einer der geistreichsten Frauen neuerer Zeit kann man noch hinzusetzen, daß, weil Wieland selbst keine ganz vorzügliche Originalität in der Erfindung hatte, er seine etwas flach angelegten Gemälde nur durch jene schalkhafte Ironie ausstaffiren konnte, und daß diese Ironie ihm, dem Künstler, Nothwendigkeit und nicht eigenthümliche Laune

war. Am Schluß kehrt er jedesmal zu der Tendenz, zu dem rein aufgegriffenen, poetischen Zweck zurück.

Das Jahrhundert entwand sich erst der alten Schwerfälligkeit, und rang noch mit dem neuen, frischen, kühnen Emporschwingen; ehe das Resultat erfolgen konnte, mußte Ironie nothwendig vorangehn, und Wieland war einer von den Ephoren des Tages, der in dieser Hinsicht den Flug des Zeitgeistes schon jetzt zu bestimmen vermogte. Zu dem allen kam nun noch, daß Horaz schon früherhin nothwendig sein Lieblingsdichter gewesen seyn mußte, und daß er in neuern Zeiten den Luzian, diesen nicht zu umfassenden Schalk, lieb gewann, von dessen „Göttergesprächen" er uns eine treffliche Uebersetzung geliefert hat. — Es ist in der That zu bewundern, wie Wieland, der in seiner Art der Dichtungen keinen Rival, keine Ermunterung, und kaum noch einen harten, kritischen Tadler hatte — seit Lessing schwieg — das leistete, was er seinem Vaterlande gewährt hat, und dazu kam noch, daß er in einem unbeachteten Städtlein Schwabens, fern war von allem Zufluß der Literatur, und von aller unmittelbaren literarischen Verbindung. Vollständig ist auf ihn anzuwenden, was Goethe sagt:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Doch ein Charakter im Geräusch der Welt.

Das Einzige, was ihn bisher mit dem vollen, blühenden menschlichen Leben in Verbindung gesetzt hatte, das Haus des Graf Stadion, wurde ihm aber auch bald verschlossen, und so stand er denn in literarischer Ansicht, Umsicht, Austausch und Bekanntschaft fast isolirt da. Die literarische Bekanntschaft nemlich war für damalige Zeit,

wo man sich noch nicht so sehr hatte beeifern können, Institute zu schneller Förderung des Wissenswürdigsten in Deutschland anzulegen, für einen Wieland in der entfernten Gebirgsstadt tief in Schwaben, allzu kostspielig, aus sich selbst und aus seiner kleinen Privatbibliothek mußte er jetzt das Mehreste schöpfen. Fremde Hülfsquellen waren ihm jetzt nicht aufgethan. Jene Spannung aber mit dem Hause des Graf Stadion war eigentlich eine unserm Wieland aufgedrungene Amtssache. Er war nemlich in seinem Städtlein Kanzleidirector, jedoch hatte der katholische Theil des Senats dagegen protestirt gehabt, und er selbst war sogar mehrere Jahre lang Gegenstand eines Prozesses gewesen. Der Verlust seiner Stelle stand ihm daher immer bevor, wenn er nicht rite ernannt worden. Im Jahr 1764 endlich ging die katholische Parthei einen Vergleich ein, wornach Wieland seine Stelle gesichert wurde, und er nahm mit einem Eifer, wie ein Dichter solchen Eifer affectiren kann, nothgedrungen in seinem Amt der städtischen Angelegenheiten sich an. Die Stadt hatte einen Prozeß mit dem benachbarten Gutsbesitzer, Graf Stadion, und wohl oder übel, mußte Wieland diese engere Verbindung abbrechen. Andere wollen behaupten, daß Wieland wegen seiner allzu satyrischen, mitunter etwas ausschweifenden Laune sich davon habe überzeugen müssen, daß er bei dem Graf Stadion nicht mehr gern gesehn sey, und daß er sich daher allmählig zurück gezogen habe; noch Andere endlich sind der Meinung, Frau von la Roche sey mittelbar, unmittelbar aber ihr Gemahl die Veranlassung gewesen, weshalb Wieland das schöne Schloß des Graf Stadion nicht wieder besuchte. Wir lassen die Sache auf sich beruhen, und heben nur, was Wieland's eigne Meinung hierüber betrifft, zwei Stellen aus seinen

Briefen an Zimmermann *) aus. In dem erstern sagt er: „Frau von la Roche ist nicht mehr hier; sie ist ihrem Gatten und dem Graf Stadion, in dessen Diensten jener ist, nach Böningheim gefolgt. Unser Briefwechsel ist zu Ende, denn ich bin bei dem Herrn Graf in Ungnade gefallen, weil ich als Stadtverordneter meine Pflicht erfüllte. Das ganze Detail dieser Geschichte werde ich Ihnen selbst erzählen. Eigentlich ist das alles eine große Erbärmlichkeit, allein mir ist es von Gewicht, denn es hat mich in Verhältnisse eingeweiht, welche ich noch nicht kannte, et quae nescire malum erat.“ **) In dem zweiten Brief sagt er: „seitdem ich durch einen Anfall von Patriotismus für die Stadt Biberach, mir die Ungnade des Grafen Stadion zugezogen habe, erfahre ich nicht das Mindeste mehr von allem, was mich interessirt, und lebe von der gelehrten und politischen Welt so abgeschieden, als in irgend einer Klause in Tyrol.“

Dieses anziehende Verhältniß mit dem kleinen Hofstaat des Graf Stadion und ihm selbst war nicht wieder anzuknüpfen, denn Graf Stadion starb bald darauf (1768) und Warthausen wurde nach dem Ableben des Grafen, von Menschen anderer Gestalten eingenommen. — Als Wieland in sicherm Besitz der Kanzleidirectorstelle war, fehlte wenig, daß die Musen ihn nicht verloren hätten. Doch ermannte er sich mit seinem rüstigen Eifer, und so schrieb er unter andern an Riedel d. 24sten Aug. 1765, auch diese Stellen, welche wir ausheben,

---

*) Vom 17ten November 1766. und vom 9ten März 1767.

**) Ipsissima verba! — Sume, quod tuum est! —

um ihn selbst von seiner Lebensweise und Lebensansicht reden zu lassen:

„Was meine Kanzlei betrifft, so müssen Sie sich die Sachen eben auch nicht so gar gräßlich vorstellen. Ordentlicherweise habe ich die Nachmittage zu meiner Disposition, und meine Geschäfte gehn mir leicht von der Hand; dafür bin ich aber auch, ohne Ruhm zu melden, einer der expeditirsten Leute im ganzen Schwabenland. Nur ein kleines Tusculanum geht mir noch ab, und bis ich erben werde, wozu vor den nächsten 20 Jahren wenig Hoffnung ist, sehe ich auch keine Möglichkeit, eines zu bekommen. In Ermangelung dessen habe ich ganz nahe an unserer Stadt, aber doch in einem etwas einsamen Orte, ein artiges Gartenhaus gemiethet, wo ich die angenehmste Landaussicht von der Welt habe, und so nahe es meinem Hause in der Stadt ist, doch völlig auf dem Lande bin. Hier bringe ich des Sommers meine meisten müssigen Stunden zu, solus cum sola, aber ganz allein mit den Musen, Frauen, und Grasnymphen, deren ich von Zeit zu Zeit einige im Gesicht habe, welche auch den enthaltsamsten Einsiedler unversucht lassen würden. Hier sehe ich die Knaben baden, keine Nymphen; ich rieche den lieblich erfrischenden Geruch des Heues; ich sehe schneiden und Flachs bereiten; auf der einen Seite erinnert mich aus der Ferne der Kirchhof, wo die Gebeine meiner Voreltern liegen, daß ich leben soll, so lange und so gut ich kann; auf der andern lockt mir ein durch Gebüsche halbverdeckter Galgen fernhin den Wunsch ab: daß ein halb Dutzend Schurken, die ich ganz trotzig tête levée herum gehen sehe, daran hängen mögten. Ich sehe Mühlen, Dörfer, einzelne Höfe; ein langes angenehmes Thal, das sich mit einem zwischen Bäumen hervorra-

genden Dorfe, mit einem schönen, schneeweißen Kirchthurm endet, und über demselben eine Reihe ferner, blauer Berge, aus denen im Abendstral Horn, ein uraltes, seit kurzem von den jetzigen Besitzern neu aufgebautes Schlößchen heraus glänzt. Das alles macht eine Aussicht, über die ich alles, was mir unangenehm seyn kann, vergesse, und mit diesem Prospect vor mir sitze ich an einem kleinen Tische, und — reime."

Wielands Name hatte bereits allgemeinen Ruf; der Mann war schon eine Zierde der deutschen Literatur geworden. Er selbst gefiel sich in Biberach in seiner Lage, in seinem öffentlichen Geschäft nicht mehr; ein Ruf nach Erfurt kam ihm daher sehr gelegen. Der damalige Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, Herr des Stiftes Erfurt, wünschte die dortige Universität, welche sehr krank darnieder lag, wieder neu zu beleben, und dazu gehörte denn vorzüglich, daß er Männer von bedeutendem Namen hinzog. Wieland selbst sagt hierüber in einem Brief an Salomo Geßner vom 17ten September 1769:

„Nein, liebenswürdigster meiner Freunde, glauben Sie nicht, daß es möglich sey, jemals von mir vergessen zu werden. Im Gegentheil wünsche und hoffe ich, daß die mir bevorstehende Veränderung ein neuer Beweggrund werden möge, unsere alte Freundschaft von neuem zu beleben und wirksamer zu machen, als sie seit geraumer Zeit aus zufälligen Ursachen gewesen ist. Was für eine Veränderung? werden Sie sagen. — Eine sehr große in Absicht meiner gegenwärtigen Situation, und, wie ich hoffe, eine glückliche. Ich habe von dem Kurfürsten zu Mainz (c'est à dire von demjenigen, aus dessen Augen er sieht, von dem jetzigen Großhofmeister Freiherr von Großschlag, einem Mann, auf den sich

das Prädicat Arbiter elegantiarum so vollkommen schickt, als es seit dem alten Petronius auf irgend jemand sich geschickt hat) einen Ruf als Regierungsrath und Professor Primarius der Philosophie auf der Universität zu Erfurt, mit 600 Rthlr. Gehalt, bekommen, und alle Umstände und Bedingungen sind so beschaffen, daß ich so viel als entschlossen bin, diesen Ruf anzunehmen. Man hat mir zu erkennen gegeben, daß man mich nur meines Namens willen haben wolle, und daß man zufrieden sey, wenn ich komme, sollte ich auch gleich nichts anders thun, als da seyn und machen, was mir selbst gefalle. — Sie sehen, mein Theuerster, mit einem Blick alle Agrémens und desagrémens dieser Verpflanzung; vermuthlich werden Sie mit mir der Meinung seyn, daß die ersten, in Vergleichung wenigstens mit dem sclavenmäßigen Amte, das ich unter diesen Kamtschadalen von Biberach schleppe, die letzten weit übersteigen. Ich werde also, so Gott will, gehen, und nun stellen Sie sich die Figur vor, die ich unter diesen neumodischen, süßen, philosophischen und literarischen Kleinmeistern, womit die Baumgartensche, Meyerische und Klotzische Schule Sachsen angefüllt hat, machen werde. Ich verspreche Ihnen, mich so ganz leidentlich aus der Sache zu ziehen, und vielleicht, ohne große Bewegungen und viele Maschinen dazu zu gebrauchen, den Sachen eine andere Gestalt zu geben, als sie dermalen haben.“

Wieland schied nun, Anfangs October 1769, von seinem alten Vater und von seiner Mutter, einem patriarchalischen Paar, er schied von seinen bisherigen Amtsverrichtungen, von seiner Vaterstadt, um auf der Universität, wo er vor zwanzig Jahren gelernt hatte, jetzt zu lehren. Aber wie fand er diese Universität! Sie hatte nur 25 Studierende, welche nach und nach

auf 50 sich mehrten, und Wieland hielt zwar sogleich öffentliche Vorlesungen, allein schon in einem Brief vom 8ten October 1769 beklagt er sich gegen Salomo Geßner dahin:

„Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit! Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute! Bona verba quaeso! Was für ein Thaumaturge *) müßte ich seyn. Das wäre alles, was eine Kolonie von Lavater, die zu uns käme, zu unternehmen wagen mögte. — Leute, welche Glauben haben, um Berge zu versetzen! — —“

Man muß die Befeindungen der Lehrer auf Universitäten unter einander kennen, um sich davon zu überzeugen, daß Wieland als neuer Ankömmling bei den alten Professoren einen harten Stand, und manchen Verdruß haben mußte. Diese alten Perúquen wollten sich aus ihrem Besitzstande nicht heraus treiben lassen, und kabalisirten etwas ungezogen, zumal die Sectirerei zwischen Katholiken und Protestanten, in welcher Hinsicht der für seine Zeit und seine frühere Erziehung sehr aufgeklärte Kurfürst Joseph Emmerich gar keinen Unterschied machte, von Seiten der Facultäten hinzukam. Der genaueste und richtigste Biograph Wielands **) sagt hierüber:

---

*) Wunderbarer Lehrer — Lehrer des Wunderbaren.

**) Gruber. Thl. 2. Seite 6.

— Am ärgſten verfolgten ihn die Theologen, und Wieland ſollte für ſeine Perſon bald die Erfahrung machen, daß man im Lande der Puffbohnen nicht ungeſtraft ein Grieche ſey. Ein Prieſter rief von der Kanzel ſeinen Zuhörern zu: „Geliebte! Laßt uns den Kelch des Leidens trinken, indeß andere mit Wein und Roſen und Grazien und Liebesgöttern ihre Lebenszeit verſcherzen.“ Schlimmer noch als ihm erging es jedoch Bahrdten, der hier, in ſeine nachher ſo verrufene Ketzerei hinein gehetzt, den Grund zu ſeiner Feindſchaft gegen die poſitive Theologie legte. —

Unter ſolchen Umſtänden zog ſich Wieland ganz in ſtille Häuslichkeit zurück, zumal das erſte Haus der Stadt, wo man noch hätte ſeinen Weltton finden können, ſich durch eine, ſein Gefühl beleidigende Frivolität auszeichnete, und die übrigen Familienhäuſer Erfurts waren einem Wieland allzu proſaiſch, als daß ſie ihm hätten anſprechen, oder in eine nähere Beziehung bringen mögen.

Er erfreute ſich jetzt an dem Aufwuchs ſeiner Kinder, und er war ein ſehr zärtlicher Familienvater, ſchon jetzt, wo das Leben in üppiger Fülle ihm doch noch blühte. In dem engen Kreiſe der Seinigen erholte er ſich von den Ermüdungen und Langweiligkeiten des Tages. — Auf Erweiterung ſeiner Ideen und Anſichten hatte übrigens hier Bahrdt, der eine Säule deutſcher Wiſſenſchaft geworden ſeyn würde, wenn er nicht zu früh auf Abwege gerathen wär, und ein Geſchwür angegriffen hätte, welches damals noch nicht reif war, bedeutenden Einfluß. Immer mehr entwand ſich Wieland einem Pedantismus, der durch die Bodmerſche Schule bei ihm bald Character geworden ſeyn würde, und es iſt zu beklagen, daß ſeine Genialität nicht früher ſich

entwickeln konnte. Das Streben, den Urstoff auszubilden, verließ Wieland nie, auch in den spätesten Jahren nicht.

Um jene Zeit schrieb er den Diogenes von Sinope (Σοκρατης μαινομενος) und in diesem spricht er sich selbst, die Wechselfolge seiner Ansichten deutlich aus. In gleiche Zeit fällt auch sein „Kombabus", ein Gedicht, welches zwar mit sehr reitzender Laune behandelt ist, doch bleibt Stoff und Tendenz so geeignet, daß dieser „Kombabus," so viel Aufsehn er auch erregt haben mag, eigentlich kein Gegenstand poetischer Behandlung seyn konnte und durfte. — Durch einige Schriften warf er sich in dieser Zeit in das Fach der sogenannten politischen Philosophie; der Erfolg entsprach aber seinen Erwartungen nicht, denn Wieland war zu wenig Weltmann, zu wenig weltkundig, als daß er in dieser Sphäre hätte sein Glück machen können. —

Für die Förderung deutscher Literatur war er indeß eifrig besorgt, und seine Blicke waren ungewiß zwischen Berlin und Wien. König Friedrich II. von Preußen war zu anerkannt Beschützer der französischen Sprache und Manier, als daß von dieser Seite, obschon man ihn den philosophischen König nennen durfte, für die deutsche Literatur etwas zu erwarten gewesen wär. Der König selbst war zwar Schriftsteller, er war Dichter, Philosoph und Historiograph, jedoch stets in französischer Sprache, und seine Umgebungen in wissenschaftlicher Hinsicht, ein Marquis d'Argens, zu Zeiten auch ein Voltaire und mehrere, hatten keine Lust dazu, diesen großen König, diesen Dichter und Philosophen unter den Königen, für die deutsche Sprache einzunehmen. — Wieland wandte daher sein Auge auf Wien, wo Kaiser Joseph II. bei mehrerer Ruhe und bei mehr gesichertem

europäischen Gleichgewicht für die Festhaltung deutscher Wissenschaft und Literatur ohnfehlbar ein Mehreres gethan haben würde, als er jetzt zu thun vermogte. Die Errettung Wieland's aus dieser, ihm peinlichen Lage, kam indeß von einer Seite her, wo er keine Aegide für den neuen Aufschwung deutscher Wissenschaft gesucht hatte, so wie denn gewöhnlich dem Menschen das Große, ihn Bestimmende überraschend-schnell vom Himmel gewandt ihm zufällt.

Anna Amalia, Schwester des regierenden Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, vermählt gewesen mit Ernst August Constantin, regierendem Herzog von Sachsen-Weimar, verwittwet seit dem 28sten May 1758, war die Vormünderin ihres Sohnes, des minderjährigen Herzogs Karl August, und galt mit vollem Recht für eine der geistreichsten, damals waltenden Frauen. Die Erziehung des jungen Herzogs zu vollenden, sah sie sich nach einem vielbewanderten Mann um, und auf Empfehlung des Freiherrn von Dalberg wurde Wieland, der Verfasser des „Agathon" und des „goldnen Spiegels" nach Weimar berufen. Er nahm diesen Ruf an, und schrieb darüber unter dem 11ten August 1772 an Riedel nach Wien: „Ich habe bereits meine Entlassung. *) Ich bekomme, so lange ich die Ehre habe, Instructor des Erbprinzen zu seyn, 1000 Rthlr. Appointement, und finito hoc curriculo, i. e. vom 3ten September 1775 **) an, jährlich usque ad

*) Nemlich aus Kurmainzischen Diensten auf der Universität zu Erfurt.

**) Mit dem 3ten September 1775 war Karl August, geboren den

diem obitus 600 Rthlr. Pension cum libera, zu leben, wo ich will. Sie sehen, daß ich mich eher verbessert als verschlimmert habe. Von Mainz bin ich sehr ungern aber doch sehr edel entlassen worden. ꝛc.“

Im October 1772 ging Wieland mit dem Charakter eines Sachs-Weimarschen Hofraths nach Weimar ab, um seine Stelle zu übernehmen. Alle Verhältnisse, in welche er jetzt kam, waren ihm, der an den Geschichten der laufenden Zeit so wenigen Theil nahm, bisher fremd gewesen. Wie angenehm aber wurde ihm der Aufenthalt an einem Hofe, wo die Herzogin-Mutter in stiller Bescheidenheit, ohne eitlen Prunk, aus Neigung und Kunde dahin strebte, aus Weimar ein deutsches Athen zu bilden! Wie wurden Wielands Ansichten erweitert, veredelt, hier, wo er in seinem wahren Seyn, in dem wieder auflebenden Griechenland sich zu finden glaubte! — Nie aber wurde er, auch hier am Hofe nicht, höfischer Schmeichler. Er haßte, wie jeder große Dichter, die Gelegenheitsgedichte, und seine „Wahl des Herkules“ und „Alceste,“ welche in diese Zeit fallen, sind mit der Größe des Stoffs zu entschuldigen. — Die Singespiele und Operndichtungen, welche er um diese Zeit dem Publikum übergab, können, so viel auch Wielands Schmeichler darüber sagen mögen,

---

3ten September 1757. majorenn, indem nach dem deutschen Staatsrecht die Prinzen mit dem erreichten 18ten Jahr majorenn werden. Französische Prinzen werden es schon nach erreichtem 14ten Jahr, und orientalische Fürsten sind schon mit dem 11ten Jahr selbstständig.

nur als Arbeiten, welche man unter die Kathegorie von „Gefälligkeitssachen“ bringen kann, betrachtet werden.

Von seinen vielen, herrlichen Schriften hatte Wieland bisher wenigen Nutzen gezogen. Er selbst unkundig, in die Gewalt kundiger Buchhändler gegeben, indem der freie Kopf auch frei sich anvertraut, war mitunter unwürdig benutzt worden, und sah jetzt es wohl ein, daß er diesem unwürdigen Druck der Förderung der Literatur sich entziehn müsse. — Im Hintergrunde sicher durch sein Jahrgeld, versuchte er es daher, den „deutschen Merkur“ auf eigne Rechnung anzufangen und herauszugeben. — Allein so etwas konnten die Buchhändler nicht ertragen, und die ersten beiden Bände dieser Zeitschrift wurden zwar nachgedruckt, entsprachen aber sehr natürlich in pecuniärer Hinsicht den Erwartungen nicht, welche der in merkantilische Ansichten und Verhältnisse uneingeweihte Wieland damals genommen hatte. Indeß Wieland war hier der Lapith, welcher gegen die Centhauern kämpfte, und daß er siegen mußte, wenn er Beharrlichkeit hatte, wie er sie hatte, daran war gar nicht zu zweifeln; die große Wahrheit siegt zuletzt immer! Sein Merkur ging als eignes Institut mit glücklichem Erfolg lange Jahre hindurch fort.

Eine neue Schule der Aesthetik, wie es deren zu jeder Zeit giebt, hatte sich damals gegen Wieland verschworen, und an der Spitze dieser Parthei stand erst als Emblem, dann selbsthandelnd, der ehrwürdige Klopstock, der stets ein Idol für Wieland gewesen war. — Klopstock kann es nicht lassen, auf Wieland loszuziehn, indem er parodirend von ihm sagt: *) „Es war ein-

*) Deutsche Gelehrten-Republik. Seite 165.

mal ein Mann, der viele ausländiſche Schriften las, und ſelbſt Bücher ſchrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Roſſen, bald auf ihren Roſſinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele ſeiner gutherzigen und unbeleſenen Landsleute hielten ihn für einen Wundermann. Doch etlichen entging es nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zuſammen hinge; aber überall kamen ſie ihm gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten ſie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberſtall der Ausländer zu gehen.“

Dieſe etwas ſehr beißenden Worte des Ephoren Klopſtock beleidigten Wieland denn doch ſehr, zumal, da er bei der Eigenthümlichkeit, welche er zu haben glaubte, dieſen bittern Scherz nicht verdiente, und er nahm Gelegenheit, in dem verbannten Amor gegen jene Bardenparthei zu ſagen:

Die Muſen krähen uns in fremden, rauhen Tönen
Kamtſchatkiſche Geſänge vor,
Entſagen, um neu zu ſeyn, dem Schönen,
Betäuben den Verſtand und martern unſer Ohr.
Es hieß ſogar (wir wollen Beſſeres hoffen!)
Sie hätten einſt, in dickem Gerſtenſaft
Mit Wodans wilder Brüderſchaft
Aus Menſchenſchädeln ſich beſoffen.

Der Kritiker mag dieſe Art der Rache tadeln, der Biograph mußte, vielleicht ungern, hiervon Erwähnung thun. Ueberhaupt war zu jener Zeit, als die deutſche Literatur noch keine gewiſſe Selbſtſtändigkeit hatte, und als ſie noch zwiſchen franzöſiſchen, engliſchen und Muſtern des Alterthums ſchwankte, ohne einer vorherrſchen-

den, entscheidenden Originalität sich bis dahin erfreun zu können, die Welt der deutschen Gelehrten in viele Partheien zerrissen, welche oft mit sehr schwerem Spott gegen einander zu Felde zogen. Wieland hatte schon oftmals laut erklärt, daß er keine Parthei ergreifen, zu keiner der gelehrten Factionen sich schlagen würde, und diese Erklärung war auch dem Werth Wielands angemessen, denn nicht allein daß das Genie — (Originalität in der Erfindung) alles Nachahmen haßt, seinen eignen Weg geht, und nach der Theorie sich erst umsieht, wenn das Produkt schon vollendet ist, so war er auch zu fein fühlend, er war ein zu geschmackvoller Dichter, als daß er an gelehrtem Krämerzwist hätte lebhaften Antheil nehmen mögen. —

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, mußte es aber geschehen, daß alle gelehrte Partheien, und zwar mitunter sehr schonungslos, über ihn her fielen. — Wieland erklärt zwar, daß ihm dergleichen Urtheile des Partheigeistes über ihn gleichgültig wären, *) und er konnte

---

*) Er sagt im Merkur, Bnd. I. S. 284.: „Herr Nicolai ist nie mein Freund gewesen; in seiner Bibliothek bin ich fast immer schief angeklagt, oft muthwillig mißhandelt, und nicht ein einziges Mal durchaus unpartheiisch beurtheilt worden. Ich habe mich nie was darum bekümmert.“ — Ueber die Recension des Agathon sagt er: „diese Leute können weder loben noch tadeln; sie lesen so flüchtig, sie urtheilen so rasch, sie bekümmern sich so wenig um den wahren Geist eines Werkes. Die Recension des Agathon ist eine Probe davon, die so viel als tausend gilt. Ein armer, magerer Geschichtsauszug mit eingemischtem albernen Lob und schülerhaftem Tadel. Das soll eine philosophi-

auch ruhig darüber seyn, denn sein Ruf war schon längst glänzend festgestellt; allein diese Disharmonie machte ihm doch manche trübe Stunde, und gab ihm Perioden der bittern Laune — wovon er nicht frei war. — Diese bittere Laune veranlaßte ihn mitunter zu harten Ausfällen, die er späterhin, bei ruhigerer Stimmung, gern wieder zurückgenommen hätte. — So kam er denn auch mit dem rasch emporblühenden Göthe und mit Herder, welche an der Spitze der sogenannten Frankfurter Parthei standen, in literarische Fehde, und als Herausgeber des deutschen Merkur konnte er es nicht vermeiden, in kritische Zwistigkeiten zu gerathen. Alle jene Fehden der emporblühenden neuen Lichter an Deutschlands literarischem Himmel waren aber von den wohlthätigsten Folgen, denn es entstand dadurch eine Reibung der Nebelwolken, nach deren Niederschlag die Sonne der Wahrheit um so heller und schneller durchbrechen konnte.

Die beiden Prinzen von Weimar machten eine Reise nach Frankreich, und der junge Herzog, durch einen Federkrieg mit der Frankfurter Parthei, worin dem guten Wieland zuletzt arg mitgespielt war, noch mehr aufmerksam geworden auf Goethe, lernte diesen und seine Verhältnisse auf der Durchreise durch Frankfurt näher kennen. Kaum hatte der Herzog im Jahr 1775 die Regierung selbst angetreten, so suchte er Göthe für Weimar zu gewinnen. Es konnte nicht fehlen, daß Göthe diesen ehrenvollen Ruf nicht hätte annehmen

---

sche Beurtheilung eines Werkes seyn, von welchem der Recensent selbst gesteht, daß es ein Phänomen und ein wichtiges Buch sey. —

sollen, und als in demselben Jahr noch durch Goethe's Vermittlung auch Herder seinen Platz in Weimar fand, so richtete nunmehr ganz Deutschland sein Augenmerk auf diesen Ort, welcher der Hauptsitz der Grazien und Musen werden sollte. — Wieland, der literarischen Spannung wegen, welche unter ihnen obwaltete, schien anfänglich mit dem Erscheinen Goethe's und Herders an der Ilm nicht zufrieden zu seyn; doch, fein gebildete Männer, Männer, die nach Wahrheit streben, gleichen sich bald aus, wenn auch die Meinungen verschieden wären!

Die verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar, Anna Amalia, war es vorzüglich, welche die streitenden Partheien zu vereinen wußte, und ihr Landsitz, Triefurth, konnte mit vollem Recht ein Sitz der Musen genannt werden, denn diese spielten hier ihr unschuldig, loses, freies, schalkhaftes Spiel. Wieland nahm nicht geringen Antheil an diesen Belustigungen im Geschmack der Zeit der Hellenen. Sein „Oberon" fand hier das vollendete Gedeihen, und wenn auch, wie Wieland selbst bekennt, die Historie entlehnt war, so ist die Zusammensetzung doch herausgesucht, und also ganz sein Eigenthum. Dazu kommt bei der Zusammenstellung ein sehr gelungener Versbau, so daß dieses Produkt mit Recht für eines von Wieland's Meisterwerken gehalten werden darf, welches noch Jahrhunderte hindurch eine Zierde der deutschen Literatur seyn wird. Der Beifall des Publici — denn vox populi, vox Dei! — brachte das Gekreisch eigensüchtiger Feinde in den Hintergrund, und die Zeloten fremder Schulen versuchten umsonst, dem selbstständigen Wieland den mühsam erworbenen Ruhm beseinden und antasten zu wollen.

Durch eine der bewährtesten Verlagshandlungen,

nemlich durch Göschen in Leipzig, gab Wieland, dem Greisenalter nahe, späterhin seine gesammelten Werke heraus, und gewann hier eine, wenn auch nicht überreiche, doch ihn genügende Entschädigung für seine vieljährigen Arbeiten und Anstrengungen. Zwei Jahre brachte er darauf zu, seine Werke genau durchzusehen und auszufeilen, und bei dieser Arbeit war Wieland für sich selbst ein so strenger Censor, daß er mehrere seiner Geistesprodukte, selbst Gedichte, ganz in der Form und im Versmaaß änderte. Erwähnung gebührt aber auch des Verlegers, der so vieles darauf verwendete, Wielands Werke prachtvoll der Nachwelt übergeben zu wollen.

Mit der reinen, schönen Ueberzeugung, gut und rechtschaffen gelebt zu haben, zog sich Wieland im Jahr 1798 aus dem geräuschvollen Leben der Stadt auf das Land zurück. Er sagt, als das Greisenalter ihm nahete, unverholen von sich selbst in einem vertrauten Briefe an Gleim: „ich darf so stark beleuchtet werden, als Sie wollen. Ich darf in mein vergangenes Leben zurückschauen. Ich bin ein Mensch gewesen, aber ein guter Mensch, und ich habe noch nie das Herz eines vernünftigen und edlen Menschen dadurch verloren, daß er mich genau kennen gelernt hat.“ Dringend wurde ihm der Wunsch, sich zurückzuziehen, weil ihn Gelehrte und Ungelehrte aller Art mit ihren Besuchen bedrängten. Wieland aber war gar nicht der Mann, welcher in der Eitelkeit und in den Merkmalen der Verehrung eine Entschädigung für das Langweilige, solche Besuche annehmen zu müssen, hätte finden können. Außerdem aber wurde seine Sehnsucht nach dem Lande immer größer, je näher der Herbst seines Lebens ihm heran schlich. — Eine Reise machte er noch den Rhein entlang, nach

der Schweitz; die schönen Erinnerungen seiner Jugend, voll der herrlichsten Gebilde, kehrten ihm hier zurück, und überall wurde er auf dieser Reise mit einer Achtung und Liebe empfangen, welche der hochverdiente Mitarbeiter für deutsche Wissenschaft allerdings verdiente. Ein Biograph von ihm erzählt, daß diese Reise einem Triumphzug geglichen habe.

Wieland hatte bei einem sehr mäßigen Leben, und bei seinem literarischen Fleiß sich in seinen spätern Jahren an dem lange ersehnten Ziel seiner Wünsche gesehen, nemlich auf dem Lande ein Eigenthum zu gewinnen, und auf der eignen Hufe mit philosophischer Ruhe leben zu können. In Osmannstädt, ohnfern Weimar, kaufte er sich ein Landgut, baute es nicht üppig, aber geschmackvoll aus, und zog hieher mit seiner Familie. Diese Familie war unterdeß sehr zahlreich geworden. Von vierzehn Kindern, welche ihm seine Gattin geboren hatte, waren ihm neune übrig geblieben, und Wieland mußte den Schmerz erleiden, daß zwei seiner Töchter, wenige Jahre nach ihrer Verheirathung, Wittwen wurden. Mit Freuden nahm er die Töchter sammt deren kleinen Kindern in seinem Hause wieder auf, und er fühlte sich glücklicher und froher, je mehr die muntere Jugend seiner Kinder und Kindeskinder ihn umspielte. Der Familienvater Wieland war eben so ruhmwürdig, als der Dichter Wieland es war, und in seinem Osmannstädt ruhte er aus von den Ermüdungen eines sehr geschäftreichen Lebens. Außer vielen Personen des ersten Ranges besuchte auch die herzogliche Familie in seiner Zurückgezogenheit ihn häufig, und wer Wieland in diesem Tusculanum, wonach er seit so langen Jahren sich gesehnt hatte, sah, der mußte ihn beneiden.

Wie glücklich er in seiner Ehe lebte, davon nur

eine Stelle aus seinen Briefen: „meine Frau ist ein Muster jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frei von jedem Fehler ihres Geschlechts, mit einem Kopf ohne Vorurtheile und mit einem moralischen Character, der einer Heiligen Ehre machen würde. Die zwei und zwanzig Jahre, die ich nun mit ihr lebe, sind vorbeigekommen, ohne daß ich nur ein einziges Mal gewünscht hätte, nicht verheirathet zu seyn; im Gegentheil ist sie und ihre Existenz so mit der meinigen verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt seyn kann, ohne etwas, dem Schweitzer-Heimweh Aehnliches, zu erfahren.“ Wie sehr der elegante Dichter aber auch Vater war, beweiset unter vielem andern eine naive Stelle aus einem seiner Briefe a1 Sophie la Roche, wo er sagt: „meine süßesten Augenblicke sind, wenn ich das ganze Häufchen der kleinen krablichten Mitteldinge von Aeffchen und Engelchen um mich herum habe.“ — Sehr aufrichtig schreibt er unter andern auch an Gleim, dem er sich sehr vertraute, und welcher, besonders nicht productiv, doch als ein großer Förderer der Literatur zu betrachten ist: „In allen meinen Liebesavantüren war viel Illusion, und reine Glückseligkeit kenne ich erst seit dem 21sten October 1765, als der Epoche meiner Verheirathung.“ — In der Mitte des Jahres 1799 hatte Wieland noch einen sehr freudigen Genuß, als die Geliebte seiner Jugend, die Freundin seiner Mannesjahre, Sophie la Roche, ihn in Osmannstädt auf einige Zeit besuchte. Einen Patriarchen fühlte er sich, und verdiente, es zu seyn.

Doch, welcher Mensch may sich auf Rosen betten wollen! Nicht allein, daß Wieland, ganz ohne Hader erregen zu wollen — denn davon war er, der Friedliebende, allzu fern! — mit seinen nächsten Freunden in eine literarische Fehde gerieth; so erlebte der feinfühlen-

de Mann auch noch häuslichen Jammer. Schon im Jahr 1800 war bei ihm Sophie Brentano, eine Enkelin der la Roche, ein Kind, welches er wie sein eigenes liebte, gestorben, und jetzt schied ihm auch seine Gattin aus dem irdischen Leben. In tiefem Schmerz schreibt er darüber: „Der Engel, mit dem ich 35 Jahr lang so glücklich gelebt, hat mich am 9ten November (1801) verlassen.“ —

Wie herzlich Wieland seine Frau geliebt habe, geht aus einem Briefe an Böttiger (d. 12ten Februar 1803) hervor. Er sagt hierin: „Ich habe seit dem Tode meiner Frau alle Lebensluft verloren, und der Glanz, den sonst die Sachen für mich hatten, ist auf immer verschwunden. Ich suche mich absichtlich zu zerstreuen, und über diesen, besonders bei jedem Einschlafen und Erwachen mich ergreifenden Verlust so gut zu betäuben, als es möglich ist. Ich habe nie in meinem Leben etwas so geliebt, als meine Frau. Wenn ich nur wußte, sie sey neben mir im Zimmer, oder wenn sie nur zuweilen in mein Zimmer trat, ein paar Worte mit mir sprach und dann wieder ging, so war's genug. Mein Schutzengel, der alles Widerwärtige von mir abhielt und auf sich nahm, war da! Seit sie todt ist, bilde ich mir ein, daß mir keine Arbeit mehr recht gelingen will. Freilich hätte ich mir kaum vorgestellt, daß sie nach ihrem schwächlichen Körperbau 35 Jahre mit mir leben, und mir durch ihre anspruchslose Treue und Pflege das Bittersüße des Lebens mit Blumen bestreuen würde. Aber da fällt mir immer der Philemon in der Fabel auf's Herz. Warum konnten wir nicht an einem Tage sterben?!“ —

Es ging dem guten Wieland in Osmannstädt, wie es gewöhnlich dem Gelehrten geht, der in der Landwirth-

schaft sein Glück versuchen will. Die Jahre waren schlecht, der Kaufpreis war zu hoch gewesen, und von Tage zu Tage überzeugte sich Wieland davon, daß die längere Beibehaltung dieses Gutes ihn erschöpfen würde. So mußte er denn auch in späten Jahren den Lieblingswunsch, welchen er ein ganzes Leben hindurch genährt hatte, nemlich im Greisenalter auf einem Tusculanum von den Anstrengungen eines sehr emsigen Lebens ausruhen zu wollen, aufgeben, und er verkaufte sein Gut zu dem bestmöglichsten Preise. Im April 1803 trennte er sich mit schwer verhaltener Rührung von diesem glücklichen Asyl seines Idillenlebens. Von jedem Baum, von jedem Strauch, in dem neu angelegten Garten, nahm er jetzt, wo eben der Frühling mit seiner einladenden stillen Pracht heranzog, wehmüthig Abschied; schwerer aber noch wurde es ihm, von den Leichenhügeln seiner Lieben sich trennen zu müssen!

Der hochbejahrte Dichter kehrte nach Weimar zurück, und wurde am Hofe und in der Stadt mit allgemeiner Achtung und Liebe empfangen. Die Herzogin Mutter, Anna Amalia, zog ihn in den auserwählten engern Kreis ihres Umganges; die Sommermonde brachte er mitunter auf ihrem paradiesischen Landsitz Tiefurt zu, und also ehrte der Hof den „Vater Wieland," wie man ihn nannte, daß er im Theater in der herzoglichen Loge seinen Platz hatte. Dieses angenehme Stillleben Wieland's wurde jetzt ihm nur dadurch gestört, als sein vielbewährter Freund Herder hinüber ging, und als Schillers hoher, kühner Genius zu den Sternen sich emporschwang. So lange Wieland lebte, blieben die irdischen Gestalten dieser großen Geister ihm immer vor Augen, und er sehnte sich still darnach, mit ihnen wie-

der vereint zu seyn in den Räumen des ewigen Lichts.

So lebte Wieland in der Ruhe seines Abends fort, bis die Schlacht von Jena (den 14ten October 1806) in der Nähe von Weimar auch ihn stören mußte. In Weimar selbst stritten sich die flüchtigen Preußen noch mit den verfolgenden Franzosen, und der siegestrunkene Feind verschonte die Stadt der Musen um so weniger, da der regierende Herzog von Weimar nicht allein ein Kontingent zu der preußischen Armee gestellt hatte, sondern auch selbst in dieser Armee ein Generalcommando führte. Wielands Haus aber wurde trotz der großen Verwirrung bald von dem Feinde aufgefunden und geschützt; ein Oberbefehlshaber ließ vor das Haus des deutschen Voltaire, — wie man in Frankreich Wieland nennt — Sauve-Garde stellen, und am folgenden Morgen besuchte den Patriarchen unter den Dichtern unvermuthet der französische Marschall Ney. Wieland offerirte dem Marschall seinen eigenen Stuhl, den einzigen, welchen er noch im Zimmer hatte; Ney aber drückte den ehrwürdigen Greis sanft auf denselben zurück, und sagte ihm, daß er recht gut wisse, an wem die Reihe des Stehens jetzo sey! —

In diesem Winter erlitt Wieland noch einen der schmerzhaftesten Verluste. Die große Beschützerin der Wissenschaft und Kunst, die Herzogin Mutter, Anna Amalia, starb, und die Erinnerung an den Verlust dieser hohen Gönnerin, dieser würdigen Kennerin, in deren Kreise Vater Wieland so viele frohe Tage eines milden Herbstes verlebt hatte, war ihm, so lange Erinnerung ihm blieb, stets trauererweckend.

Die Erinnerung an die vielen theuren Hingeschiedenen, von denen keiner sich dem Verlassenen durch eine

leise Ahndung wieder andeutete, brachte Wieland immer mehr auf den Gedanken, seinen Glauben an eine Zukunft festzustellen; in klarem Licht wollte er sehn, was er zu erwarten habe, wenn sein Körper der Erdscholle den Staub wieder gäbe. Darum schrieb er noch jetzt, im hohen Alter, seine Euthanasia, wo er freilich bei den Orthodoxen und Frömmlern mitunter sehr anstoßt, so daß sie ihn auch einen Heiden, einen Sadduzäer, einen Gottesleugner nannten. Hebt man nun auch einige Stellen aus, z. B. wo er sagt, — es möge vielleicht besser gewesen seyn, wenn die Menschen nichts anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sey — so sollte man allerdings Wieland für einen sehr unglücklichen Gottesleugner halten müssen; sein schönes, vertrauendes Leben in den letzten Jahren war aber Beweis dafür, daß er tief im Herzen einen reinen, schönen Glauben hatte. —

Der Herzog von Sachsen-Weimar überließ dem ehrwürdigen Veteran die Wahl unter drei Lustschlössern, auf welchen er die Sommermonde zubringen möge; Wieland wählte Belwedere, wo er in stiller Eingezogenheit sich sehr glücklich fühlte und in der Natur, die von Jugend auf seine Freundin gewesen war, mit gleich lebendigem Antheil sich erging.

Zu Anfang Octobers 1808 war der in der Geschichte der Zeit nur zu bekannte große Kongreß in Erfurt. Die hohen Häupter kehrten auch in Weimar am 6ten October ein. Wieland, welcher diesen Festlichkeiten beiwohnen zu wollen, abgelehnt hatte, begab sich doch am Abend nach Weimar, als er gehört hatte, daß das französische Hoftheater dort sey, und unter den Schauspielern Talma dort aufträte. Der Tod des Cäsar, von

Voltaire behandelt, wurde gegeben. Einem solchen Reiz konnte er nicht widerstehen, und Napoleon hatte den alten Griechenkopf mit dem schwarzen Käppchen wohl bemerkt, sich nach ihn erkundigt, und fragte nachher auf dem Hofball wieder nach Wieland. — Jetzt mußte nun Wieland wohl erscheinen, und gegen 11 Uhr Abends trat er, mit seinem schwarzen Käppchen auf dem Kopf, und seinen Kamaschen an den lebensmüden Füßen, in den glänzenden Fürstensaal.

„Kaum war ich — schreibt er — etliche Minuten da gewesen, so kam Napoleon von einer andern Seite des Saals auf mich zu; die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf in das Auge faßte. *) Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und wegzuhaben, in einem höhern Grad besessen, als Napoleon. Er sah, daß ich meiner leidigen Celebrität zu Trotz, ein schlichter, anspruchsloser alter Mann war, und da er (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher seyn konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchslosern Menschensohn gesehn. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu seyn sich bewußt war. Er unterhielt

*) Wir glauben, daß die Bemerkungen eines Wieland über Napoleon jedem willkommen seyn müssen, und darum mag er selbst in dem ganzen Detail hier weiter reden.

sich mit mir, wie ein alter Bekannter von seines Gleichen, und (was noch keinem andern meines Gleichen wiederfahren war) an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu großem Erstaunen aller Anwesenden. — Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Sne. Majestät, mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. „Allez donc — sagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez, bon soir!“ — Sehr naiv äußert sich Wieland in einer andern Stelle über den Kaiser Napoleon dahin: „ungeachtet der Mann ungemein freundlich und verbindlich gegen mich war, so kam es mir doch zuweilen vor, als sey er aus Bronze gegossen.“ Bei diesen Festlichkeiten in Weimar erhielt der deutsche Dichter, von einem deutschen Regenten noch nicht mit einem Ehrenzeichen versehen, von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion, und von dem Kaiser Alexander von Rußland den St. Annenorden. Doch, über diese Vernachlässigung ist weiter nichts zu sagen, da die Großen in Deutschland die großen Gelehrten nicht besonders schätzen, und drollig ist es z. B., daß die Wiener vornehme Welt den herrlichen Nationaldichter erst durch eine französische, durch Graf Boufflers besorgte Uebersetzung der „Philosophie der Grazien“ kennen lernte.

Durch Napoleons Vorgreifen und Usurpation in Deutschland wurde Wieland, der bis dahin ein gemäßigter Patriot gewesen war, und der das morsche Gebäude des deutschen Staatskörpers mit hellen Augen betrachtet gehabt, in seinen Ansichten der Umwälzung

Deutschlands irre geführt, und zwar divinirte auch er jetzt die Entwicklungsperiode deutscher Freiheit, oder vielmehr deutscher Wiederherstellung; doch erlebte er sie nicht. — Seine Augen litten jetzt sehr, und im Herbst 1809 überfiel ihn ein Nervenfieber, welches die Kräfte des Greises so mitnahm, daß er nur langsam und kaum genas. Der treuen Pflege seiner Töchter, und dem stärkenden uralten Wein, welchen ihm der Herzog zukommen ließ, schreibt er die neue Lebensbewegung zu. An der Uebersetzung der Briefe des Cicero arbeitete er noch emsig fort, und es verdient bemerkt zu werden, daß der alte Wieland am 4ten April 1809 noch Mitglied der Freimaurerloge „Amalia" zu Weimar wurde. Wie sehr die Loge ihn ehrte, beweiset der Umstand, daß ihm, als er seinen 80sten Geburtstag feyerte, die Brüder eine einfach-sinnige Medaille überreichten, die auf der einen Seite sein wohlgetroffenes Brustbild hat, und auf der Kehrseite die Lyra, mit einigen Attributen höhern Ranges der Loge verziert, und mit der Umschrift: dem unsterblichen Sänger! — Bei einem Umsturz mit dem Wagen in seinen spätesten Jahren, brach er das Schlüsselbein; er ertrug den Schmerz und die langsame Heilung mit einem Stoicismus und mit einer philosophischen Ruhe, welche überzeugend bewiesen, daß diese Philosophie der Alten bei ihm kein Hirngespinnst war, sondern stark in sein Leben mit einwirkte.

Osmannstädt hatte Wieland nie vergessen, und seine Freunde brachten es dahin, daß dieses Gut ein Eigenthum der Familie Brentano wurde. Hier dereinst zu ruhen, neben denen, welche ihm im Leben so werth gewesen, war immer sein Wunsch gewesen, und zu einem einfach-schönen Monument, welches die drei Grä-

ber bezeichnen sollte, machte er selbst, der gute Alte, die Grabschrift:

„Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein."

Noch im Anfang des Januar 1813 vergnügte er sich in Weimar an Ifflands trefflichem Spiel; kaum war er aber aus dem Schauspiel zurück gekommen, so traf ihn eine Art von Nervenschlag, der ein Fieber zur Folge hatte. In lichten Zwischenräumen beschäftigte er sich noch mit der Uebersetzung der Briefe des Cicero, und in der Fieberhitze phantasirte er vorzüglich von Shakespeare, bald deutsch, bald in englischer Sprache. Kurz vor Mitternacht am 20sten Januar 1813 schlummerte er sanft, ohne in den letzten Momenten Bewußtseyn gehabt zu haben, hinüber.

Trauer erfüllte Hof und Stadt bei der Nachricht von dem Hinsterben dieses großen Dichters. Sinnig und schön war sein Leichenbegängniß. In einem geschmackvoll gezierten Saal des Rath Bertuch wurde die Leiche am 24sten Januar Abends ausgestellt. Der Kopf der ehrwürdigen Leiche war mit einem Lorbeerkranz geziert, und auf dem Deckel des Sarges lagen die Prachtausgaben von „Oberon" und „Musarion" mit Lorbeer umwunden. Am Fußgestell sah man auf einem rothen Sammetkissen den St. Annenorden und das Kreuz der Ehrenlegion. Sanft war der Todesengel an dem lieblichen Sänger vorüber gegangen; Wieland schien nur zu schlafen, nicht einen schmerzhaften Todeskampf gekämpft zu haben. — Mit einem Pomp, der Trauer um den großen Todten angemessen, wurde er am 25sten Januar 1813 in Osmannstädt beigesetzt. Sechzehn Brü-

der der Loge trugen die werthe Leiche, und außer einer Deputation der Bürgerschaft von Weimar sah man hinter dem Trauerzug auch das Personale der französischen Gesandtschaft.

So bitter Wieland oft getadelt ist, so bleibend sind doch seine Verdienste um die Förderung deutscher Literatur, und mehrere von seinen Schriften werden eine Zierde der Deutschen seyn, so lange ihre Sprache noch geredet oder gelesen wird. Im romantischen Gedicht ist er sogar ein Original, welches noch niemand von denen, die es versuchten, ihm nachzuahmen, wieder erreicht hat. Er brachte Leichtigkeit und Gewandheit in Ton und Styl unserer Sprache, sein Vers ist fließend, melodisch, mitunter etwas dreist, und was ihm an eigner, großer Erfindung abgeht, das ersetzt er überflüssig durch das glücklichste Spiel der Scherze, und durch eine schalkhafte Frivolität, die dem Dichter frei stehn muß, und nur von dem allzustrengen Sittenrichter, der keinen richtigen Begriff von dem ganzen Umfang der Dichtkunst hat, getadelt werden kann.

Wielands Aeußeres entsprach ganz dem, wie wir den Dichter in ihm kennen lernen. Sein Körper war von Jugend auf nie stark, vielmehr beinahe schwächlich, aber im vollsten Ebenmaaß, und Wieland wußte sich eine sehr feine Haltung zu geben. Er sprach gern und angenehm, war weit entfernt, im Gespräch einigen Werth auf seinen Namen legen zu wollen, und man mußte ihn dabei ansehn, um ihn lieb zu gewinnen. Sein Gesicht war wirklich ein Gelehrten-Gesicht. In seinem großen Auge lag viel Ausdruck, und um den Mund hatte er einen Zug des Lächelns, welches man schalkhaft nennen konnte. Sein Haar wurde schon früh dünn, daher trug er bald ein schwarzes Käppchen, welches ihn

sogar kleidete. — Er arbeitete nicht, wie große Köpfe es wohl zu thun pflegen, ungeregelt, sondern wie er in allem ordnungsliebend war, so hatte er auch seine bestimmten Stunden, wo er mit Anstrengung arbeitete. Auf seinem Studierzimmer sich beschäftigen zu müssen, war ihm ein sehr angenehmes Bedürfniß geworden. Uebrigens war er ein Freund der Geselligkeit und der Natur, sehr mäßig im Genuß, ohne pedantisch, oder störend, oder Sittenprediger seyn zu wollen, und in seiner ausgebreiteten Familie und Bekanntschaft war er der zärtlichste Familienvater, der gutmüthigste Gesellschafter, der herzlichste Freund. Von leidenschaftlicher Aufwallung in Wort und Schrift ist er nicht immer frei geblieben, doch strafte er, wie alle solche Charactere, am mehrsten durch jede kleine Uebereilung sich selbst. — Wieland war ein einflußreicher Dichter für die Bildung deutscher Literatur, er war ein geschmackvoller, wie Athen seine Philosophen im Blüthenalter uns zeigt, und dabei war er auch ein moralisch-guter Mensch, und sein Wandel ohne Tadel.

Berichtigungen und nachträgliche Bemerkungen.

Seite 9. Der Prinz Braunschweig-Oels wurde nicht von Halle nach Frankfurt, sondern sogleich von Halle nach Prenzlow versetzt. Jene Karrikatur-Scene, welche zu Frankfurt an der Oder historisch richtig vorfiel, hat daher ihn nicht betroffen.

Seite 35. Einige behaupten, daß es der 28ste Julius gewesen sey, wo der Herzog vor Halberstadt anlangte. Allein nach allen treu-historischen Berichten war es der 29ste Julius. Sonderbar ist es, wie Zeitgenossen über das, was sie selbst erlebten, und was ihnen noch in recenti memoria seyn muß, in einer Ungewißheit schweben können.

Seite 54. Nicht in wenigen Stunden nach der tödtlichen Verwundung verschied der Herzog, sondern gleich darauf. Schnell übereilte ihn der Tod; er hatte nicht Zeit, sich weiter mit dem Leben abzufinden, als nur nach seinem Adjudanten zu fragen.

Seite 170 (letzte Zeile), soll heißen: den 25sten August.

3tes Heft, Bülow von Dennewitz. Das funfzehnte Linien-Infanterieregiment unter dem Namen „Bülow von Dennewitz," hat der König, bei einer großen Heerschau zu Ende Julius 1816, dem Prinzen von Oranien verliehen.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Heft.

Seite.

I. Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg und Oels. 1

II. Luise, Königin von Preußen. . . . 59

III. Theodor Körner. 133

Zweites Heft.

I. Moreau. 183

II. Andreas Hofer. 245

III. August Wilhelm Iffland. . . 299

Drittes Heft.

I. Bülow von Dennewitz. . . Seite 335

II. Nelson. 435

III. Wieland. 495

Folgende neue empfehlenswerthe Schriften sind zur Leipziger Michaelis-Messe 1816 erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Happich, K., neue Exempeltafeln zur Uebung in den vier Grundrechnungen; ein noch unbenutztes Hülfsmittel für Lehrer in Volksschulen. Mit großen, zwei Zoll hohen Ziffern. 16 gr.

Baumgarten, J. C. F., neueste und zweckmäßigste Anleitung, im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen zu unterrichten, und im Denken zu üben. Für Volksschullehrer, welche in Einem Buche die Lautmethode, die neuesten Schreib- und Rechenmethoden, die Pestalozzische Einheits- und Bruchtabelle, die Gesanglehre nach Ziffern, und die zweckmäßigsten unmittelbaren Denkübungen für Kinder kennen lernen wollen. 8. 20 gr.

Nicolai, C., Gemälde des weiblichen Lebens. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Hildebrandt, C., die Colonie auf St. Helena. Ein Roman in 2 Theilen. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Gesellschaftsbüchlein, neuestes, für frohe Zirkel. Enthaltend die besten Lieder von Schiller, Voß, Langbein, Göthe, Tiedge, Theod. Körner, Mathisson

u. a. m., und die vorzüglichsten Scherz- und Pfänderspiele. Nebst einem Anhange der auserlesensten Karten- und anderer Kunststücke. 1ster und 2ter Theil. Vierte verb. und vermehrte Auflage. 8. geh. jeder Theil 9 gr.

Dessen 3ter Theil. 8. geh. 9 gr.

Meineke, J. H. F., die Verskunst der Deutschen, aus der Natur des Rhythmus entwickelt, in Vergleichung mit der griechisch-römischen. Zum Schulgebrauch, wie auch für Liebhaber der Dichtkunst und Musiker. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Müller, H., Friedensbüchlein. Eine Schrift für's deutsche Volk. Mit erläuternden Geschichten. 8.

Carl und Hermine, oder Liebe und Täuschung. Zur Warnung für Aeltern und ihre Töchter. 8.

Wendeler, K. L., vollständiges Wörterbuch zu den Anecdoten und Aufsätzen der Arnold-Fahrenkrügerschen englischen Grammatik. gr. 8. 6 gr.

Frantz, K. W., Vorschläge zur Verbesserung des musikalischen Theils des Cultus. 8. 6 gr.

Gleim, Emilie, Weihestunden froher Geselligkeit. Eine Sammlung von Räthseln, Charaden und Logogriphen der besten Schriftsteller Deutschlands. 8. geh. 9 gr.

Nicolai, C., Erzählungen, Schwänke und Launen. 2 Bände. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

(1ster Theil enthält: 1. Der Kornpreis; ein Schwank. 2. Die Stecknadel; eine Erzählung. 3. Nothwendige Bagage einer reisenden Schauspielergesellschaft, benebst unterschiedlichen Unterrichten und Warnungen. 4. Bruchstück aus dem Tagebuche eines Gastwirths; eine Laune. — 2ter Theil enthält: 1. Idalia, eine Erzählung. 2. Die Reise in das Bad; eine Erzählung.)

Müller, H., Paulowna, oder das unglückliche Mädchen im Todtengewölbe unter dem brennenden Moskau. Ein Schaudergemälde aus dem französisch-russischen Kriege. 3 Bände. 8. 3 Rthlr. 8 gr.

Feldzug, abentheuerlicher und wunderbarer, eines jungen Kosackenofficiers. 8. 22 gr.

In der vergangenen Leipziger Oster-Messe 1816 sind folgende gemeinnützige Schriften erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Baumgarten, J. C. F., Stoff zu angenehmen Denkübungen für die Jugend. 8. 18 gr.

Buch, das schwarze, des französischen Kaiserhofes. Eine Darstellung und Beleuchtung der Handlungen und Verbrechen, welche durch Napoleon und seine Gehülfen verübt worden sind. Dritte vermehrte Auflage. 8. geh. 1 Rthlr. 4 gr.

Cramer, F., Gedichte. 12. geh. 12 gr.

Hildebrandt, C., der achtzehnte October, oder das eiserne Kreuz. Ein Roman. 3 Theile. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Ignez und Leonelli. Eine spanische Geschichte. — Lorenza, oder das Unschuldsopfer aus Kindesliebe. — Adelaide und Adelbert, ein Feenmährchen. — Franziskus, oder die Mitternachtsstunde im Klostergarten. Neue Ausgabe. 8. 18 gr.

Leuchtkugeln. Ein Journal in zwanglosen Heften. 8tes Heft. 8. 18 gr.

Malinowsky, v., Elementarbuch der Insectenkunde, vorzüglich der Käfer. Nebst einer Anweisung, die Insecten zu erkennen, zu bestimmen, zu finden, aufzuspießen, zu sammeln, zu stellen, aufzubewahren und zu versenden. Ein Geschenk für kleine Insectensammler. 8. geh. 1 Rthlr.

Müller, H., der neueste deutsche Jugendfreund, oder Erzählungen für Knaben und Mädchen, zur Ausbildung ihres Verstandes und Herzens. 2 Theile. 8. geh. 1 Rthlr.

Nagel, J. F. G., Gedichte, 8. geh. 14 gr.

Nicolai, C., die Riesensteinburg, oder deutsche Frauenwürde. Ein historisch-romantisches Gemälde der Vorzeit. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Portrait Theod. Körners. Gest. von Clar. 8 gr.

Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft, unter Napoleon Buonaparte, in den Jahren 1812 — 1815. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für die Jugend bearbeitet, 1ster Theil. 8 geh. 20 Gr.

Seneka, L. A., Ueber das Verhältniß der wissenschaftlichen Bildung zur sittlichen, oder dessen 88ster Brief, übersetzt und erläutert von D. C. G. W. Lehmann. 8. 6 gr.

Wundergeschichten und Legenden der Deutschen. 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Züge, interessante, Schilderungen und Schreckensscenen aus dem Kriege der Franzosen in Rußland, im Jahr 1812. Aus den Papieren eines russischen Militairs. 8. geh. 1 Rthlr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google